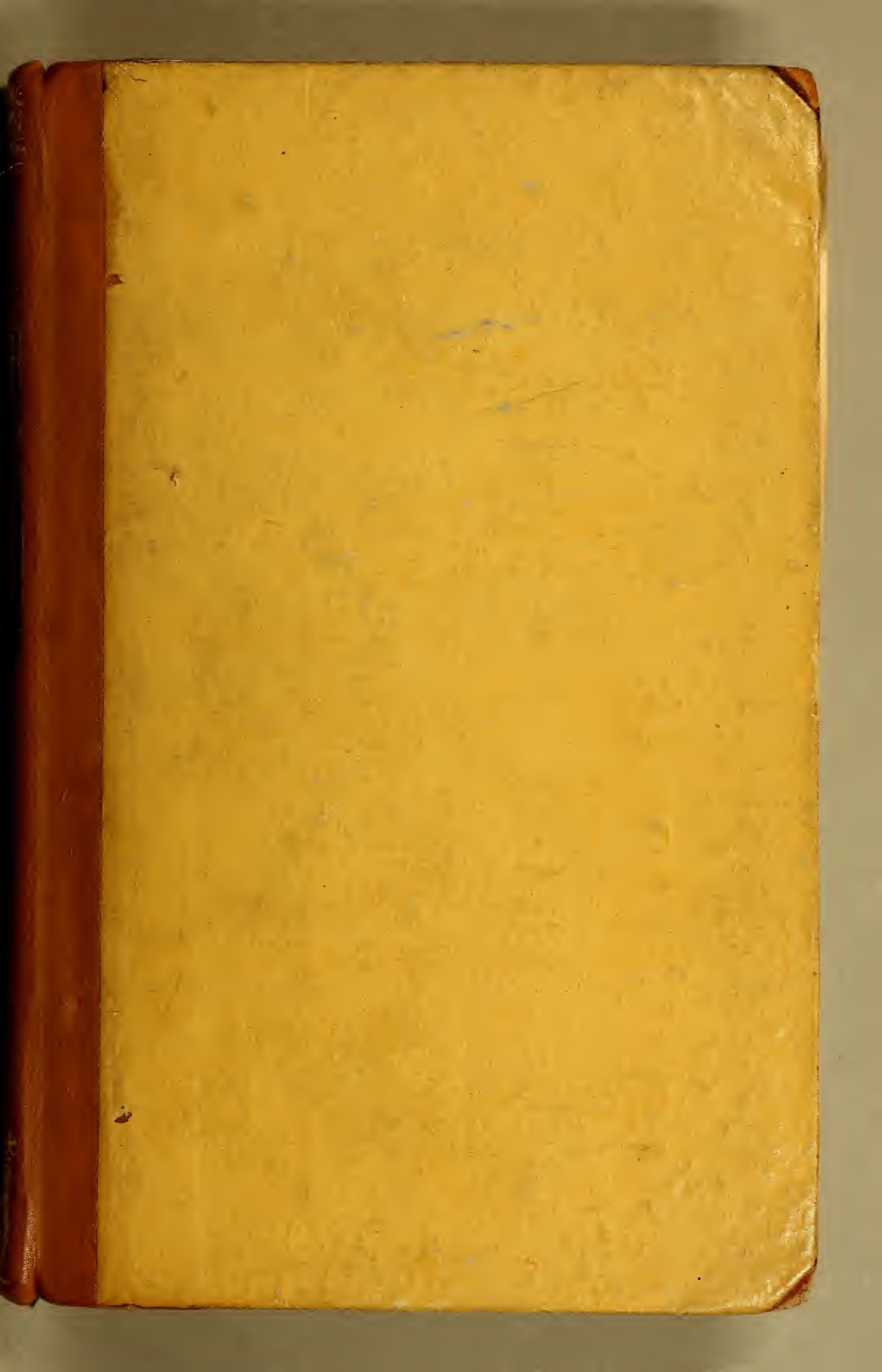
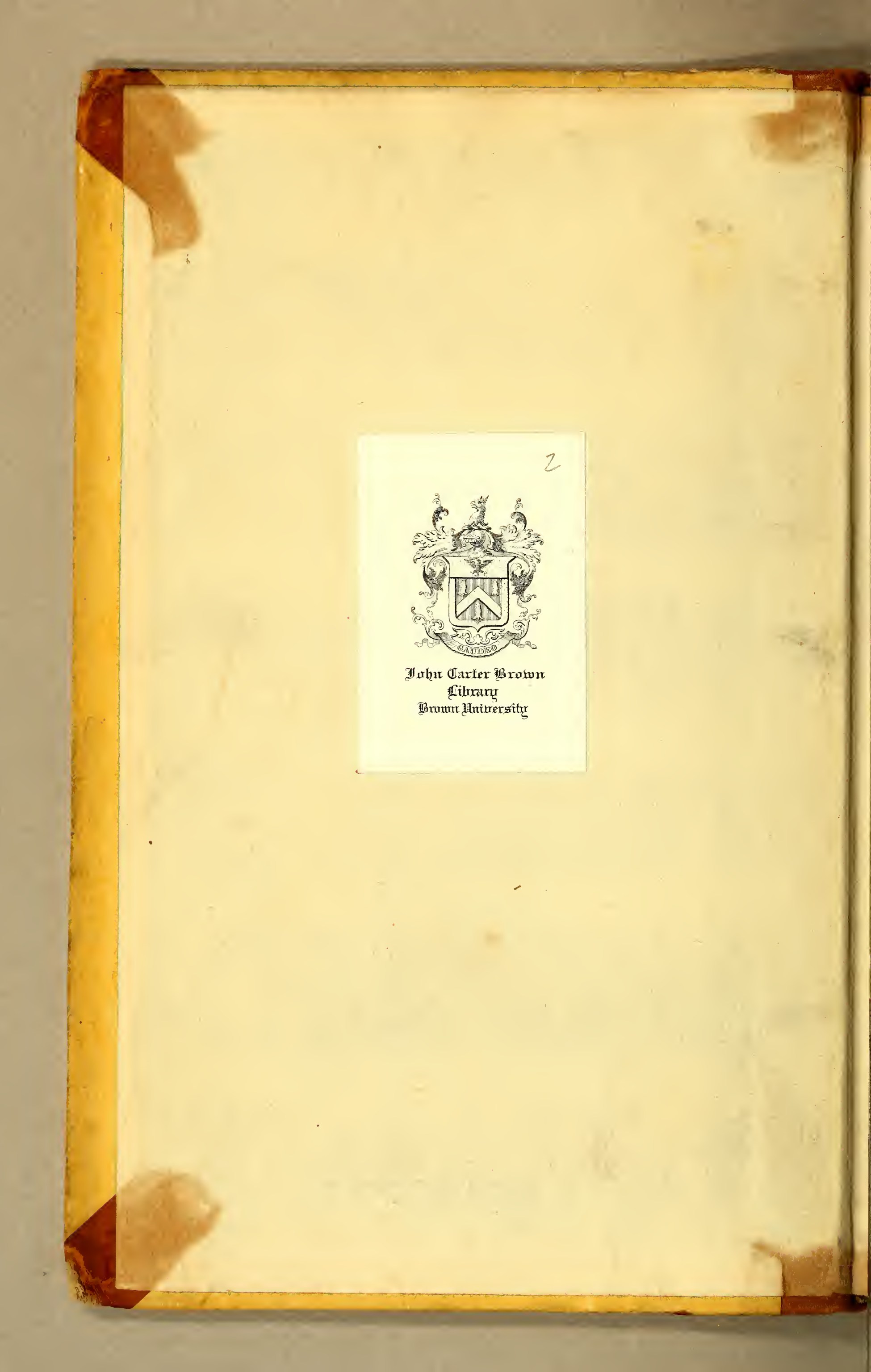



2
GAUDEO
John Carter Brown
Library
Brown University

Reise
nach
Brasilien
in den Jahren 1815 bis 1817

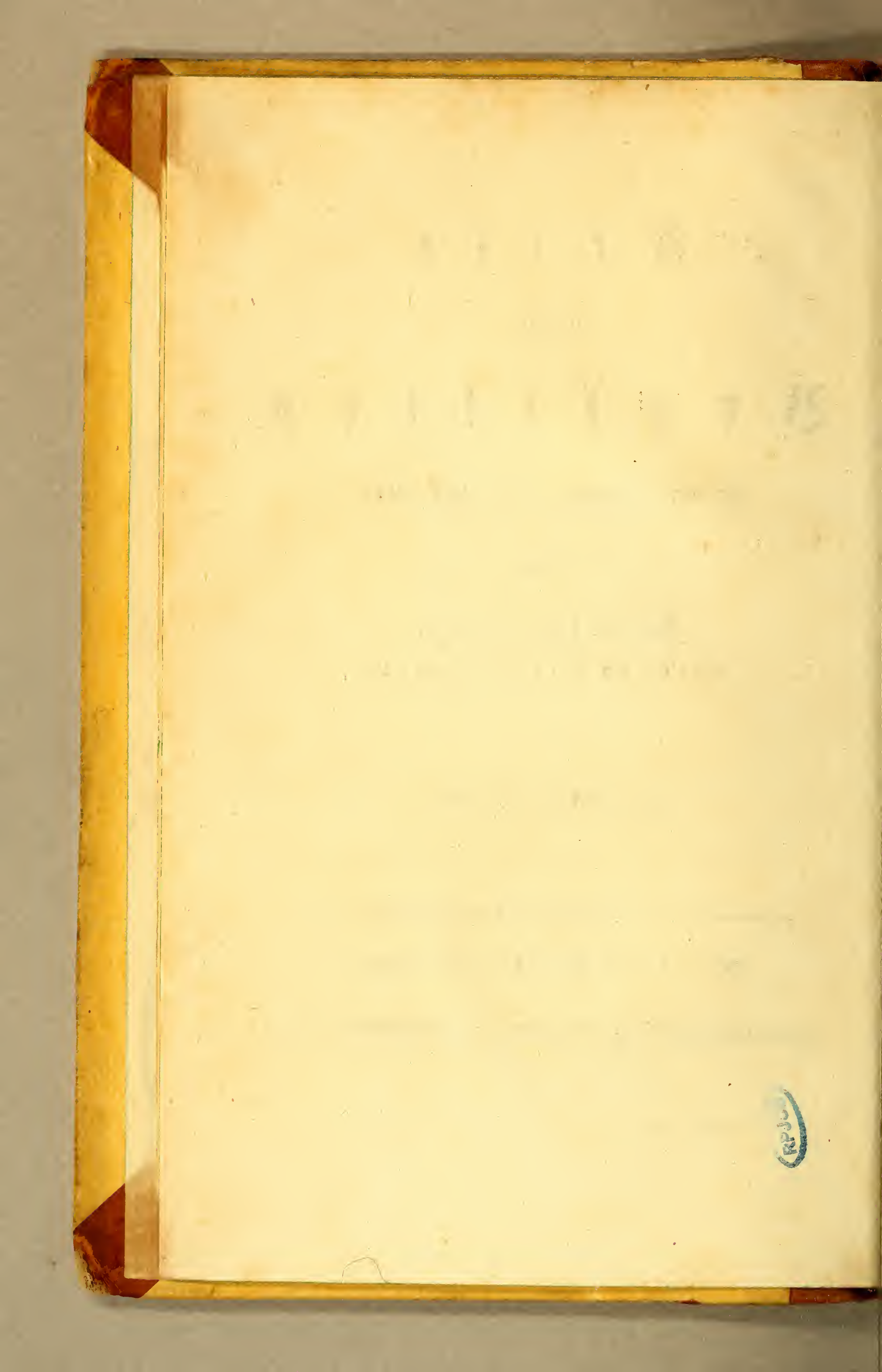
von

Maximilian
Prinz zu Wied-Neuwied.

Zweyter Band.

Mit einer Karte der Ostküste von Brasilien.

Frankfurt a. M. 1821.
Gedruckt und verlegt bey H. L. Brönner.



Reise

nach

Brasilien.

Zweyter Band.

Liebhaber, welche dieser Ausgabe die Kupfer, Vignetten und Karten der Quart Ausgabe beyzufügen wünschen, können solche in einen besondern Atlas vereint bey dem Verleger um 14 Rthlr. sächs. bekommen.

Inhalt des zweyten Bandes.

I.

Einige Worte über die Botocuden.

Unter den Stämmen der Urbewohner von Brasilien existiren heut zu Tage noch manche, welche kaum dem Nahmen nach in Europa bekannt sind. Selbst zwischen der Ostküste und dem höheren Rücken von Minas Geraës, in dem großen Striche der Urwälder, der sich von Rio de Janeiro bis zur Bahia de todos os Santos ausdehnt, oder zwischen dem 13ten und 23ten Grade südlicher Breite, leben verschiedene umherziehende Horden wilder Völker, von denen wir bis jetzt nur sehr wenig wußten.

Unter diesen zeichnen sich die Botocuden durch mancherley eigene Charakterzüge besonders aus. Bis jetzt hat noch kein Reisender genaue Nachricht von diesem Stamme gegeben. Blumenbach hat ihrer in seiner Abhandlung de Generis humani varietate nativa gedacht, und auch der Engländer Mawe (*) ihrer beyläufig erwähnt; allein in den ältern Zeiten kannte man sie nur unter dem Nahmen der Aymorés, Aimborés oder Amburés. Mawe bezeichnet auf seiner Karte die von ihnen bewohnte Gegend blos mit dem allgemeinen Nahmen der Heimath der Antropophagen-Indier. Da man in Minas Geraës, wo er sich aufhielt, mit den Botocuden im Streite

(*) J. Mawe's travels in the interior of Brazil, p. 171.

lebte, so konnte er sie nicht selbst beobachten und deshalb keine genauere Nachrichten von ihnen mittheilen.

Ehemals waren die Aymorés im höchsten Grade furchtbar für die schwachen portugiesischen Ansiedlungen, bis man sie späterhin mit Nachdruck angriff und in die Wälder zurücktrieb, wo sie heut zu Tage unter dem Nahmen der Botocuden leben. In Southey's hystory of Brazil und in der Corografia Brazilica findet man Nachrichten über die Verheerungen, welche diese Wilden zu verschiedenen Zeiten, besonders zu Porto Seguro, S. Amaro, Ilhéos u. s. w. angerichtet haben. Von den Aymorés, die ehedem am Flusse Ilhéos gewohnt haben, existirt nur noch ein kleiner Rest: ein Paar alte abgelebte Personen, die unter dem Nahmen der Guerens (*) am Flusse Itahype oder Taïpe sich aufhalten. Aber noch immer weckt der Nahme Aymorés oder Botocudos bey den europäischen Ansiedlern Empfindungen von Abscheu und Schrecken, weil diese rohen Menschen allgemein in dem Rufe stehen, Anthropophagen zu seyn. Den Nahmen Botocudos haben sie von den großen Holzpflöcken, womit sie Ohren und Lippe verunstalten; denn Botoque bedeutet im Portugiesischen ein Faßspund. Sie selbst nennen sich Engeräckmung (**), und hören es sehr ungern, wenn man sie Botocudos nennt. Ob sie gleich von der Küste verdrängt worden sind, so blieb ihnen demungeachtet noch ein weiter Strich undurchdringlicher Urwälder zum ruhigen, ungestörten Zufluchtsorte frey. Heut zu Tage bewohnen sie den Raum, der sich längs der Ostküste, jedoch mehrere Tagereisen vom Meere entfernt, vom 15ten bis zu 19 ½ Graden südlicher Breite ausdehnt, oder zwischen dem Rio Pardo und Rio Doçe liegt. Sie unterhalten von dem einen dieser beyden Flüsse bis zum andern eine Verbindung längs der Gränzen der Capitania von Minas Geraës; näher an der Seeküste aber findet man einige andere Stämme, die Patachos, Machacalis

(*) Ausgesprochen wie das französische Wort Guerins, nur hört man das s am Ende.

(**) Das E am Anfange des Wortes wenig hörbar.

u. s. w. Westlich dehnen sich die Botocuden bis zu den bewohnten Gegenden von Minas Geraës hin aus; Mawe verlegt ihren äußersten Wohnplatz an die Quellen des Rio Doçe nach S. José da Barra Longa. Überall, in Minas so wie am Rio Doçe, führt man Krieg gegen sie; in früheren Zeiten waren besonders die Paulisten (Bewohner der Capitania von S. Paulo) ihre unablässigen Feinde. Am Rio Grande de Belmonte findet man bis Minas Novas hinauf die Gesellschaften der Botocuden, die hier in ungestörter Ruhe leben. Jede Truppe hat ihren Anführer (von den Portugiesen Capitam genannt), der nach Verhältniß seiner kriegerischen Eigenschaften mehr oder minder in Ansehen steht. Nordwärts am rechten Ufer des Rio Pardo zeigen sie feindliche Gesinnungen; ihren Hauptsitz haben sie jedoch in den großen Urwildnissen an beyden Ufern des Rio Doçe und des Belmonte. In diesen Wäldern schalten sie ungestört, und am Flusse S. Matthaeus streifen sie noch zuweilen bis nahe an die Seeküste hinab.

Dies sind die Gegenden, welche heut zu Tage diesem Stamm zum Wohnsitz dienen. Ihre frühere Geschichte, wovon wir einige Notizen in den Werken der Jesuiten und anderer Schriftsteller finden, die Southey in seiner History of Brazil zusammengestellt hat, zeigt, daß sie immer zu den rohesten und wildesten der Tapuyas gerechnet und sehr gefürchtet wurden; dieses Urtheil von ihnen findet man auch noch in den gegenwärtigen Zeiten bestätigt.

Die Natur hat diesem Volke einen guten Körperbau gegeben, denn sie haben eine bessere und schönere Bildung als die übrigen Stämme. Sie sind größtentheils von mittlerer Statur, einzelne erreichen eine ziemlich ansehnliche Größe; dabey sind sie stark, fast immer breit von Brust und Schultern, fleischig und muskulös, aber doch proportionirt; Hände und Füße zierlich; das Gesicht hat, wie bey den andern Stämmen, starke Züge und gewöhnlich breite Backenknochen, zuweilen et=

was flach, aber nicht selten regelmäßig gebildet; die Augen sind bey mehreren klein, bey andern groß, aber durchgängig schwarz und lebhaft. Der Mund und die Nase sind oft etwas dick. Zuweilen soll man jedoch auch blaue Augen unter ihnen antreffen, wie dies von der Frau eines Anführers am Belmonte gerühmt ward, die unter ihren Landsleuten für eine große Schönheit galt. Von den Gabilis behauptet Barbot, daß die meisten Weiber blaue Augen hätten (*), welches jedoch unwahrscheinlich ist. Ihre Nasen sind stark, meist gerade, auch sanft gekrümmt, kurz, bey manchen mit etwas breiten Flügeln, bey wenigen stark vortretend; überhaupt giebt es so mannigfaltige und starke Verschiedenheiten der Gesichtsbildung unter ihnen, als bey uns, obgleich die Grundzüge mehrentheils auf dieselbe Art darin ausgedrückt sind. Das Zurückweichen der Stirn ist wohl kein allgemeines sicheres Kennzeichen (**). Ihre Farbe ist ein röthliches Braun, welches heller oder dunkler variirt; es finden sich indessen Individuen unter ihnen, die beynahe völlig weiß, und selbst auf den Backen röthlich gefärbt sind; nirgends aber habe ich diese Völker von so dunkler Haut gefunden, als einige Schriftsteller es wollen, dagegen öfters mehr gelblich braun. Ihr Kopfhaar ist stark, schwarz wie Kohle, hart und schlicht; die Haare am übrigen Körper dünn und gleichfalls straff; bey der weißlichen Varietät ist das Kopfhaar mehr schwarzbraun, Augenbraunen und Bart rupfen viele aus,

(*) Barbot in seiner Relation of the Province of Guiana sagt von den Gabilis: The eyes of the woman for the most part blue; Barrère hingegen erwähnt hiervon nichts.

(**) S. Vater im 3ten Theile 2te Abtheilung des Mithridates S. 311. Ich habe, um eine Probe von der Gesichtsbildung der Botocuden zu geben, mehrere Abbildungen von ihnen auf der 17ten Tafel (in der 4to Ausgabe) dargestellt; auch ist kürzlich in Sir William Ouseley's Travels in various countries of the East; more particulary Persia vol. I. p. 16 sq. eine Abbildung einer alten Botocudin erschienen, die in ihrer Gesichtsbildung wohl den Charakter einer solchen Waldmatrone trägt, auch die Verunstaltung der Ohren und Unterlippe, zwar etwas undeutlich, zeigt, aber mit einem scheinbar krausen Haare versehen ist, welches man bey den ächten und reinen Amerikanern nirgends findet.

andere aber lassen sie wachsen, oder schneiden sie blos ab; die Weiber leiden nie Haar am Körper. Ihre Zähne sind schön geformt und weiß. Sie durchstechen Ohren und Unterlippe und erweitern die Öffnungen durch cylindrische, von einer leichten Holzart geschnittene Pflöcke (*), die immer größer genommen werden, dergestalt, daß ihr Gesicht dadurch ein höchst sonderbares widerliches Ansehen erhält. Da sie sich durch diese häßliche Entstellung so auffallend auszeichnen, so schien es mir wichtig darüber genaue Nachforschungen anzustellen und ich theile meinen Lesern hier mit, was ich theils durch eigene Ansicht, theils durch glaubhafte Nachrichten davon in Erfahrung gebracht habe.

Der Wille des Vaters bestimmt die Zeit, wenn die Operation vorgenommen und das Kind die seltsame Zierde seines Stammes erhalten soll, welches gewöhnlich schon im siebenten oder achten Jahre, öfters auch noch früher geschieht. Man spannt zu dem Ende die Ohrzipfel und Unterlippe aus, stößt mit einem harten zugespitzten Holze Löcher hindurch und steckt in die Öffnungen erst kleine, dann von Zeit zu Zeit größere Hölzer, welche endlich Lippe und Ohrläppchen zu einer ungeheuren Weite ausdehnen. Wie häßlich Ohren und Lippe und durch sie das ganze Gesicht entstellt werden müssen, mag man aus der Größe des Pflockes schließen, welcher auf der 13ten Platte, Figur 4 (in der 4to Ausgabe) abgebildet ist. Man halte diese Abbildung nicht für übertrieben; denn ich maß ein solches cylindrisches Ohrholz des auf der 11ten Vignette des ersten Theils abgebildeten Chefs Kerengnatnuck, und fand, daß dasselbe vier Zoll vier Linien englisches Maß im Durchmesser hielt, bey einer Dicke von anderthalb Zoll. Die Zeichnung stellt dasselbe in natürlicher Größe dar. Diese Scheiben verfertigen sie aus dem Holze des Barrigudo-Baums (Bombax ventrisosa), welches leichter als Kork und sehr weiß ist. Die

(*) Sie nennen das Holz für die Lippe Gnimató (gni ausgesprochen wie im Französischen und etwas durch die Nase), das in den Ohren aber Numä (Nu durch die Nase, mä kurz ausgesprochen).

weiße Farbe erhält dasselbe erst durch sorgsames Trocknen am Feuer, indem dadurch der Saft sich verflüchtiget. Obgleich diese Hölzer äußerst leicht sind, so ziehen sie bey älteren Leuten dennoch die Lippe niederwärts; bey jüngeren hingegen steht sie gerade aus, oder etwas aufgerichtet. Es ist dies ein auffallender Beweis von der außerordentlichen Dehnbarkeit der Muskelfieber; denn die Unterlippe erscheint nur als ein dünner um das Holz gelegter Ring, und eben so die Ohrläppchen, welche bis beynahe auf die Schultern herabreichen. Sie können das Holz herausnehmen so oft sie wollen; dann hängt der Lippenrand schlaff herab und die Unterzähne sind völlig entblößt. Mit den Jahren wird die Ausdehnung immer größer und oft so stark, daß das Ohrläppchen oder die Lippe zerreißt, alsdann binden sie die Stücke mit einer Çipó wieder zusammen und stellen den Ring auf diese Art wieder her. Bey alten Leuten findet man meistens das eine, oder selbst beyde Ohren auf diese Art zerrissen. Da der Pflock in der Lippe beständig gegen die mittleren Vorderzähne des Unterkiefers drückt und reibt, so fallen diese zeitig, ja schon im zwanzigsten bis dreißigsten Jahre aus, oder sind misgestaltet und verschoben. In dem berühmten anthropologischen Cabinette des Herrn Ritter Blumenbach zu Göttingen habe ich den Schädel eines jungen zwanzig- bis dreißigjährigen Botocuden niedergelegt, der eine osteologische Merkwürdigkeit ist. Auch an diesem Kopfe nimmt man wahr, daß der große Botoque die Vorderzähne des Unterkiefers bereits hinweggeschoben und dabey auf die Kinnlade selbst so stark gedrückt hat, daß die Alveolen der Zähne völlig verschwunden sind, und der Kiefer an dieser Stelle scharf wie ein Messer geworden ist. Auf der Vignette dieses ersten Abschnittes (in der 4to Ausgabe) ist der eben erwähnte Schädel mit dem merkwürdigen Unterkiefer abgebildet, und ich verdanke der Güte des Herrn Ritter Blumenbach, dieses gelehrten Anthropologen, als eine Erklärung zu diesem Kupfer, die kurze Beschreibung jenes Schädels, welche diesem 1ten Capitel des 2ten Theiles

meiner Reise, als Anhang beygefügt ist (*). Gewiß wird jene Zugabe aus der Feder eines so geachteten Gelehrten allen Naturforschern und Anthropologen willkommen seyn. Der Botoque ist den Botocuden im Essen ungemein hinderlich, und Unreinlichkeit ist die unmittelbare Folge davon (**). Tauschten wir ihnen die Ohrhölzer ab, so hiengen sie den dadurch leer gewordenen weiten Rand des Ohrläppchens auf den oberen Theil des Ohres (***). Das weibliche Geschlecht schmückt sich, wie das männliche, mit dem Botoque; doch tragen die Weiber ihn kleiner und zierlicher als die Männer. Auf Tafel 13, Figur 5. (in der 4to Ausgabe) ist ein solches Holz einer Frau in natürlicher Größe abgebildet. Selbst den übrigen Stämmen der an der Ostküste wohnenden Tapuyas ist diese widrige Verunstaltung sehr auffallend, denn den meisten von diesen gilt sie als Merkmal, wonach sie die Botocuden benennen, so zum Beyspiel geben ihnen die Malalis, die jetzt nur noch als Rest ihres Stammes unter dem Schutze des Quartel von Passanha am oberen Rio Doçe wohnen, den Nahmen Epcoseck, das ist: Großohr.

Es herrscht bey sehr vielen amerikanischen Völkerschaften der Gebrauch, die Unterlippe zu durchbohren. Die Stämme der Tupinambas an den brasilianischen Küsten, trugen grüne Nephrit-Steine in der Unterlippe; von den Stämmen der Urvölker in Paraguay berichtet uns Azara dasselbe. Nach

(*) Herr Ritter Blumenbach hat seitdem das 6te Heft seiner Decades Craniorum herausgegeben, wo auf der 58ten Platte die Abbildung des eben genannten Schädels mit der dazu gehörigen Erklärung gegeben ist.

(**) Sie verkauften uns ohne Umstände diese Zierrathen. Wir machten dabey die Bemerkung: daß diejenigen, welche den Werth des Geldes schon kannten, doch die einzelnen Stücke nach ihrem Werthe nicht unterschieden, sondern nahmen, was ihnen angeboten wurde, wenn es nur rund war. Sie nannten jede portugiesische Münzsorte Patacke, ein Nahme der blos einer Münze zukommt, die etwa den Werth eines Gulden hat.

(***) Denselben Gebrauch fand Cook auf der Osterinsel, s. dessen zweyte Reise um die Welt, Vol. I. tab. 46, pag. 291. „Both men and women have verz large holes, or rather flits in their ears, extendet to near three inches in length. They sometimes flit over the upper part, and than the ear looks as if the flap was cut off."

ihm tragen die Aguitequedichagas ein rundes Stück Holz in den Ohren (*), eben so die Lengoas, welche Pflöcke von zwey Zoll im Durchmesser getragen haben sollen (a). Diese Völker setzen auch in die Unterlippe ein Stück Holz ein; da dieses aber die Gestalt einer Zunge hat, so ist es nicht so entstellend, als das der Botocuden. Denselben Gebrauch fand Azara bey den Charruas (b), und la Condamine sah am Maranhão so weit ausgedehnte Ohrlappen, daß die Öffnung darin 18 Linien im Durchmesser hielt, und die Ohren bis auf die Schulter herabhängen; sie steckten indessen nicht Pflöcke, sondern Blumensträuße in die Öffnung (**). Auch auf den ostindischen und den Südsee-Inseln finden sich ähnliche Gebräuche (***). wie zum Beyspiel auf Mangea in SW. der Society-Isles (****). Die Bewohner von Prinz William's Sound an der NW. Küste von Amerika (1) und die von Oonalashka (2), tragen knöcherne Stifte in der Unterlippe, la Pérouse bildet die Einwohner des Port des Français mit einer Öffnung in derselben ab, und nach Quandt (*****) bewahren die Caraïben und Warauen in Guiana in den großen Öffnungen ihrer Ohrläppchen ihre Näh- und Stecknadeln auf. Die Gamellas am Maranhão trugen große Pflöcke in der Unterlippe wie die Botocuden u. s. w. Aus dem angeführten erhellt, daß der Gebrauch, Ohren und Unterlippe zu durchbohren und mit Zierathen zu versehen, dem rohen Naturmenschen in allen Theilen unserer Erde gemein ist, aber auch, daß in Süd-Amerika die auffallendsten Entstellungen dieser Art vorkommen, und daß die Botocuden es in dieser Kunst wohl am weitesten gebracht zu

(*) Azara voyages dans l'Amérique méridionale Vol. II. p. 83. — (a) Ebendas. p. 149. (b) Ebendas. p. 11.

(**) De la Condamine Voyage dans l'int: de l'Amerique merid. etc. p. 82.

(***) Blumenbach, de generis humani varietate nativa.

(****) Cook's letzte Weltreise, Vol. I. Tab. II. — (1) Ibid. Vol. II. Tab. 46. 47. — (2) Ibid. Tab. 48. 49.

(*****) Siehe Quandt Nachrichten von Surinam S. 246.

haben schienen. Denn da, wo Azara eine Öffnung von zwey Zoll im Ohr fand, beobachtete ich sie am Belmonte von vier Zoll vier Linien englisches Maß, auch findet man bey den Botocuden Ohren und Unterlippe zugleich auf jene empörende Art verunstaltet. Gumilla indessen erzählt von einem Volke, welches unsere Botocuden in Rücksicht der Seltsamkeit der Ohrverzierung noch übertreffen muß, wenn man anders seiner Erzählung glauben darf; denn er fand am Apure und Sarare die Guamos, welche das Ohr spalten und eine Tasche daraus machen (*). Das Ablösen des ganzen Ohrrandes, wie es bey den nordamerikanischen Völkern (**) gefunden ward, gehört ebenfalls zu den merkwürdigen Verirrungen der Phantasie und des rohen Kunstsinns. Die 17te Tafel (in der 4to Ausgabe) zeigt mehrere sehr gut getroffene Botocuden-Physiognomien, an welchen man die durch Ohr- und Lippenpflöcke hervorgebrachten Entstellungen deutlich wahrnehmen kann.

Eine zweyte äußere Verzierung, welche der Botocude liebt, ist die Verschneidung des Kopfhaares. Alle rasiren es um den untern Theil des Kopfes, bis drey Finger breit oder noch höher über die Ohren hinauf glatt ab, so daß blos auf dem Scheitel eine kleine Haarkrone stehen bleibt, die sie von allen ihren Landsleuten an der Ostküste unterscheidet. Sie bedienten sich zum Abscheeren der Haare eines Stückes Rohr (Taquara), welches sie spalteten und auf der einen Seite schärften. Diese Art Messer sind sehr schneidend und nehmen die Haare gut hinweg, allein jetzt sind sie zum Theil schon durch eiserne ersetzt. Von den Haarkronen und dem Verschneiden derselben unter den Aymorés, bey welchen es schon in früheren Zeiten üblich war, redet auch Southey in seiner Geschichte von Brasilien (***). Am Körper reißen sie, wie schon gesagt, die Haare meistentheils aus. Es ist falsch,

(*) Siehe J. Gumilla histoire naturelle, civile et geographique de l'Orenoque T. 1. p. 197.

(**) Daselbst p. 630 und bey Carver.

(***) R. Southey's hist. of Brazil. Vol. I. p. 282.

wenn manche Schriftsteller behaupten, die Amerikaner seyen bartlos; denn es giebt manche unter ihnen, die einen ziemlich starken Bart haben, wiewohl die Mehrzahl von der Natur nur einen Kranz von dünnen Haaren um den Mund herum erhielt (*). Es giebt sogar Kinder unter den Botocuden, welche an den Armen schon sehr behaart sind, wie ich dieses an dem Sohne eines gewissen Anführers am Rio Grande de Belmonte gesehen habe; sie hassen aber dergleichen Behaarung und reißen sie aus. Die männlichen Geschlechtstheile aller südamerikanischen Völker scheinen nur mäßig groß zu seyn; sie stehen daher, was diesen Punkt betrifft, im Gegensatze mit den afrikanischen Stämmen der äthiopischen Race, worüber Herr Ritter Blumenbach uns sehr richtig belehrt hat. (**). Was Azara vom weiblichen Geschlechte der Stämme von Paraguay behauptet, kann ich nicht bestätigen; denn auch für dieses gilt, was von dem männlichen erzählt worden (***). Die Botocuden haben die Gewohnheit, das Zeugungsglied in ein von trokkenen Issara-Blättern geflochtenes Futteral zu stecken, eine Bedeckung, welche sie Giucann, die Portugiesen aber Tacanhoba (Tacanioba) nennen, und welche man Tafel 14, Figur 4 (in der 4to Ausgabe) in natürlicher Größe abgebildet findet. Es herrscht diese Sitte auch bey dem Stamme der Camacan, von welchem ich in diesem zweyten Theile meines Reiseberichts zu reden Gelegenheit finden werde. Bey Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse muß dieses Futteral jedesmal abgenommen, nachher aber wieder aufgezwängt werden.

Sonst wird der Körper dieser Wilden nicht entstellt; indeß ist doch das Bemahlen desselben unter ihnen üblich. Bey allen Nationen der Ostküste findet man nichts von der künstlichen Tatuirung der Nucahiver; eine kleine Figur im Gesichte eines

(*) Als Bestätigung dieses Satzes siehe Blumenbach De generis humane varietate nativa.

(**) S. Blumenbach a. a. O.

(***) S. Azara Voyages etc. Vol. II. p. 59.

jungen Coropo-Indiers war das einzige Zeichen dieser Art, welches ich sahe (*). Die Farben, womit die Botocuden (wie alle Tapuyas von Brasilien) sich bemahlen, werden von dem in jenen Wäldern häufig wachsenden Urucú (Bixa Orellana, Linn.) und von der Genipaba-Frucht genommen. Die erstere giebt ein brennendes Gelbroth, und kommt von der Haut, welche die Saamenkörner einhüllt; aus der andern erhält man ein sehr dauerndes Blauschwarz, welches 8 bis 14 Tage auf der Haut sichtbar bleibt, und womit auch die jetzt christlichen Indier am Amazonenstrome Figuren von Thieren, von Sonne, Mond und Sternen, auf ihre Zeuge mahlen (**). Mit dem ersteren, welcher leichter von der Haut abzuwaschen ist, bemahlen sie vorzüglich das Gesicht vom Munde an aufwärts, wodurch sie ein äußerst wildes, glühendes Ansehen erhalten. Gewöhnlich streichen sie den ganzen Körper schwarz an, nur das Gesicht, die Vorderarme und Füße von den Waden abwärts ausgenommen; jedoch wird an den letzteren der bemahlte Theil von dem unbemahlten durch einen rothen Streif abgesondert. Andere theilen den ganzen Körper der Länge nach, lassen die eine Hälfte in natürlichem Zustande, und färben die andere schwarz, wodurch sie den Masken gleichen, welche man Tag und Nacht zu nennen pflegt; wieder andere mahlen blos das Gesicht glühend roth. Nur diese drey Arten der Färbung habe ich bey ihnen gefunden. Bey einem schwarz bemahlten Körper zieren sie sich gewöhnlich noch mit einem schwarzen Striche, welcher gleich einem Schnurrbarte von einem Ohr zum andern, unter der Nase hindurch in der rothen Gesichtsfarbe geführt wird. Einige wenige endlich, welche von den Schultern bis zu den Füßen hinab an jeder Seite des Körpers schwarz gefärbt waren, hatten nur die Mitte desselben unangestrichen gelassen. Die Farben reiben sie in der Oberschaale einer Schildkröte an, die sie zu diesem Behufe zuweilen unter ihrem Gepäcke mit sich

(*) S. v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft I. S. 137.

(**) S. v. Murr Reisen einiger Missionäre der Gesellschaft Jesu, S. 528.

führen. So bemahlt hat der Botocude dennoch seiner Idee von Schönheit noch nicht völlig Genüge geleistet; es muß nun noch eine Halsschnur von Fruchtkernen oder schwarzen Beeren hinzukommen, die auf einen Faden gereiht werden. Am Rio Doçe verfertigen sie diese Halsschnüre, welche sie Pohuit nennen, von harten schwarzen Beeren, und befestigen in der Mitte zwischen denselben mehrere Zähne von Affen oder Raubthieren: ein Putz, der auch von den Puris und den meisten übrigen brasilianischen Urvölkern getragen wird. Am Belmonte scheinen sie diese schwarzen Früchte nicht zu haben, denn sie bedienen sich daselbst kleiner gelbbräunlicher glänzender Fruchtkerne. Weiber und Kinder tragen häufig solche Schnüre, die Männer hingegen unter den Botocuden seltener, doch fand ich einige, welche selbst um die Stirn herum eine Menge derselben befestigt hatten. Am Rio Doçe hat man öfters Anführer mit einer Menge von Schnüren behangen gesehen, an welchen besonders viele Thierzähne befestiget waren.

Gewöhnlich führen diese Wilden auf ihren Zügen mancherley Tand mit, um sich bey vorkommenden Gelegenheiten damit zu putzen. Um den Hals trägt jeder Mann an einer starken Schnur befestigt sein größtes Kleinod, ein Messer, welches oft nur ein scharfes Stückchen Eisen, oder eine Messerklinge ist, die sich durch den langen Gebrauch bis auf einen kleinen Überrest abgenutzt hat. Dieses Instrument erhalten sie, da sie es fleißig wetzen, äußerst scharf; auf der 14ten Tafel Figur 6 (in der 4to Ausgabe) ist ein solches abgebildet, wie sie es mit einer Schnur umwickelt, zu gebrauchen pflegen.

Ihre Anführer zeichneten sich zuweilen durch einige auf ihrem Kopfe oder am Körper befestigte Vogelfedern aus. Ehedem sah man sie auch wohl mit einem Fächer von zwölf bis fünfzehn oder mehreren hochgelben Schwanzfedern des Japú (Cassicus cristatus) geziert, den sie mit Wachs in die Haare des Vorderkopfs eingeklebt und mit einer Schnur befestigt hatten, und die gelbe Farbe contrastirte nicht übel mit der Kohlenschwärze der

Haare. Diesen gelben Federfächer, der Tafel 13, Figur 6 (in der 4to Ausgabe) abgebildet ist, nennen sie Nucancann oder Jakeräiunn-iokä. Da die Mode ihn seit einiger Zeit verdrängt zu haben scheint, so habe ich am Belmonte ihn nur in ihren Hütten noch gefunden. Andere Anführer schmückten sich blos mit ein Paar Vogelfedern, meistentheils mit denen der Papageyen, welche sie mit einer Schnur vor die Stirn befestigten (*). Ein zu Linhares am Rio Doçe bey einem Überfalle im August 1815 getödteter Anführer war sehr geschmückt, trug um Ober- und Unterarme, Schenkel und Waden Schnüre von hochrothen Arara-Federn (**), und an den beyden Enden seines Bogens waren Büschel von den hochorangefarbenen Federn der Tucankehle (Ramphastos dicolorus, Linn.) befestigt. Es ist indessen doch sehr selten, daß die Botocuden, um sich zu schmükken, von Vogelfedern Gebrauch machen; denn selbst ihre Anführer gehen mehrentheils nackt, und sind wie alle andere bemahlt. Am Rio Grande de Belmonte, wo sie durch das dort herrschende friedliche Einverständniß Gelegenheit zum Tauschhandel haben, erhielten sie zwar einige Tücher und andere Gegenstände, jedoch habe ich nie gesehen, daß sie dergleichen trugen. Die Weiber lieben zwar den Putz und schätzen besonders Rosenkränze, rothe Schnupftücher und kleine Spiegel; die Männer ziehen Äxte, Messer oder anderes Eisengeräthe vor. Kunstsinn verräth sich in dem Schmucke, den sich die Botocuden verfertigen, ganz und gar nicht, dahingegen andere Stämme, wie zum Beyspiel die Camacan im Sertam der Capitania da Bahia, sehr saubere Arbeiten liefern. Die Stämme der Urvölker von Mexico und Perú, besonders aber die Nationen am Maranhâo, sind in dieser Hinsicht den Botocuden und den andern Tapuyas der Ostküste weit überlegen; denn sie ver-

(*) Auf dem Titelkupfer zu Marcgrav's und Piso's Naturgeschichte von Brasilien, findet man diesen Federschmuck abgebildet.

(**) Die Botocuden nennen diesen schönen Papagey Hatarat, und setzen zum Unterschied von einer kleinern Art, das Wort gipakeiú, (groß oder dick) hinzu.

fertigen sehr nette Federarbeiten, die sich besonders durch schöne brennende Farben auszeichnen. Im königlichen Naturalien-Cabinette zu Lisboa sieht man eine höchst interessante Sammlung von seltenen Putzarbeiten, welche denen der Sandwich-Insulaner an Zierlichkeit und Nettigkeit nahe kommen. Einen Beweis hiervon giebt unter andern der merkwürdige mumienartige Kopf eines Brasilianers, welcher sich in der seltenen anthropologischen Sammlung des Herrn Ritters Blumenbach in Göttingen befindet. Er ist auf der 47ten Tafel der Decades Craniorum, aber ohne seinen Federschmuck, abgebildet, und die 17te Platte Figur 1 (in der 4to Ausgabe) dieser Reisebeschreibung, zeigt ihn in seiner ganzen Schönheit. Das weibliche Geschlecht, welches unter allen Zonen der Erde mehr Eitelkeit und Hang zum Putze besitzt, thut es hier in diesen Urwäldern dem männlichen wenig zuvor. Die Weiber bemahlen ihren nackten Körper mit den nämlichen Farben und auf die nämliche Art wie die Männer, sie tragen eben solche Halsschnüre und außerdem noch eine feine Schnur von Tucum. Mund und Ohren sind bey ihnen ebenfalls mit dem Botoque verziert; nur die Beine umwinden sie unter dem Knie und über dem Knöchel mit Stricken von Bast oder Grawathá, weil sie selbe schlank zu erhalten wünschen.

Sonst verunstalten die Tapuyas der Ostküste ihren Körper nicht. Man findet bey ihnen weder den Gebrauch der Omaguas oder Cambevas, welche, um das Gesicht ihrer Kinder dem Vollmonde ähnlich zu machen, ihnen die Stirn zwischen zwey Stükken Holz flach drückten (*), noch den Gebrauch des Naseneindrückens (**), dessen ältere französische Reisende bey den Tupinambas erwähnen; Gewohnheiten, welche aber selbst unter jenen jetzt civilisirten Völkern nicht mehr gefunden werden. Die Kinder der Botocuden sind im Gegentheil oft sehr hübsch,

(*) Die Spanier geben diesem Volke den Nahmen Omaguas, die Portugiesen nennen sie Cambevas. Siehe hierüber LA CONDAMINE voyage etc. pag. 69, und die Corografia brasilica T. II. p. 326.

(**) AZARA voyage etc. Vol. II. p. 60.

und ihr Haupt ziert schon in frühester Jugend eine kleine Haarkrone.

So wie verschiedene brasilianische Stämme in ihrer äußeren Körperbildung einander ähnlich sind, so sind sie es auch in Ansehung ihres sittlichen Charakters. Ihre geistigen Kräfte werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht. Man hat oft Gelegenheit die verständigsten Urtheile und selbst Witz an ihnen wahr zu nehmen. Diejenigen, welche man unter die Weißen bringt, bemerken alles was sie sehen genau, ahmen was ihnen lächerlich dünkt, mit höchst komischen Gebehrden und so treffend nach, daß niemand ihre Pantominen verkennen kann. Eben so begreifen sie leicht und erwerben bald mancherley Kunstfertigkeiten, wie Tanz, Musik und dergleichen. Aber weder von sittlichen Grundsätzen geleitet, noch durch Gesetze in den Schranken bürgerlicher Ordnung gehalten, folgen diese rohen Wilden den Eingebungen ihres Instinkts und ihrer Sinne, gleich der Unze in den Wäldern. Die rohen ungezügelten Ausbrüche der Leidenschaften, besonders der Rachsucht und der Eifersucht sind bey ihnen oft um so furchtbarer, als sie schnell aufwallen. Oft aber verschieben sie auch die Befriedigung der Leidenschaft bis zu einer günstigen Gelegenheit, lassen aber dann auch ihrer Rache vollen Lauf. Eine ihm zugefügte Beleidigung rächt der Wilde gewiß, und es ist ein Glück, wenn er nicht mehr zurück giebt, als man ihm zugefügt hat. Eben so heftig sind sie in der Aufwallung des Zorns. Ein Botocude in der Nähe eines Quartels am Belmonte erschoß eine seiner Weiber, die sich durch körperliche und geistige Vorzüge vor allen andern auszeichnete, aus Eifersucht. Die geringste Beleidigung kann sie aufbringen. Ein Soldat gieng am Belmonte mit einigen Botocuden in den Wald, um zu jagen; einer der sonst sehr friedlich gesinnten Wilden verlangte das Messer des Mulatten, und als dieser es verweigerte, suchte er ihm dasselbe mit Gewalt zu nehmen. Der Soldat machte eine drohende Bewegung, als ob er den Wilden stechen wolle, und sogleich schoß dieser ihn nieder. Als

eines Tages mehrere Botocuden auf dem Quartel Dos Arcos durch einen Unterofficier in der Abwesenheit des Oberofficiers beleidigt wurden, machten sie sogleich gemeine Sache und zogen sämmtlich fort, und nur mit vieler Mühe und vielen guten Worten brachte man sie, um den Frieden mit ihnen zu erhalten, endlich wieder zurück. Um sich bey solchen allgemeinen Angelegenheiten im Walde zusammmen zu rufen, bedienen sie sich eines kurzen, aus der abgestreiften Schwanzhaut des großen Gürtelthiers (Dasypus Gigas, Cuv.) verfertigten Sprachrohrs, welches sie Kuntschung-Cocann nennen; Figur 1 auf Tafel 14 (in der 4to Ausgabe) habe ich es abbilden lassen.

Behandelt man sie mit Offenheit und Wohlwollen, so zeigen sie sich öfters ebenfalls sehr gutherzig, ja selbst treu und anhänglich. Eine gute Behandlung pflegen sie nicht leicht zu vergessen, wie man dies bey unverdorbenen Naturmenschen gewöhnlich findet. In der Nähe von Sta Cruz am kleinen Flüßchen S. Antonio, 7 bis 8 Meilen von Belmonte, lebte eine Familie, bey welcher ein junger Botocude Zutritt hatte, und stets gut und freundlich behandelt worden war. Seine Landsleute streiften zuweilen in feindlicher Absicht in jener Gegend. Eines Tages kam der Wilde in das Haus gerannt und gab durch ängstliche Zeichen zu verstehen, man möchte sich retten, denn seine Landsleute seyen im Anzuge. Man achtete nicht auf diese Warnung; allein bald erschien in der That ein wilder Schwarm von Botocuden und ermordete beynahe alle Bewohner des Hauses. Dennoch ist der Umgang, selbst mit den besten jener Menschen, in ihren Urwäldern immer gefährlich; denn da weder ein inneres noch ein äußeres Gesetz sie bindet, so kann oft ein unbedeutender Vorfall sie feindselig stimmen, und es bleibt daher immer sicherer, ihren Zusammenkünften auszuweichen. Am Rio Grande de Belmonte sind sie jetzt von den guten Absichten der Portugiesen gegen sie überzeugt; man wagt es dort mit ihnen in den Wald und

selbst auf die Jagd zu gehen, aber doch findet man dabey noch immer eine gewisse Vorsicht und Behutsamkeit nöthig.

Trägheit ist ebenfalls ein Hauptzug im Charakter dieser Wilden. Voll natürlicher Indolenz ruht der Botocude unthätig in seiner Hütte, bis das Bedürfniß der Nahrung ihn mahnt, und selbst dann macht er Gebrauch vom Rechte des Stärkern, indem er seine Weiber und Kinder die meisten Arbeiten verrichten läßt. Indessen ist doch ihre Trägheit nicht so groß, als die der Guaranis, wie Azara (*) sie uns schildert; denn sie sind lustig, aufgeräumt und reden gern. Wenn man ihnen etwas Mehl und einen Schluck Branntwein verspricht, so gehen sie einen ganzen Tag mit auf die Jagd. Die Frau muß dem Manne knechtisch gehorchen, und von seinem rasch aufwallenden Zorne zeugen die häufigen Narben an dem Körper des Weibes. Was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört, ist alles ihr Geschäft. Sie müssen die Hütten erbauen, Früchte aller Art zur Nahrung aufsuchen, und auf Reisen sind sie beladen wie Lastthiere. Diese mannigfaltigen und mühsamen Arbeiten erlauben ihnen nicht, sich viel um ihre Kinder zu bekümmern. Sind diese noch klein, so tragen sie sie beständig auf dem Rücken mit sich umher; sind sie schon etwas größer, so bleiben sie sich selbst überlassen, wo sie schnell ihre Kräfte gebrauchen lernen. Der junge Botocude kriecht im Sande umher, bis er den kleinen Bogen spannen kann, alsdann fängt er an sich zu üben, und nun bedarf er zu seiner Ausbildung nichts weiter als die Lehren der Mutter Natur. Die Liebe zu einem freyen, rohen und ungebundenen Leben, drückt sich ihm von früher Jugend an tief ein, und dauert sein ganzes Leben hindurch. Alle jene Wilde, welche man aus ihren mütterlichen Urwäldern entfernt, und in die Gesellschaft der Europäer gezogen hat, hielten wohl eine Zeit lang diesen Zwang aus, sehnten sich indessen immer nach ihrem Geburtsort zurück und entflohen oft, wenn man ihren

(*) Azara Voyages etc. Vol. II. p. 60.

Wünschen nicht Gehör gab. Wer kennt nicht die magisch anziehende Kraft des vaterländischen Bodens, und der früheren Lebensweise!

Wo ist insbesondere der Jäger, der sich nicht nach den Wäldern zurücksehnt, die er von Jugend auf im Genusse der schönen Natur zu durchstreifen gewohnt war, wenn man ihn in das ängstlich treibende Getümmel großer Städte versetzt? Unter Europäern erzogene Wilde, die nachher entflohen, schafften den europäischen Ansiedlungen oft Nutzen, wenn man sie gut behandelt hatte; im Kriege hingegen schadeten sie nicht selten, da sie alle Schwächen der Colonien kannten.

Wenn eine Horde von Botocuden im Walde angezogen kommt; und sich niederlassen will, so zünden die Weiber, nach der Weise der meisten rohen Völker, sogleich Feuer an. Sie nehmen nämlich ein länglichtes Stück Holz mit einigen kleinen Vertiefungen, in welche ein anderer Stock senkrecht gestellt wird, befestigen häufig an das obere Ende des letzteren ein Stück Pfeilrohr, um ihn zu verlängern und besser fassen zu können, nehmen dies zwischen beyde flache Hände, und drehen den Stock schnell hin und her. Unter dem horizontalen Stücke Holz, worin sich die Spitze des Stockes drehen muß, liegt Bast (Estopa) von dem Baume, den die Portugiesen Pao d'Estopa (Lecythis) nennen, welches von andern Personen fest gehalten wird; die losgedrehten Spänchen fangen Feuer und entzünden die Bastfäden. Die Wirkung dieses Feuerzeuges (*) von den Botocuden Nom-Nan genannt, dessen Abbildung man Figur 2 auf der 14ten Tafel (in der 4to Ausgabe) findet (**), ist sicher, kostet aber viel Zeit und Anstrengung; das Umdrehen ermüdet sehr, und öfters müssen mehrere dabey einander ablösen. Auch die Portugiesen bedienen sich zuweilen auf ihren

(*) Man findet ähnliche Feuerzeuge bey den Grönländern, Galibis, Unalaschkern, Kamtschadalen, Hottentotten, Otaheiten, Neuholländern u. a. m.

(**) aa ist das Holz, welches auf dem Stocke bb in senkrechter Stellung gedreht wird.

Zügen in den Wäldern dieser Art Feuer zu machen, wenn es ihnen an einem anderen Feuerzeuge fehlt. Es gehören dazu zwey verschiedene Holzarten, die eine mehrentheils vom Gamelera- (Ficus) und die andere vom Imbaüba-Baum (Cecropia). Ist das Feuer im Brande, so legen die Weiber sogleich Hand an den Bau der Hütten, schneiden die großen Blätter (frondes) der wilden Cocospalmen ab, und stecken sie gewöhnlich in eine längliche Rundung dergestalt in die Erde, daß ihre von Natur schlanken Spitzen sich oben in der Mitte übereinander hinneigen, und auf diese Art ein Gewölbe bilden. Gewöhnlich sind diese einfach erbauten Hütten von länglicher Gestalt, aber oft auch rund. In der Mitte der Hütten liegen Steine, theils um zwischen denselben Feuer anzuzünden, theils um die harten Cocosnüßchen aufzuschlagen. In einer solchen Hütte leben fast immer mehrere Familien beysammen, und mehrere Hütten zusammen werden von den Portugiesen eine Rancharia genannt. Bleiben sie lange an einem Orte, so vervollkommnen sie ihre Wohnung, indem sie Holz und Pfähle hinzufügen, auch Zweige, so wie Stroh und große Pattioba-Blätter (*) oben darauf legen, um die Decke recht dicht zu machen. Aller Hausrath liegt in diesen Hütten blos auf der Erde umher. Er ist zwar sehr einfach, dennoch aber ansehnlicher als der der Puris zu S. Fidelis am Paraïba. Es sind ebenfalls wieder die Weiber, welche die meisten ihrer Geräthschaften verfertigen. Man findet bey ihnen Kochtöpfe aus einem grauen Thone, die sie am Feuer backen; doch bedienen sich nicht alle Botocuden derselben. Zu Trink- und Wassergefäßen benutzen sie meistens die Schaalen von Kürbissen, und wo sie europäischen Wohnungen näher sind, zuweilen die ausgehöhlte Frucht des Calebassen-Baums (Cres-

(*) Folha de Pattioba nennen die Portugiesen nach der Lingoa geral die jung aus der Erde hervortretenden Blätter der Cocos de Pattì, einer Art Palme. Alle diese schönen Gewächse sprossen mit etwa 4 bis 5 Fuß breiten gefalteten Blättern aus der Erde hervor; ihre pinnulae oder Seitenblätter sind alsdann noch in einer breiten Fläche vereint; daher geben sie mit ihrem lederartigen Parenchyma ein vortreffliches Material zu Hüttendächern gegen den Regen.

centia Cuiete, Linn.) in den großen Waldungen aber gewöhnlich lange Stücke des Rohrs, welches in der Lingoa geral der jetzt gezähmten Tupinamba-Stämme, Taquarussú (großes Rohr) genannt wird. Es ist eine Art Bambusa, welche, wie weiter oben schon gesagt worden ist, 30 bis 40 Fuß hoch wird, und die Dicke eines starken Armes erreicht. Um ein Trinkgefäß zu erhalten, schneiden sie ein Glied des Rohrs dergestalt ab, daß der Knoten unten an dem Stücke bleibt, und den Boden desselben bildet. Diese Gefäße, Käkrock genannt, und auf der 14ten Platte, Figur 8 (in der 4to Ausgabe) dargestellt, fassen, da sie 3 bis 4 Fuß lang sind, viel Wasser, springen aber leicht auf; indeß kleben sie die Risse öfters mit Wachs wieder zu. Die Weiber und Kinder holen das Wasser herbey, welches in ihren Hütten nie fehlen darf, verfertigen von der Tucum-Palme Leinen zum Fischfange, und aus den Blattfäden einer Art Bromelia (*), welche die Botocuden Orontiónarick (ó kurz) nennen, so wie aus Baumbast (Embira) starke Schnüre, womit sie auch ihre Bogen bespannen. Zu diesem Behufe läßt man die fleischigten Blätter der Pflanze etwas anfaulen, und zieht alsdann die äußere Haut ab. Solche Fäden sind dauerhafter als Hanf. An Material zu Stricken fehlt es in diesen amerikanischen Urwäldern nicht; denn hier wachsen das Pao d'Estopa (Lecythis), das Pao d'Embira, das Embira branca, Barrigudo (Bombax) und andere Arten. Aus dem Pao d'Estopa, wovon auch die Portugiesen den in großen Lagen abgeschälten weichen Bast in Menge verbrauchen, bereiten diese Wilden ihre Betten; denn sie schlafen nicht, wie die Puris und die meisten südamerikanischen Völker, in Netzen oder Hangmatten; ein Stück Estopa auf der Erde ausgebreitet, dient ihnen zum Lager. Mit diesem Baste scheint auch derjenige verwandt zu seyn, welchen die Encabelladas-Indier am Rio Napo als Decke

(*) In Paraguay werden diese Pflanzen nach Azara Caraguatá genannt, an der Ostküste Grawatha. Siehe Azara Voyages etc. Vol. I. p. 135, und Arruda im Anhange zu Kosters Travels in Brazil.

und Bette gebrauchen, und mit dem Nahmen Yanchama belegen; am Maranhão dient er den Völkern meistens nur als Bettdecke oder Teppich. Allerhand Früchte und andere Lebensmittel, so wie die Waffen, das nöthige Rohr und Federn dazu, machen den Rest des Hausrathes in der Hütte des Botocuden aus.

Das erste Bedürfniß des so eingerichteten Wilden ist nun die Nahrung; ihre Eßlust hat keine Gränzen, und dabey essen sie äußerst gierig und sind während der Mahlzeit für alles andere taub und blind. Füllt man ihnen den Magen recht voll, so ist dies der sicherste Weg zu ihrer Freundschaft zu gelangen, und fügt man noch einige Geschenke hinzu, so ist man ihrer Anhänglichkeit gewiß.

Die Natur hat dem rohen Menschen zur Befriedigung des Hungers die Thiere des Waldes angewiesen, sie lehrte ihn die Jagd, und ließ ihn beynahe in allen Theilen unserer Erde dieselbe rohe Waffe, den Bogen und den Pfeil erfinden. Ihrer bedienten sich die Europäer, Asiaten, Afrikaner und Amerikaner, und sie gebrauchen dieselben zum Theil auch jetzt noch; nur die Bewohner des fünften Welttheils befinden sich auf einer noch niederen Stufe der Bildung, indem Lanze und Keule ihre einzigen Waffen sind. Der Asiate und der Afrikaner führen Keule, Spies und Bogen; der Amerikaner Keule (*), Bogen, Blasrohr (**)

(*) Obgleich die Stämme der Tapuyas im östlichen Brasilien keine Keulen führen, so findet man diese Waffe dennoch bey denen, welche in den Provinzen Cuiabá und Matto Grosso gegen die Portugiesen streiten. Hierhin gehört zum Beyspiel der Stamm, welchen die Spanier Mbayas nennen, und die Payaguas. Siehe AZARA Vol. II.; auch die Stämme am Maranham und die jetzt civilisirten Tupinambas und ihre Verwandten führten Keulen von schwerem hartem Holze wie die Völker von Guiana.

(**) Die Blasröhre (Esgravatânas oder Esgaravatanas) der Völkerstämme am Amazonenstrome beschreibt schon de la Condamine, der sie Sarbacanes nennt. Der kleine Pfeil, der aus dem 10 bis 12 Spannen langen Rohre herausgeblasen wird, hat am Ende einen Büschel Baumwolle, der die Höhlung des Schaftes verschließt. Das wirksame Gift, womit die Pfeilspitze bestrichen wird, tödtet schnell das getroffene Thier. Auch Herr von Humboldt giebt uns Nachricht von den Blasröhren, welche die Indier am Orinoco aus großen

und Speer (*); der Südländer Keule, Lanze und sein Feuergewehr.

Unter allen Waffen der rohen Urvölker scheint der colossale Bogen und der dazu im Verhältniß stehende Pfeil der Brasilianer, die furchtbarste zu seyn. Ein kräftiger untersetzter Botocude, mit scharfem Auge und muskulösem Arme, von Jugend auf geübt, das steife zähe Holz des hohen Bogens zu spannen, ist in der finster verflochtenen Urwildniß wahrlich ein Gegenstand des Schreckens. Die Waffen aller brasilianischen Wildenstämme gleichen einander in der Hauptsache vollkommen; indeß bemerkt man doch kleine Abänderungen unter den verschiedenen Stämmen, die auch zum Theil von Localursachen herrühren. Viele benutzen zu ihren Pfeilen eine Rohrart (Taquara), welche gerade in der Gegend ihres Aufenthaltes wächst, so wie starke elastische Holzarten zum Bogen. Die, welche an der Ostküste und in der Capitania von Minas Geraës sich aufhalten, verfertigen ihn aus dem Holze der stachlichten Aïri-Palme, die in Minas Bréjéüba, von den Tupinamba-Stämmen aber Aïri-assú genannt wird. Das faserige Holz derselben ist äußerst fest, elastisch, und bey einer angemessenen Dicke schwer zu biegen, bricht aber doch, wenn man es zu stark angreift. Die Puris und die meisten Urbewohner der Ostküste, so wie auch ein großer Theil der Botocuden am Rio Doçe, benutzen es zu diesem Endzwecke; weiter nördlich scheint aber diese Palme nicht mehr zu wachsen. Die Patachos, Machacaris, so wie die noch mehr nördlich am Rio Grande de Belmonte wohnen-

Grasstengeln, deren Knoten an 17 Fuß von einander stehen, bereiten. Siehe dessen Ansichten der Natur.

(*) Unter den südamerikanischen Völkern ist der Speer eine seltene Waffe, dennoch führen ihn die berittenen Stämme von Paraguay und in anderen ebenen Gegenden, wo Pferdezucht statt findet; er hat eine Länge von 10 Fuß; die Völker am Amazonenstrome und in Guiana führten hingegen kurze, mit den schönsten bunten Federn verzierte Lanzen, als gewöhnliche Reisewaffe. Siehe de la Condamine p. 158. In dem königlichen Cabinette zu Lisboa findet man eine seltene Sammlung von den Waffen jener Stämme, an welchen man die schönen Federzierrathen bewundern muß.

den Botocuden nehmen daher statt derselben eine andere Holzart, Hierang, von den Portugiesen aber Pao d'arco (Bogenholz) genannt. Es kommt von einem sehr hochstämmigen, schön gelb blühenden Trompetenbaume (Bignonia), ist sehr fest, elastisch, weiß mit schwefelgelbem Kerne, wird aber nach der Verarbeitung rothbräunlich (*). Das Aïri-Holz ist glänzend schwarzbraun, und giebt, glatt polirt, eine auch schön ins Auge fallende Waffe. Die größte Stärke dieser Bogen liegt in der Mitte, von welcher sie nach beyden Enden allmählig conisch zulaufen. Starke Männer führen Bogen von 6 ½ bis 7 Fuß Länge, ja ich fand einen unter den Patachos, dessen Bogen in der Höhe 8 Fuß 9 ½ Zoll englisch maß. Die starke Sehne zu denselben macht man aus den Fasern der Grawatha.

Zu dem Schafte der oft an 6 Fuß langen Pfeile nehmen die am Rio Doçe wohnenden Botocuden zweyerley Rohrarten, nehmlich das Ubá und Cannachuba, welches glatt und ohne Knoten ist, und sich durch das Mark von dem ersteren unterscheidet. Am Belmonte dagegen bedienen sie sich gewöhnlich blos des dort sehr häufig wachsenden Ubá, bringen aber aus entferntern Gegenden andere Rohrarten mit, auf welche sie einen größeren Werth legen. Der Hintertheil des Pfeils, welcher unten an die Bogenschnur gelegt wird, ist mit den breiten Schwungfedern des Mutum (Crax Alector, Linn.), der Jacutinga (Penelope leucoptera), der Jacupemba (Penelope Marail, Linn.) der Arara u. s. w. befiedert; sie binden nämlich an jeder Seite des Pfeils eine Feder der Länge nach mit der Rinde einer Çipó fest. Die Portugiesen nennen diese Schlingpflanze nach der Lingoa geral, Imbä, die Botocuden aber Meli. Man findet drey Arten von Pfeilen, welche nach den Spitzen ver-

(*) Das Pao d'arco zeigt im Anfange des Frühjahrs, Ende August und Anfang September, sein junges Laub mit einer schönen braunrothen Farbe, wodurch der Wald, da dieser Baum sehr häufig ist, ein buntes Ansehen erhält. Die schöne große hochgelbe Blume tritt in Menge hervor, und bedeckt den ganzen Baum. Die Rinde dieser starken Stämme schält man in großen Tafeln, Cavacos genannt, ab, und deckt mit denselben die Gebäude.

schieden sind, nämlich den Kriegspfeil, Uagicke Comm, den Widerhakenpfeil, Uagicke Nigmeran, und den zur Jagd kleiner Thiere, Uagicke Bacannumock. Der erstere hat eine längliche oder elliptische, sehr scharfe Spitze, die aus einem Stück Taquarussú-Rohr geschnitten ist. Man brennt das Rohr, um es fester zu machen, schabt und schneidet es zu, daß es an den Rändern scharf wie ein Messer, und vorn spitzig wie eine Nadel wird. Diese Art von Pfeilen verursacht die stärksten Wunden, und wird daher für den Krieg und zur Jagd der größeren Thiere gebraucht. Da das Rohr hohl ist, so fließt das Blut an der concaven Seite der Spitze heraus, daher die angeschossenen Thiere sich sehr stark verbluten. Die ein bis anderthalb Fuß lange Spitze des Widerhakenpfeils wird aus demselben Holze, wie der Bogen, entweder von Aïri oder Pao d'arco gemacht. Sie ist dünn, stark zugespitzt, und hat an der einen Seite acht bis zwölf schiefe, rückwärts gekehrte Einschnitte, welche Widerhaken bilden. Dieser Pfeil dient zur Jagd großer und kleiner Thiere, wie auch zum Kriege, und verursacht eine schlimme Wunde. Da es wegen der Widerhaken schwer hält, ihn heraus zu ziehen, so stößt man ihn, wo möglich, völlig hindurch, bricht ihn vorne ab, und dreht dann erst den Schaft zwischen beyden flachen Händen rückwärts heraus. Die dritte Art von Pfeilspitzen dient blos zur Jagd kleiner Thiere; man benutzt dazu Zweige, die mit Knoten versehen sind, und zwar so, daß dieses Instrument, statt spitzig zu seyn, vorne vier bis fünf quirlförmig gestellte Knoten hat, welche kurz abgeschnitten werden. Ich habe diese drey Arten von Pfeilen, wie die Puris sie führen, auf der 12ten Tafel, Figur 2, 3 und 4 (in der 4to Ausgabe) abbilden lassen; die der Botocuden unterscheiden sich nur darin von jenen, daß das Schaftrohr keine Knoten hat. Um den beyden ersten Arten der Pfeilspitzen mehr Festigkeit und Federkraft zu geben, reibt man sie mit Wachs, und läßt dieses nachher am Feuer einziehen, welches auch bey dem Bogen selbst geschieht. Auch die Völker am Maranhão haben gewöhnlich

an ihren Waffen, den Lanzen, Spitzen von hartem Holze, allein die des Rio Napo bedienen sich ähnlicher von großem Rohre. Köcher kennen die Wilden der Ostküste Brasiliens nicht, ihre Pfeile sind zu lang und werden daher immer in der Hand getragen. In der Regel führen die Amerikaner sämmtlich lange Bogen und Pfeile, und unterscheiden sich dadurch von den afrikanischen und asiatischen Völkern. — Es giebt indessen in Süd-Amerika auch einige Nationen, die mit kurzen Pfeilen schießen, und sie in Köchern bey sich führen: diese leben aber mehrentheils zu Pferde, wie zum Beyspiel die Charruas und Minuanes (*), in Paraguay. Vergiftete Pfeile findet man bey den Tapuyas des östlichen Brasiliens nicht, wohl aber bey den Völkern am Amazonenstrome. Um den Gebrauch der Waffen gehörig zu erlernen, fangen die Knaben schon sehr frühe an sich darin zu üben, und bedienen sich dazu kleiner, leichter Bogen und Pfeile. Wir waren an den seichten Stellen und auf den vielen Sandbänken des Belmonte öfters Zeuge von dergleichen Übungen und sahen jene gewandten Knaben ihre Pfeile senkrecht auf eine große Höhe in die Luft senden und sie dann wieder aufsuchen. Die Eltern begünstigen diese Übungen sehr und die Jugend schreitet darin schnell vorwärts, so daß junge Leute von 14 bis 15 Jahren schon Antheil an den Jagdzügen nehmen können.

Das Thierreich gewährt in diesen weiten Strichen aneinander hängender Urwaldungen dem Wilden eine reiche Quelle von Nahrungsmitteln, und die Natur schuf auch im Reiche der Gewächse eine Menge der leckersten Speisen für ihre rohen Gaumen. Für alle ihre Bedürfnisse ist dadurch gesorgt, um so mehr, da sie die Sorge für den kommenden Tag nicht kennen. Sie können im Nothfalle lange hungern, aber auch dann wieder unmäßig essen. Bringt ihnen der Zufall ein großes Thier in die Hände, so haben alle gleichen Antheil daran,

(*) Siehe Azara Voyages etc. Vol. II. pag. 18 und 66.

und in kurzer Zeit ist der ansehnliche Vorrath aufgezehrt. Man hat oft gesehen, daß sie bey unmäßiger Überladung des Magens sich wechselsweise den Bauch traten (*). Mäßigkeit ist ihnen ganz fremd, daher sind ihnen Branntwein und alle starke Getränke so gefährlich. Da sie selbst im nüchternen Zustande ihre Leidenschaften nicht zu zügeln wissen, so entstehen im Rausche nur zu leicht blutige Händel unter ihnen. In ihrer Hauptbeschäftigung, der Jagd, sind sie sehr gewandt und geübt, sie beschleichen die Thiere mit einer erstaunlichen Sicherheit, wobey ihnen ihre äußerst feinen Sinne vortrefflich zu statten kommen. Sie kennen alle Fährten, und wissen ihnen sicher zu folgen, selbst da wo unsere Augen nichts mehr sahen; dabey verstehen sie alle Lockstimmen täuschend nachzuahmen. Ihr abgehärteter Körper hilft ihnen jedes Ungemach, die Hitze des Tages, wie die kühle Feuchtigkeit der Nacht leicht ertragen. Müssen sie im Walde ohne Hütten schlafen, welches sehr oft vorkommt, so unterhalten sie ein starkes Feuer: sie lassen dasselbe indessen selbst in ihren Hütten während der Nacht nie ausgehen. Wenn Moskiten ihren nackten Körper quälen, welches oft der Fall ist, so schlagen sie dieselben mit lautem Geräusche todt. Es ist, nebenher gesagt, auffallend, daß die Fremden von jenen blutdürstigen Insekten weit mehr geplagt werden, als die Eingebornen. Manche Schriftsteller haben behauptet, daß das Anstreichen des Körpers mit gewissen Ölen und färbenden Substanzen ein Mittel sey, die Haut vor den Angriffen der Stechfliegen zu sichern, auch ist es einleuchtend, daß es manche, den Insekten unangenehme Stoffe in jenen Ländern geben müsse, dennoch aber scheinen die Botocuden diese Erfahrung nicht gemacht zu haben, da sie gewöhnlich mit unbemahltem Körper einhergehen.

An Wasser fehlt es den Wilden auf ihren Jagdzügen nicht leicht; denn außer den überall in jenen felsigen und bergigen Wäldern rauschenden kleinen Bächen, giebt es hier eine Menge

(*) Dieses Mittel pflegen mehrere rohe Völker anzuwenden, zum Beyspiel die Arowacken in Guiana, wie Quandt erzählt p. 198.

Pflanzen mit erfrischendem Safte, zum Beyspiel das Taquarussú. Wenn man von diesem die jüngeren Stämme abhaut, so findet man in den Gliedern eine große Menge kühles, etwas fade süßlich schmeckendes Wasser, wie schon weiter oben gesagt worden ist; eben so zwischen den steifen Blättern der Bromelia-Stauden.

Die Wilden schwimmen mit großer Gewandtheit, selbst schon kleine Kinder beyderley Geschlechts. Auf Bäume, selbst die höchsten, klettern sie mit Leichtigkeit; die Puris binden zu diesem Endzwecke die beyden Füße mit einer Çipó zusammen, die Botocuden aber nicht. Zur Jagd ziehen sie theils einzeln, theils truppweise aus; ihre Anführer sind auch gewöhnlich die besten Bogenschützen und Jäger, weswegen sie in Ansehen stehen. Um mit dem Bogen schießen zu können, trägt der Botocude beständig das linke Handgelenk mit einer Schnur umwikkelt, damit er von der Bogensehne beym Losschnellen nicht verwundet werde; die Puris haben diesen Gebrauch nicht. An der Stelle der ehemals am Handgelenke getragenen Embira-Schnur, sieht man jetzt bey den Botocuden gewöhnlich eine Angelschnur, welche ihnen also zu doppeltem Gebrauche, zur Jagd und zur Fischerey dient. Die Angelhaken erhalten sie durch Tausch von den Portugiesen.

Große Jagdthiere, etwa ein Rudel wilder Schweine (Dicotyles labiatus, Cuvier, Kuräch in ihrer Sprache) oder einen Anta (Hochmereng) suchen die Wilden zu umringen, und ist ihnen dies geglückt, so beeifern sie sich, dem Thiere in größter Schnelligkeit so viele Pfeile in den Leib zu schießen, als nur möglich ist, um es durch den Blutverlust zu entkräften; denn Pfeilschüsse tödten selten schnell. Auch die Haut des Anta essen sie, so wie das ganze Thier, und lassen nur die gröberen Knochen übrig. Zur Jagd und zum Waldkriege ist der Pfeil eine gute Waffe, und ob er gleich nicht den Nachdruck einer Flinten- oder Büchsenkugel hat, so reicht er doch so weit, als unsere stärksten Schrote, und ist dann noch sicherer. Der

Schuß geschieht still, wird durch kein Geräusch verrathen und ist daher um so gefährlicher; dabey hat die Feuchtigkeit auf denselben keinen Einfluß, und der Bogen versagt nie, wie unser Feuergewehr. Wie oft ist die Witterung in Brasiliens Urwäldern den europäischen Eroberern verderblich gewesen! Waren ihre Gewehre feucht geworden, so wurden sie ohne Mühe von den Wilden gemordet. Aus der dicht verflochtenen Masse des Laubes und der Zweige jener endlosen Wälder fährt der Pfeil schnell hervor, ohne daß man bemerkt, woher er gekommen sey; daher können die Wilden mehrere Thiere von einer Gesellschaft wegschießen, ohne daß die andern etwas bemerken und zu entfliehen suchen. Neben jenen Vortheilen hat diese Art zu jagen doch auch ihre Nachtheile; denn der lange Pfeil, welchen der Wilde nach den Thieren in die hohen wit Çipó zu einem Knäul verflochtenen Baumkronen sendet, bleibt sehr oft dort oben hängen; der Jäger muß alsdann hinaufsteigen, um ihn wieder zu holen. Die Wilden, welche wir auf unsern Reisen zur Jagd der Vögel für unsere zoologischen Sammlungen gebrauchten, entledigten sich in solchen Fällen stets ihrer Kleidungsstücke, da sie nackt weit leichter klettern können. Sie setzen dabey an Stämmen von mäßiger Dicke die Füße gleich hoch gegen die Rinde, und halten sich mit den Sohlen fest; ja ich sah wohl, daß sie dieselben mit ihrem Speichel benetzten und sich auf diese Art schnell in die Höhe schoben, wie etwa Frösche, mit welchen sie in einer solchen Stellung zu vergleichen sind, sich in Sümpfen fortschnellen.

Wenn der Brasilianer sich zum Schusse fertig macht, so legt er den Pfeil immer auf die linke Seite des Bogens, hält mit dem Zeigefinger der linken Hand denselben fest, während die beyden ersten Finger der rechten ihn mit der Bogensehne zurückziehen; die drey übrigen Finger dieser Hand werden blos um die Sehne gelegt, um dieselbe zurückziehen zu helfen. Das Auge wird in die Linie des Pfeils gebracht, der Bogen aber immer in senkrechter Stellung gehalten. Ein Haupterforderniß

bey diesem Geschosse ist, daß die Pfeile sehr gerade und völlig im Gleichgewichte gearbeitet sind. Um das erstere zu untersuchen, legen die Wilden das Auge an dieselben, und drehen sie schnell zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger herum. Eben so kommt es sehr darauf an, daß die Federn am unteren Ende des Pfeils mit der breiten Taquara-Spitze des vorderen Endes in ein und derselben Fläche liegen. Sie führen gewöhnlich nicht mehr als vier bis sechs Pfeile bey sich, wegen der Länge derselben würden mehrere belästigen. Der Schuß des Brasilianers wirkt bey der Stärke des colossalen Bogens und der Länge des kräftigen Pfeils mit großem Nachdrucke, und ist daher weit gefährlicher, als ein Geschoß mit kurzem Pfeile.

Unter allem Wildpret sind die Affen dem wilden Jäger am angenehmsten, sie gelten für einen großen Leckerbissen. Bemerken die Wilden diese Thiere auf einem hohen Baume, so umringen sie denselben und geben genau acht, wohin sie zu entfliehen suchen. Ist der Baum sehr hoch, so steigt einer der Jäger auf einen benachbarten Stamm, und sucht von da in geringerer Entfernung einen Pfeil abzuschießen. Die Botocuden verzehren die meisten Thierarten, selbst die Arten des Katzengeschlechts, welche sie mit dem allgemeinen Nahmen Cuparack belegen. Die Unze oder Yaguarété heißt in ihrer Sprache vorzugsweise die große Katze (Cuparack gipakeiú). Selbst der Ameisenbär (Myrmecophaga) wird von ihnen verzehrt (*). Auch das Jacaré (Crocodilus sclerops), welches in den Flüssen häufig gefunden wird, verschmähen sie nicht, wenn sie seiner habhaft werden können. Unter den Schlangen, welche sie im allgemeinen hassen und tödten, benutzen sie nur die größte Art des Geschlechtes Boa, welche von den Portugiesen nach der Lingoa geral Sucuriú oder Sucuriuba, und von den Botocuden Kitomeniop genannt wird; sie beschleichen diese Wasserschlange wenn sie ruhet, und schießen ihr wo möglich den Widerhaken-

(*) So essen auch die Hottentotten das Fleisch des sogenannten capischen Ameisenbären (Orycteropus).

pfeil durch den Kopf, um sie fest zu heften, können sich aber auf diese Art nur der jüngeren kleineren Thiere bemächtigen. Sie sollen sie besonders ihres Fettes wegen tödten. Wie oben schon bemerkt, ziehen sie indessen aller andern animalischen Speise das Affenfleisch vor, und da diese Thiere an Körper- und Knochenbau Ähnlichkeit mit dem Menschen haben, so gaben die Europäer, wenn sie Reste von den Mahlzeiten der Botocuden fanden, ihnen vielleicht aus Verwechselung Schuld, daß sie besonders das Menschenfleisch liebten. Wenn indessen auch, wie ich in der Folge zeigen werde, diese Wilden von dem Vorwurfe, Menschenfleisch zu essen, nicht frey gesprochen werden können; so scheint es doch gewiß, daß sie nicht aus Wohlgeschmack, sondern nur selten und blos um ihre wüthende Rachgier zu befriedigen, sich einer solchen Unmenschlichkeit schuldig machen. Man behauptet zwar, daß die Tapuyas das Fleisch der Neger allem anderen vorzögen; ich kann hierüber nicht entscheiden, man behauptet aber auch, daß die Botocuden die Neger für eine Art Affen gehalten, und sie daher Erdaffen genannt haben.

Alle zum Essen bestimmte Thiere nehmen die Weiber vorher aus, sengen ihnen hierauf am Feuer die Haare ab, und spießen sie an einen Stock, welcher in der Nähe des Feuers als Bratspieß aufgesteckt wird. Kaum ist das Thier ein wenig durchgebraten, so zerreißen sie dasselbe mit den Händen und Zähnen, und verschlingen es halb roh und oft noch blutend. Die vorher ausgenommenen Gedärme werfen sie indessen nicht weg, sondern ziehen sie zwischen den Fingern durch, um sie auszuleeren, braten und essen sie dann gleichfalls. Die Köpfe werden so abgenagt, daß selbst die harten Knochen zerbissen und ausgesogen werden: kurz es darf ihnen nichts verloren gehen.

Die Klasse der Insekten liefert den Wilden einige große im Holze wohnende Larven, nach welchen sie sehr lüstern sind. In dem Stamme des Barrigudo-Baums (Bombax ventricosa) findet man die beynahe Fingers lange Larve des Prionus cervicornis und andere. Um diese aus dem weichen Marke des

Baumes hervor zu ziehen, schneiden sie sich Stöcke, schärfen dieselben am unteren Ende, bohren damit das Insekt heraus, stecken alsdann mehrere derselben an einen Spies, braten und essen sie; doch führt ihnen nur der Zufall dieses Gericht zu, da sie keine Instrumente haben, starke Bäume umzuhauen. Andere Larven, zum Beyspiel die des Curculio palmarum, essen sie häufiger. Vogeleyer wissen sie geschickt aufzufinden, besonders die der verschiedenen Arten der Inambu's (Tinamus oder Crypturus), der Macuca, des Sabélé, des Schororon und anderer, die sämmtlich ihre Eyer auf die Erde legen. Um sich der Fische zu bemächtigen, verfertigen sie, wie schon gesagt, kleine Bogen von 3 bis 3 ½ Fuß Länge aus dem gespaltenen Holze der Blattribben der Cocos de Palmitto, am Belmonte Issara genannt, nebst einem kleinen verhältnißmäßigen unbefiederten Pfeile ohne Widerhaken mit glatter Spitze. Vorher sollen sie oft eine gewisse zuvor wund geklopfte Baumwurzel in das seichte Wasser werfen, um die Fische anzulocken oder zu betäuben. Sie fehlen die Fische im Wasser nicht leicht, ja ich habe sie selbst oft mit ihren großen Jagdpfeilen dieselben treffen gesehen. Die Kinder besonders üben sich im Bogenschießen auf die Fische. Angeln, welche sie von den Portugiesen kennen gelernt haben, schätzen sie sehr und man kann ihnen kein willkommeneres Geschenk machen.

Eben so reichhaltig als das Thierreich, ist auch das Pflanzenreich an Nahrungsmitteln für den Urbewohner dieser Wildnisse. Die Waldungen enthalten eine solche Menge verschiedener Gewächse, besonders an Bäumen und Straäuchen, daß der Botaniker hier sein ganzes Leben zubringen müßte, um sich eine einigermaßen vollendete Kenntniß derselben zu erwerben. Hier wachsen eine Menge aromatischer Früchte, von welchen viele, in den Gärten cultivirt, weit größer, fleischiger und schmackhafter werden würden. Die vielen Arten der wilden Cocospalmen geben ihre Nüsse; die Issara- oder Palmitto-Palme liefert den Palmit in den markigen jungen Blättern und Blüthen,

die unter der Krone des Baumes im oberen Theile des Stammes verborgen liegen. Auch reisende Portugiesen und Jäger benutzen dieses angenehme Nahrungsmittel, wozu man ein wenig Salz nimmt; die Wilden essen dieses Gericht roh. Den Gebrauch des Salzes haben die Tapuyas erst durch die Europäer kennen gelernt; wie man mich in Brasilien versicherte, soll es die Zahl der Eingebornen sehr vermindert haben. Azara glaubt, daß diejenigen Stämme der Indier, welche kein Salz essen, in anderen salzigen Nahrungsmitteln einen Ersatz finden, zum Beyspiel in dem Thone (Barro), welchen sie häufig essen (*); allein der brasilianische Thon hat nichts salziges, und ich habe nirgends gesalzene Nahrungsmittel unter ihnen gefunden. Den Palmit, welchen sie Pontiäck-Atá nennen, zu erhalten, hauen sie jetzt, seitdem sie einige Äxte besitzen, den schlanken Schaft der Palme um, welches größtentheils die Weiber thun müssen. Die Frucht der Cocos de Imburi, welche sie Ororó nennen, ist eine längliche harte Nuß, die sie mit dicken Steinen aufschlagen, und durch den hierbey entstehenden Lärm, haben sie sich schon oft den nachschleichenden Soldaten verrathen. Um den weißen Kern heraus zu nehmen, bedienen sie sich der Knochen von Unzen und andern großen Katzen; die sie am Ende schräge abschneiden und gleich einem Hohlmeißel zuschärfen; ein solches Instrument ist Tafel 14, Figur 7 (in der 4to Ausgabe) etwas verkleinert abgebildet. An der Wurzel einer gewissen Çipó wachsen Knollen, welche sie ausgraben und am Feuer braten. Die Portugiesen nennen diese Pflanze Cará do mato; sie soll ein sehr schmackhaftes Essen geben. In den Hütten der Wilden findet man zusammengerollte Bündel einer Art Schlingpflanze (Begonia?), welche an den Bäumen in die Höhe läuft, die Botocuden ziehen sie herab, wickeln sie, etwa wie Kanaster in Bündel, und rösten diese am Feuer. Kauet man diese Stengel, so findet man darin ein äußerst wohlschmeckendes nahrhaftes

(*) Voyages etc. Vol. I. pag. 55.

Mark, das völlig den Geschmack unserer Kartoffel hat. In der Botocuden-Sprache heißt diese Pflanze Atschá.

Die Schooten der Ingá (Inga, Willd.), eines Baumes, welcher in diesen Wäldern, besonders an den Flußufern sehr häufig wächst, suchen die Tapuyas wegen des weißen süßen Markes emsig auf; auch die Europäer lieben diese Frucht. Ein anderer Baum trägt eine gute, eßbare, am Feuer geröstet, sehr wohlschmeckende Bohne in seinen Schooten, welche man in Brasilien Waldbohne Feigâo do mato (botocudisch Uaab, durch die Nase gesprochen) nennt; auch sind diese Wälder reich an einer Menge anderer Früchte, hierhin gehört die Maracujá (Passiflora), die Araticum, die Araçà, Jabuticaba, Imbú, Pitanga, Sapucaya u. s. w. Sehr gefährlich sind ferner alle Tapuyas den Pflanzungen der Europäer; denn Mays, in der Sprache der Botocuden Jadnirun genannt, Mandiocca und andere Erzeugnisse der Art, stehlen sie wo es nur irgend möglich ist. Sie lieben ferner Kürbisse (Abobara), Bataten, Bananen, Mammonen (Carica) und andere Früchte der Pflanzungen. Sie kochen die Kürbisse und braten die Bataten in der heißen Asche. Wenn sie die Quartelle der Portugiesen besuchen, so pflegt man sie gewöhnlich mit Mandioccamehl abzufüttern. In der Nähe des Quartel Dos Arcos am Belmonte pflanzten einige Leute Taback, allein die Wilden raubten denselben vor der Erndte; sie rauchen gern, welches sie von den Europäern gelernt haben sollen. Schon die Tupinambas an der Küste hatten jedoch den Gebrauch zusammengerollte Blätter zu rauchen, als die Portugiesen sie zuerst besuchten. Die Mandiocca brava-Wurzel, die den Europäern sogleich heftiges Erbrechen verursacht, soll gebraten, von den Tapuyas ohne Nachtheil gegessen werden; allein man sagt, daß sie vorher immer ein Stück davon abbrechen, und den Bruch mit Speichel befeuchten; auch essen sie die Wurzel nie frisch, sondern lassen sie einen Tag liegen: vielleicht verliert sich die schädliche Wirkung durch das Welken. Es wachsen in den Urwäldern Brasiliens eine Menge Früchte auf hohen

starken Waldbäumen vom härtesten Holze; die wenigen eingetauschten Äxte der Botocuden würden kaum hinreichen einen einzigen derselben zu fällen; hier muß daher die Kunst im Klettern zu Hülfe genommen werden. Unter diesen höchsten der Waldstämme zeichnet sich der Sapucaya-Baum (Lecythis Ollaria, Linn.) aus, dessen große topf-ähnliche Frucht, von ihnen Há genannt, schmackhafte Kerne enthält, um welche die Wilden mit mancherley Thieren, besonders den Affen und den stark beschnabelten Araras den Wettstreit zu bestehen haben. Um eine solche Frucht zu erhaschen, ist ihnen keine Mühe zu groß, da man sie außerdem durch nichts in der Welt bewegen kann, diesen hohen Baum zu ersteigen. In solchen Fällen ist es unglaublich, mit welcher Schnelligkeit sie den höchsten Gipfel erreichen. Eben so häufig als diese Früchte, bringt sie der wilde Honig zum Ersteigen der höchsten Bäume. Sie suchen dies angenehme, hier so häufige Waldprodukt nicht allein zur Nahrung auf, sondern auch vorzüglich wegen des ihnen zu vielen ihrer Arbeiten unentbehrlichen Wachses. Die Arten wilder Bienen, von welchen einige keinen Stachel haben, sind in den unermeßlichen Wäldern von Süd-Amerika sehr zahlreich, und würden einen Entomologen lange beschäftigen können. Ihr Honig ist zwar nicht so süß, als der europäische, aber dagegen von sehr aromatischem Geschmacke. Um ihn aus den hohlen Ästen hoher Bäume heraus zu nehmen, sind scharfe Instrumente nöthig. Obschon jede Horde der Botocuden jetzt gewöhnlich wenigstens eine eiserne Axt besitzt, so bedienen sie sich doch auch statt derselben eines harten, grünen oder grauen Nephrit's (*) (Carutú in ihrer Sprache): sie schleifen ihn etwas scharf und können dann damit mäßig harte Baumäste und

(*) Diese Steinart ist Nephrit und zwar der Funammu-Nephrit, aus welchem die Neuseeländer ihre Aexte, Meißel u. s. w. bereiten; auch die Tucaravas der Galibis gehören hierhin, so wie überhaupt diese grünen Steine bey den Völkern von Guiana in großen Ansehen standen. Hierüber siehe Barrère Beschreibung von Cayenne (deutsche Uebers.) pag. 131.

Stammhöhlungen eröffnen, wobey sie den Stein entweder blos mit der Hand fassen, oder, nachdem er mit Wachs beklebt ist, zwischen ein Paar Stücke Holz fest einbinden; Tafel 13 Fig. 8. (in der 4to Ausgabe) ist ein solcher verkleinert abgebildet; die Galabis in Guiana bedienten sich nach Barrère ähnlicher Ärte. Die Brasilianer nennen einen solchen Stein Corisco (Donnerkeil), weil sie glauben er falle bey Gewittern vom Himmel, und dringe oft tief in die Erde hinein.

Um endlich die Liste der mannigfaltigen Lebensmittel der Botocuden zu vervollständigen, muß ich noch einer Ameise mit ungewöhnlich großem Hinterleibe, die man in Minas Geraës Tanachura nennt, gedenken, deren Leib sie rösten und für sehr schmackhaft halten.

Das Gesagte wird hinlänglich zeigen, daß die ohnehin nicht eckelen Botocuden nicht leicht Hunger zu leiden brauchen, besonders da sie sich in jeder Lage des Lebens zu helfen wissen. Dennoch aber tritt bey ihrer heftigen Eßlust zuweilen Mangel ein, in welchen Fällen man sie bey den Ansiedlungen um Lebensmittel bitten, und wenn diese verweigert wurden, die Pflanzungen mit Gewalt plündern sah. Als Mitesser findet man unter ihnen magere Hunde, die sie von den Europäern erhalten haben. Sie gebrauchen sie häufig zur Jagd, füttern sie aber schlecht; gewöhnlich sind sie falsch, und fallen die Fremden laut bellend an. Sie benutzen vorzüglich große Hunde zur Jagd der wilden Schweine, die in diesen Wäldern sehr häufig sind und leicht von denselben gestellt werden, eine Eigenheit, worin sie mit unsern europäischen wilden Schweinen ganz überein kommen. Schlägt der Hund laut, so gewinnt der Jäger Zeit, herbey zu schleichen und dem Thiere einen Pfeil zuzusenden. Auf den Destacamenten waren daher immer große Hunde ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Raubsucht.

Hat eine Horde Botocuden eine Gegend so ausgejagt, daß sie sich den Unterhalt nicht recht bequem mehr verschaffen kann, so verläßt sie plötzlich die Hütten und zieht weiter, wie dies

die andern wilden Stämmen auch zu thun pflegen. Der Abschied von ihrem bisherigen Wohnplatze wird ihnen nicht schwer, denn sie hinterlassen nichts was sie fesseln könnte, und finden auf jeder Stelle dieser weiten Wildnisse neue Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Von ihren verlassenen Wohnungen sieht man dann keine weitere Spur, als vertrocknete Palmblätter, welche die Hütte bildeten, und man sucht daselbst vergebens Bananen- und Melonen-Bäume, wie bey den Indiern des spanischen Amerika, von denen Herr von Humboldt in seiner so interessanten Abhandlung über die Urvölker von Amerika und deren Denkmähler redet (*).

Wenn die Gesellschaft aufbrechen will, so laden die Weiber ihre wenigen Habseligkeiten in die aus Bindfaden geknüpften Reisesäcke (Tafel 14, Figur 3, in der 4to Ausgabe), welche großentheils auf dem Rücken durch einen über die Stirn laufenden Strick getragen werden. Oft werden diese schon schwer gefüllten Säcke noch drückender durch ein auf dieselben gesetztes Kind. Sie sind angefüllt mit Stücken von Taquara zu Pfeilspitzen, Schalen vom Tatú (Gürtelthier) und von Schildkröten, Urucú zum Färben, Estopa oder Baumbast zum Lager, Thierknochen um Cocosnüsse zu essen, einem dicken, schweren Kiesel zum Aufklopfen derselben, Schnüren von Grawathá und Tucum, Wachs in großen Kugeln, Halsschnüren wie Rosenkränze gestaltet, Holz zu Mund- und Ohrpflöcken, alten Lumpen und dergleichen mehr. Ich sah einst einen ihrer Anführer auf der Reise mit zwey schweren Säcken beladen; unter dem Arme trug er einen großen, schweren Bündel Pfeile, Bogen, Pfeilrohr, so wie einige große Wasserbecher von Taquarussú. Die Vignette des 11ten Abschnittes des 1ten Bandes (der 4to Ausgabe) giebt eine treue Ansicht dieser Scene. Auf solche Weise belastet, passirte eine aus Männern, Weibern und Kindern bestehende

(*) Siehe von Humboldt über die Urvölker von Amerika, und die Denkmähler, welche von ihnen übrig geblieben sind, in der neuen Berlinischen Monatsschrift. März 1806. Seite 180.

Horde, einen Arm des Flusses Belmonte, wo ihnen das Wasser bis an die Hüften gieng. Eine schwer bepackte Frau trug auf der Schulter ein kleines Kind, und führte an der einen Hand ein größeres, das auf seinen Schultern wieder ein kleineres trug; dem größeren Kinde reichte das Wasser bis an die Schultern, und das kleinere saß daher ebenfalls mit den Füßen darin. Die 10te Tafel (in der 4to Ausgabe) giebt eine genaue Darstellung dieser reisenden Familie.

Außer den obengenannten Sachen laden sie auf ihren Wanderungen auch noch mancherley Lebensmittel auf, als: Früchte, Fleisch und dergleichen; der Mann geht leer, mit Bogen und Pfeilen in der Hand neben her. Nicht zu breite und reißende Flüsse passiren sie auf Übergängen von Schlingpflanzen, welche sie in jeder Gegend gewöhnlich schon vorher zu diesen Endzwekken angebracht haben. Sie sind sehr kunstlos, und bestehen blos in einer langen, einfachen, etwas schlaff an der Oberfläche des Wassers gespannten Çipó; auf dieser gehen sie mit den Füßen, und halten sich mit den Händen an einer andern, höher ausgespannten (*). Über solche rohe Stege arbeitet sich die ganze Truppe hinüber, alt und jung, mit allem Gepäcke. In der Nähe des Quartel Dos Arcos, wo der Fluß mehrere Krümmungen macht, befindet sich eine schmale Sandbank, Coroa do Gentio (Sandbank der Wilden) genannt, über welche sie ohne Brücke setzen. Die Botocuden haben keine Canoen oder Fahrzeuge, dahingegen die indischen Stämme an der Küste schon dergleichen große Fahrzeuge von Rinde verfertigten, als die ersten Entdecker, Cabral und andere, unter ihnen landeten. Ehe die Europäer Quartelle oder Militairposten an den Flüssen im Innern anlegten, verstanden die Botocuden nur über kleine Flüsse und an schmalen Stellen überzusetzen; hinüberschwimmen konnten sie zwar immer sehr gut, allein nicht mit ihrem Gepäcke; nachher sollen sie aber, sowohl am Rio Doçe, als am

(*) Herr von Humboldt fand am Orinoco unter den Urbewohnern ebenfalls von Schlingpflanzen bereitete Uebergänge. Ansichten der Natur S. 294.

Belmonte, Versuche mit Canoen gemacht haben. Man sah sie in ausgehöhlten Trögen von Barrigudo-Holz übersetzen, und mit einem Stück Holz rudern; ja am erstern Flusse will man bey ihnen sogar schon einmal ein schlecht gearbeitetes Canoe angetroffen haben, ob sie gleich auch jetzt noch nirgends Canoen besitzen.

Ein Mann hat gewöhnlich so viel Weiber, als er ernähren kann, und ihre Zahl soll zuweilen bis zu zwölf anwachsen; ich habe indessen nie Männer mit mehr als drey bis vier Weibern gefunden. Die Ehen sollen ohne alle Ceremonien geschlossen, und blos durch den Willen der beyden Personen und der Eltern bestimmt, aber auch eben so leicht wieder aufgelöst werden; eine Frau soll die Abwesenheit ihres Mannes benutzen dürfen, um zu einem andern zu entfliehen, weil dieser eine große Jagdbeute gemacht hat, ohne daß eine solche Entweichung für sie unangenehme Folgen herbeyführt. Findet aber der Ehemann einen andern bey seiner Frau, so rächt er ihre Untreue gewöhnlich durch heftige Schläge und ergreift im Zorne das erste beste hiezu taugliche Geräth, oft selbst einen Feuerbrand, wovon die Weiber häufig Spuren an ihren Körpern tragen. Viele Männer zeichnen dieselben in solchen Fällen mit dem Messer; sie reißen ihnen die Arme und Schenkel auf, so daß man nach vielen Jahren noch sechs bis acht Zoll lange und einen Zoll breite Narben, eine oft neben der andern, findet. So schnitt einer ihrer Anführer (Capitam Gipakeiú) in einem solchen Falle, seiner Frau die Ohrränder und den durch den Botoque weit ausgedehnten Lippenrand völlig ab, wodurch ihre Unterzähne gänzlich entblößt und das Gesicht auf eine scheußliche Art entstellt wurde.

Die Ehen der Botocuden sollen zuweilen ziemlich reich an Kindern seyn, die sie, wenigstens so lange sie klein sind, sehr lieben und mit vieler Sorgfalt behandeln. Manche Schriftsteller, besonders Azara, haben uns von den südamerikanischen Völkern die unnatürlichsten Gebräuche überliefert, von denen man

unter den Tapuyas des östlichen Brasiliens, ob sie gleich noch auf der untersten Culturstufe stehen, keine Spur findet. Die Guanas (*) sollen einige ihrer neugebornen weiblichen Kinder lebendig begraben; die Botocuden würden bey einem solchen Vorschlage von Abscheu durchdrungen werden. Von den Mbayas (a) erzählt er, sie brächten alle ihre männlichen und weiblichen Kinder, bis auf ein Paar, ums Leben, und die schwangern Weiber ließen sich von andern mit Fäusten auf den Leib schlagen, bis das Kind abgehe; auch diese Procedur ist bey den Botocuden völlig unbekannt und man findet dergleichen unnatürliche Gebräuche nirgends in ihren Wäldern. Die Guaicurus (b) sollen blos ihr letztes Kind leben lassen; eben so die Lengoas und Machicuys (c), auch sollen die erstern bis auf einen Mann ausgestorben seyn. Wiewohl ich diese Angaben nicht geradezu für erdichtet erklären kann, so ist mir's doch sehr wahrscheinlich, daß sie auf unzulängliche Beobachtungen oder auf unzuverläßige Sagen gegründet sind, da ich in den Wäldern des östlichen Brasiliens unter den rohesten Barbaren, welche nichts dabey fühlen, wenn sie das Fleisch ihrer Feinde braten und essen, nie etwas ähnliches bemerkt oder gehört habe.

Die Botocuden nehmen die Nahmen ihrer Kinder von körperlichen Eigenschaften, Thieren, Pflanzen und dergleichen her; so zum Beyspiel Ketom-cudgi (Kleinauge), Cupilick (Brüllaffe). Sie behandeln dieselben im allgemeinen gutmüthig, das heißt, sie lassen ihnen allen Willen; nur das Schreyen derselben macht sie ungeduldig; alsdann sieht man wohl, daß sie dieselben beym Arme fassen und weit fortschleudern, auch wohl mit der Hand oder einem Stocke schlagen. Die Geburten der Weiber sind bey ihnen, wie bey allen wilden Völkern, sehr leicht und man sieht keine Verkrüppelte unter ihnen. Liebe oder wenigstens Sorgfalt für Kinder und hülflose Eltern, ist diesen Menschen nicht ganz fremd; man findet oft Beyspiele davon. Am

(*) Azara voyages etc. Vol. II. pag. 93. — (a) Daselbst pag. 116. — (b) Das. pag. 146. — (c) Das. pag. 152 und 156.

Quartel Dos Arcos sah man einen jungen Mann seinen blinden Vater mit vieler Sorgfalt umherführen, und ihn nie verlassen. Einer der Anführer freute sich ungemein, als man ihm seinen achtzehnjährigen Sohn wieder zuführte, der lange bey den Portugiesen abwesend gewesen war; er drückte ihn an die Brust, und soll sogar Thränen in den Augen gehabt haben. Daß aber, wie Herr Sellow beobachtet haben will, die Botocuden bey ähnlichen Bewillkommungen einander die Pulsadern am Handgelenke beriechen, habe ich weder bey dieser, noch bey andern Gelegenheiten bemerkt. Gegen die mehr herangewachsene Jugend scheinen die Wilden gleichgültiger zu seyn, wovon wir, wie früher erzählt worden, unter den Puris zu S. Fidelis am Paraïba ein auffallendes Beyspiel gesehen haben. Das eben Gesagte stimmt zwar ganz mit dem Charakter des Menschen im rohen Naturzustande überein; es ist indessen auch wahr und gegründet, daß das Zartgefühl der Botocuden so groß nicht ist, als Lafitau (*) es in der Erzählung von einem brasilianischen Missionair angiebt; von solcher feinen Empfindung ist keine Spur zu finden. Man darf zwar bey dem Naturmenschen nicht die sanfteren Empfindungen und Gefühle suchen, welche Bildung und Erziehung unter uns hervorbringen, eben so wenig darf man aber auch glauben, daß der Vorzug je in ihm ganz unterdrückt werden könne, den die Natur dem Menschen als auszeichnendes Geschenk vor dem Thiere gab.

In müßigen Stunden pflegen sich die Botocuden mit Gesang und Scherz die Zeit zu verkürzen, und dies soll besonders nach einer guten Jagd oder einem glücklichen Gefechte geschehen. Die Tonkunst ist bey ihnen jedoch noch auf einer sehr niedern Stufe der Ausbildung. Der Gesang gleicht bey den Männern einem unartikulirten Gebrülle, das beständig in drey bis vier Tönen, bald hoch bald tief abwechselt, auch wird tief aus der Brust Athem geholt, sie legen dabey den linken Arm über den

(*) Southey's history of Brazil. Vol. I. pag. 642.

Kopf hin, stecken auch wohl einen Finger in jedes Ohr, besonders wenn sie sich vor Zuschauern hören lassen wollen, und reißen den vom Botoque furchtbar entstellten Mund weit auf. Die Weiber singen weniger laut und unangenehm; man hört aber gleichfalls nur wenige Töne, die beständig wiederholt werden. Ihren Gesängen sollen sie zum Theil Worte über den Krieg oder die Jagd unterlegen; alles was ich indessen von diesem Gebrülle zu hören Gelegenheit gehabt habe, schien ohne Worte zu seyn. Ihre Sprache ist von der aller benachbarten Stämme sehr verschieden, und hat bey vielen Nasentönen keine Kehllaute: sie ist arm, wie bey allen diesen Völkern, und dasselbe Wort hat mancherley Bedeutungen. Sie haben nur einige wenige Zahlen: Eins heißt mokenam, Zwey hentiatá, mehr oder viel uruhú (*); nachher nehmen sie Finger und Füße zu Hülfe. Viele Sylben sprechen sie im Gaumen, zum Beyspiel Bacan (Fleisch), das an dabey im Gaumen undeutlich wie ün, übrigens wird das letzte n wie im Französischen ausgesprochen, auch das g am Anfange eines Wortes, zum Beyspiel gipakeiú, beynahe wie ch im Deutschen, etwas mit der Zungenspitze u. s. w.

Um ein fröhliches Fest vollständig zu machen, sollen Männer und Weiber einen großen Kreis schließen und tanzen; mein Quäck indessen versicherte, nie einem solchen Tanzfeste beygewohnt zu haben. Neben diesen haben sie jedoch noch andere Übungen und Spiele. Sie bereiten sich zuweilen Flöten von Taquara-Rohr, unten am Ende mit einigen Löchern, welche gewöhnlich von Weibern gespielt werden; weiter hat man von musikalischen Instrumenten nichts unter ihnen bemerkt. Der Missionair Weigl erwähnt ähnlicher Schwegelpfeifen unter den

(*) Bey den Arowacken in Guiana hat dieser Begriff eine sehr ähnliche Benennung: ujuhu, obgleich die Sprachen übrigens keine Aehnlichkeit zeigen. Ueberhaupt kommen an der Küste von Guiana viele brasilianische Worte vor, indem viele Indier aus dem portugiesischen Amerika dahin auswanderten. Siehe hierüber Barrère Beschreibung von Cayenne.

Völkern von Maynas, Barrère und Quandt fanden sie in Guiana. Kinder und junge Leute belustigen sich, wie schon gesagt, mit dem Bogenschießen; bey den ältern soll man eine Spur vom Ballspiele finden. Sie verfertigen nämlich zu diesem Ende aus der Haut eines Faulthiers (Bradypus), welches sie Ihó nennen, einen großen Ball, indem sie Kopf und Glieder abschneiden, die Öffnungen zunähen und das Ganze mit Moos ausstopfen. Die ganze oft zahlreiche Gesellschaft stellt sich nun in einen Kreis, und einer schlägt dem andern den Ball zu, ohne daß dieser auf die Erde fallen darf. Zuweilen sieht man sie auch in den Flüssen mit einander scherzen, indem zwölf oder mehrere Weiber schwimmend mit drey bis vier Männern ringen, und sich einander unterzutauchen suchen, wobey ihre Fertigkeit im Schwimmen zu bewundern ist. Obgleich die meisten rohen Völker in dieser Kunst geübt sind, so bleibt es doch eben so ungereimt, wenn Azara von den Guaranis behauptet, sie schwämmen von Natur (*), als wenn Southey nachschreibt, daß die Aymorés nicht schwimmen konnten (**); unter allen wilden Stämmen von Brasilien ist gewiß kein einziger, welcher diese Geschicklichkeit nicht besitzt, er müßte denn in einer völlig wasserleeren, vertrockneten Steppe leben. Die von Southey wiederholte Behauptung einiger Schriftsteller rührt von der Thatsache her, daß die Aymorés, wie alle andere Stämme, keine Canoes hatten und daher ein reißender Fluß gegen ihre Anfälle schützte.

Bey den Spielen der Tapuyas sahe ich nie Uneinigkeit, Zank oder Schlägerey entstehen, dagegen habe ich aber wohl Gelegenheit gehabt, jenem schon früher erwähnten und beschriebenen großen Zweykampf mit Prügeln beyzuwohnen, der über einen Eingriff in die Jagdgerechtigkeit entstanden war. Förmliche Streitigkeiten, woran die ganze Horde oder Familie, wie in dem genannten Falle, Theil nimmt, können durch heftige

(*) S. Azara Voyages etc. Vol. II. p. 68.
(**) R. Southey's history of Brazil. Vol. I. p. 282.

Beleidigung eines einzelnen Gliedes derselben, oder besonders durch Eingriffe in das Jagdrevier entstehen, da eine jede Gesellschaft oder Horde zu ihren Streifereyen gewisse Jagdgränzen beobachtet. Oft sind häusliche Uneinigkeiten die Ursache der Schlägereyen; die Kinder zum Beyspiel haben Hunger und quälen die das Fleisch bratende Mutter zu sehr, indem sie schreyen und weinen. Der Vater kommt dazu und schlägt sie, aber die Mutter vertheidigt sie. Nun wird der Mann zornig und prügelt seine Frau sehr heftig, deren Verwandte Theil nehmen und eine Schlägerey mit Stangen (Giacacuá genannt, durch die Nase ausgesprochen) veranstalten; oft nehmen ganze Horden oder Stämme daran Theil. Nach Beendigung trennt sich Mann und Frau; die letztere behält die Kinder und wird von ihrem Vater ernährt. Solche cholerische Männer hingegen sind gewöhnlich dadurch gestraft, daß sie nicht leicht eine Frau finden. Diese Gefechte ziehen oft noch andere nach sich. Wichtigere Streitigkeiten erfordern die Theilnahme des ganzen Stammes und es entsteht dann Krieg.

Die zahlreichen Botocuden, ihrer Stärke bewußt, unruhig und Freyheit liebend, hielten selten lange Friede mit ihren Nachbaren. Schon in den frühesten Zeiten der Entdeckung von Brasilien fand man hier, so wie in allen Theilen der Welt, die benachbarten wilden Völkerstämme in beständige Kriege mit einander verwickelt. So lebten auch die Botocuden mit ihren Nachbaren in unaufhörlichem Streite, wobey sie mehrentheils den Sieg davon trugen, da sie stärker und durch den Ruf des Menschenfressens sehr gefürchtet waren. Sie vertrieben nach dem hohen Rücken von Minas Geraës und Minas Novas hin, andere wilde Horden, die sie beynahe ausrotteten, wohin besonders die Malalis gehören, deren Überreste sich in den Schutz des Quartels von Passanha, oben am Rio Doçe, retteten. Mehr Widerstand leisteten ihnen die schon zahlreichen Maconis, welche nach der Versicherung glaubwürdiger Männer, jetzt alle ansäßig und großentheils getauft sind. Dieses Volk

galt für eines der vorzüglich kriegerischen, und am Rio Doçe erwähnte man ihre Tapferkeit mit vielen Lobeserhebungen. Man hielt sie dort für einen Stamm der Botocuden, welches aber irrig ist, da sie sich durch ihre Sprache von denselben völlig unterscheiden. Nach der Seeküste hin leben die Botocuden mit mehreren Stämmen im Kriege; hierhin gehören besonders die Patachos und Machacaris; mehr im Innern die Panhamis und noch einige andere, die nun wohl ziemlich verschwunden sind, wie die Capuchos oder Caposch-Indianer. Alle diese letzteren haben sich, da sie schwächer sind, gegen die Botocuden vereinigt. Unter einander selbst fallen bey den Tapuyas heftige Gefechte vor, wenn sie sich truppweise begegnen. Sie gebrauchen dabey ihre ganze Jagdkunst und Schlauheit, werden aber natürlich von ihres gleichen eher überlistet, als von den Weißen. Gewöhnlich entsteht ein hitziger Kampf, wobey beyde Theile alle ihre Pfeile nach einander abschießen; derjenige bleibt in der Regel Sieger, welcher am zahlreichsten ist. Ein lautes Kriegsgeheul begleitet ihren Angriff, und wenn sie mit einander ins Handgemenge kommen, so werden Nägel und Zähne gebraucht. Lery giebt uns in einem seiner Holzschnitte ein treffendes Gemählde von einem solchen Gefechte der Tupinambas und Margayas, welches auch auf die jetzige Zeit noch passend ist. Der Sieger verfolgt den Geschlagenen, und macht, wenigstens bey den Botocuden, selten Gefangene; doch will man am Belmonte einige gesehen haben, welche als Sclaven zu allerhand Arbeiten gebraucht wurden. Treffen die Botocuden ihre Feinde, die Patachos, welche sie Nampuruck nennen, oder die Machacaris (Mavon (*) in ihrer Sprache), so tödten sie Männer, Weiber und selbst Kinder. Einige Horden braten und essen das Fleisch, nur mit Ausnahme des Kopfs und Bauches, die sie wegwerfen; in der untern Gegend des Belmonte versicherten sie mich zwar immer, daß wenn sie einen Patachó von einem Baume herab-

(*) Das on am Ende des Wortes wird ausgesprochen wie in der französischen Sprache.

schössen, sie ihn unangetastet auf der Erde verfaulen ließen; allein die Aussage meines Botocuden Quäck widerspricht dieser Versicherung. Am Rio Grande de Belmonte ziehen verschiedene Horden dieses Stammes umher, von welchen einige mit den Portugiesen in Frieden leben. Dahin gehören die Banden der Anführer (Capitaës) Gipakeiu (*) (Makiängiäng), Jeparack, June, (Kerengnatnuck) und noch eine vierte, welche alle man schon ohne Furcht in den Wald begleiten kann.

Sie klagen sämmtlich über einen gewissen Anführer, Nahmens Jonué Jakiiam. Dieser pflegt am nördlichen Ufer des Flusses Belmonte etwa acht Tagereisen oberhalb der Insel Cachoeirinha, an der Cachoeira do Inferno zu streifen, und will bis jetzt noch nichts von einem friedlichen Vertrage hören; wegen seiner kriegerischen Gesinnungen, gaben ihm seine Landsleute den Beynahmen Jariam (des Kriegerischen). Seine Leute haben zuweilen die vorbeyschiffenden Canoen durch Zeichen herbeygerufen, und sie alsdann mit Pfeilen begrüßt. Selbst die befreundeten Botocuden in der Gegend des Quartel Dos Arcos haben große Furcht vor diesem wilden, feindseligen Chef, und sagten den Portugiesen einigemal: sie wollten Jonué auffressen, wenn man ihn tödten würde, wodurch sie ihren Haß gegen ihn zu erkennen gaben; Kerengnatnuck hatte aber besonders Ursache ihn zu hassen, denn er hatte den Bruder desselben, blos einer Axt wegen erschossen, als er auf einem hohen Baume beschäftigt war, Honig von wilden Bienen auszuhauen. Durch die menschenfreundlichen, zweckmäßigen Vorkehrungen und Anstrengungen des Gouverneurs der Capitania von Bahia, Conde Dos Arcos, des jetzigen Marine-Ministers, hat am Belmonte der Krieg mit den Botocuden aufgehört, und man kann jetzt den größten Theil des schönen Flusses sicher bereisen. Nicht so ist es am Rio Doçe, wo man den Wilden öfters

(*) Das g am Anfange des Wortes wird mit der Zungenspitze ausgesprochen.

Niederlagen beybrachte, und dennoch im Frühjahre 1816 wieder von ihnen geängstiget und bedroht wurde.

Der Krieg gegen die Wilden ist der der Jäger und leichten Truppe im Walde. Man schützt einen Theil der Soldaten gegen die Gewalt der Pfeile durch einen sogenannten Gibâo d'armas (Panzerrock) wovon weiter oben geredet worden ist.

Die Sinne dieser Wilden werden durch die Übung von Jugend auf außerordentlich geschärft. Sie sollen an der Spur die verschiedenen Nationen erkennen, die Fährte durch den Geruch errathen und sich zu dem Ende rein gefegte Pfädchen bereiten. Wenn sie bemerkten, daß Feinde in der Nähe streiften, wie es die Soldaten von den Destacamenten zu thun pflegen, so pflanzten sie zuweilen selbst kleine zugespitzte Rohrpfähle in diese Pfade ein, und lauerten dabey im Hinterhalte; eben so wissen sie einen umgefallenen Baum oder jedes andere Verdeck, als einen Hinterhalt zu benutzen; der Vorübergehende, welcher ruhig, ohne an Gefahr zu denken, seine Straße wandelt, wird dann von ihrem kräftigen Pfeile unfehlbar durchbohrt. Wenn sie einen Angriff auf die europäischen Militairposten oder Ansiedlungen gewagt haben, so läßt man gewöhnlich drey bis vier Tage ruhig verstreichen, ehe man etwas gegen sie unternimmt; dadurch werden sie sicher gemacht und desto gewisser überfallen. Die Soldaten erhalten zu einer solchen Unternehmung in die Wälder, ein Pfund Pulver und vier Pfund Schrote, denn mit Kugeln schießt man sehr selten; sie tragen eine Muskete ohne Bajonet und gewöhnlich ein breites Waldmesser (Facâo) an der Seite, auf dem Rücken einen langen Tornister von Rehfell, mit anderthalb Quart (eine halbe sächsische Metze) Farinha, etwas Rapadura (brauner, grober Zucker, in einem großen viereckigen Stück), dabey zwölf Pfund trockenes Fleisch, welches alles für zwölf Tage bestimmt ist. Vorsichtig die Spur der Wilden aufsuchend und ihr nachfolgend, nähert sich die Truppe langsam dem Orte ihres Aufenthalts. Ist man so glücklich, ihre Hütten, welche oft in ziemlicher Anzahl bey einander

liegen, aufzufinden, und geschieht dieses erst spät Abends, so umringt man sogleich dieselben; dann legt sich alles nieder, und erwartet still und ohne das mindeste Geräusch den kommenden Tag. Bey der Einschließung hat man sich besonders vor den Hunden und aufgezogenen wilden Schweinen in Acht zu nehmen, welche sie gewöhnlich zu ihrer Sicherheit in einiger Entfernung von ihrem Nachtlager an die Bäume zu binden pflegen. Erstere bellen, die letztern schnauben ganz gewaltig, wenn sie etwas fremdartiges wittern. Sobald der Tag graut, postiren sich die Soldaten, je zwey und zwey im Kreise, wo möglich hinter starke Bäume herum, bis die Dämmerung so weit vorgerückt ist, daß man sicher zielen kann, worauf die durch Panzerröcke geschützten vorangehen und angreifen. Erreichen sie die Hütten unbemerkt, so stecken sie ihre Gewehre hinein, und feuern in die Masse der schlafenden Bewohner. So wie die ersten Schüsse fallen, entsteht eine große Verwirrung, Geschrey und Geheul; Männer, Weiber und Kinder werden von ihren grausamen Verfolgern ohne Gnade, ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter, niedergeschossen. Die Männer greifen sogleich zu ihren Bogen und schießen ihre Pfeile ab; gewöhnlich aber unterliegen sie bey der Ungleichheit der Waffen. Der Pulverdampf wird von der dicken, feuchten Luft der vom nächtlichen Thaue benetzten Gebüsche niedergehalten und so verdichtet, daß er den Wald umher in tiefes Dunkel hüllt.

Die Grausamkeit der Soldaten bey diesen Gefechten, übertrifft alle Vorstellung. Bey einem der letztern Angriffe vor meiner Ankunft in Linhares fieng man eine Frau, die sich nicht ergeben wollte und durch Beißen und Kratzen zu wehren suchte; ein Soldat spaltete ihr mit dem Facão sogleich den Schädel, und verwundete mit demselben Hiebe das kleine Kind, welches sie auf dem Rücken trug, im Kopfe. Das letztere hat man indessen erhalten, und wir fanden es auf der früher genannten Ansiedlung im Hause des Herrn Tenente João Filippe Calmon. Nicht immer ist der Ausgang dieser Überfälle für

die Soldaten günstig. Noch in dem vorletzten Angriffe im October des Jahrs 1816 bey Linhares, welchen der Guarda Mor mit etwa 30 Soldaten unternahm, verhinderte ein heftiger Regen das Losgehen der Gewehre, wodurch viele Botocuden entkamen, und drey Soldaten, ungeachtet ihrer Panzerröcke in die unbedeckten Arme und Hände verwundet wurden; eine große Menge von Pfeilen prallten indessen auf ihrer Bekleidung ab. Man erschoß bey dieser Gelegenheit etwa zehn Wilde, worunter sich auch der mit Federschnüren gezierte Anführer befand, welcher in seiner Hütte getödtet wurde. So wie der Sieg erfochten ist und die Wilden entflohen sind, schneidet man den Getödteten die Ohren ab; Trophäen, welche man, der uns gegebenen Versicherung zufolge, noch unlängst dem Gouverneur nach Villa de Victoria gesandt hatte; auch waren dahin viele von den zusammengelesenen Bogen und Pfeilen abgeliefert worden.

Erfahren aber die Wilden die Annäherung der Soldaten vorher, so ist es weit schlimmer; denn man fällt alsdann nur zu leicht in den von ihnen gelegten Hinterhalt. Sie bereiten zu diesem Ende förmliche Verstecke, die man Tocayas nennt, in welchen sie die Äste dergestalt auslichten, daß sie verborgen überall umhersehen und schießen können: auch sollen sie selbst die Zweige auf eine gewisse Art verflechten, hinter welchen sie alsdann ihre Krieger in verschiedenen Haufen aufstellen, und hinter den Waldstämmen verbergen. Im Freien zu fechten ist nie die Sache der Wilden, daher haben sie eigentlich keinen wahren Muth, und ihre Siege werden großentheils durch List oder Überzahl erfochten. Schauderhaft ist der Gedanke, in die Hände jener rohen gefühllosen Barbaren zu fallen, welche eine gerechte, gränzenlose Rache noch wüthender macht. Sie schälen das Fleisch von den Körpern ihrer Feinde ab, kochen es in ihren Töpfen oder braten es; den Kopf stecken sie auf einen Pfahl zu einem großen Feste, und tanzen, singen und heulen um ihn herum. Die gesäuberten Knochen sollen sie zuweilen als Siegeszeichen an ihren Hütten aufgehängt haben, wie dies auch

Barrère von den Völkern in Guiana erzählt. In den so weit ausgedehnten Wildnissen der Ostküste sind die Europäer bis jetzt noch zu schwach, und wären die Wilden einig unter sich, verständen sie es, den Feind mit vereinter Gewalt abzutreiben, so würde diese Küste bald wieder in ihren Händen seyn, zumal da viele von ihnen, welche in den Städten aufgezogen, und nachher entflohen sind, die Schwächen der Europäer recht wohl kennen. So lebte zum Beyspiel in den nahen Wäldern von Linhares ein Botocude, der unter dem Nahmen Paul bey den Portugiesen auferzogen, aber wieder entflohen war. Als man bey einem der Gefechte die Hütten der Wilden angriff, rief er den Soldaten in portugiesischer Sprache zu: »schießt den Paul nicht todt!« allein er befand sich nachher auch unter den Gebliebenen. Haben die Tapuyas Zeit, so laden sie gewöhnlich ihre Gebliebenen und Verwundeten auf den Rükken, um sie in Sicherheit zu bringen; öfters verweilen sie sich dabey zu lange, und schon mancher hat dadurch sein Leben verloren. Die Botocuden gehen roth und schwarz bemahlt ins Gefecht. Furchtbar muß für den, der dergleichen Auftritte noch nicht erlebt hat, der Eindruck seyn, wenn diese Wilden unter wüthendem Kriegsgeschrey mit glühend roth bemahlten Gesichtern ihren Angriff machen. So fielen sie noch unlängst das Quartel Segundo de Linhares an, wo aber ein entschlossener Mineiro als Unterofficier commandirte und jenen Angriff abschlug. Was hier von den Kriegen, den Jagden und der Lebensart der Botocuden im allgemeinen gesagt worden, gilt mehr oder weniger für alle Stämme der Urvölker an der Ostküste von Brasilien.

Alle frühere Reisende haben beynahe einstimmig die meisten Völker von Brasilien der Antropophagie beschuldigt: man hat indessen vielleicht manchen derselben zu viel gethan; denn getrocknete Affenglieder gleichen den menschlichen gar sehr, und können also dafür gehalten worden seyn. Eine solche Bewandniß kann es auch mit dem Fleische gehabt haben, welches Ves-

puci in den Hütten der Wilden fand. Von vielen brasilianischen Stämmen hat man indessen nicht ohne Grund diese grausame Gewohnheit berichtet. Die Tupinambas und die verwandten Küstenstämme mästeten ihre Gefangenen und erschlugen sie mit der schön geschmückten Keule Iwera-Pemme (*). Der Todtschläger mußte nachher in seinem Netze unthätig liegen bleiben, und damit ihm die Arme vom Todtschlage nicht unsicher würden, mit einem kleinen Bogen und Pfeile nach einer Masse Wachs schießen. (**) Heut zu Tage sind nun alle diese Tupi-Stämme civilisirt; der Vorwurf der Antropophagie blieb demnach nur auf einigen Stämmen der Tapuyas, den Botocuden und den Puris. Daß diese aus Wohlgeschmack Menschenfleisch genießen sollten, wie einige behaupten, läßt sich wohl schwerlich beweisen; denn dagegen spricht, daß sie auch Gefangene am Leben gelassen haben; aber läugnen läßt sich wohl nicht, daß sie, aus einer wilden Rachbegierde, das Fleisch erschlagener Feinde verzehren, wovon schon die Äußerung der befreundeten Anführer am Belmonte, ihren gemeinschaftlichen Feind Jonué auffressen zu wollen, einen Beweis giebt. Wenn man bey denen am Belmonte sich aufhaltenden Botocuden nach diesem schrecklichen Gebrauche fragte, so läugneten sie ihn beharrlich ab; gestanden aber ein, daß er bey Jonué und andern ihrer Landsleute noch üblich sey: was sollten sie auch mit dem Fleische, mit den Armen und den Beinen gemacht haben, welche sie von den Körpern der erschlagenen Feinde so sorgfältig abschnitten? Allen Zweifel darüber hat mir der von mir mitgebrachte junge Botocude Quäck benommen. Er hatte sich lange gescheut die Wahrheit über diesen Gegenstand zu gestehen, bis er endlich dadurch zum Geständniß gebracht wurde, daß ich ihm

(*) Siehe Hans Staden wahrhafte Historie u. s. w. Caput xxviii. Die Weiber spielten bey solchen Gelagen eine Hauptrolle. Barrère erzählt uns, daß die Weiber in Guiana nicht so dachten; denn sie äußerten ihr Mißfallen über die cannibalischen Mahlzeiten ihrer Männer.

(**) Ebendaselbst.

versicherte, ich wisse wohl, seine Horde am untern Theile des Belmonte habe diesen Gebrauch längst abgeschafft. Er beschrieb mir nun folgende Scene, und an der Glaubwürdigkeit seiner Aussage kann man wohl um so weniger zweifeln, da er so schwer zu diesen Mittheilungen zu bewegen war. Ein Anführer, der Sohn des berühmten Jonué iakiiam, Jonué cudgi genannt, hatte einen Patachó gefangen genommen. Die ganze Bande versammelte sich nun, und man führte den Gefangenen mit gebundenen Händen herbey, worauf ihm Jonué cudgi einen Pfeil in die Brust schoß. Nun ward Feuer angemacht, die Schenkel, Arme und das Fleisch vom Körper abgeschnitten und gebraten, alle aßen davon, tanzten und sangen. Der Kopf wurde an einem Pfahl aufgehangen, indem man eine Schnur zu den Ohren hinein und zu dem Munde wieder heraus zog, woran er alsdann auf und nieder bewegt wird. Nachher schossen die jungen Männer und Knaben mit Pfeilen nach diesem Ziele. Der Kopf vertrocknet, nachdem die Haare bis auf einen Büschel über der Stirn abgeschoren und die Augen heraus genommen worden sind (*). Quäck erzählte noch ein anderes Beyspiel, wo ein mir wohl bekannter Botocude, Mäcann genannt, einen Patachó erschossen hatte, welcher ebenfalls aufgefressen wurde. Aus der Art, wie diese Wilden den Kopf ihres erschlagenen Feindes bey ihren cannibalischen Gelagen aufhängen, läßt sich ein Schluß auf die Bestimmung des Mumienkopfes machen, welcher sich in der anthropologischen Sammlung des Herrn Ritter Blumenbach in Göttingen befindet. Ich habe seiner schon früher, bey Gelegenheit der Federarbeiten der brasilianischen Wilden erwähnt, und ihn auf der 17ten Platte abbilden lassen. Auch er scheint bey einem solchen Feste an den durch Mund und Ohren gezogenen Schnüren aufgehängt gewesen zu seyn. Manche dieser Völkerschaften, die ehedem das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde ohne Scheu

(*) Auch die Völker in Guiana hoben die Köpfe ihrer Feinde auf, siehe hierüber Barrère in der deutschen Uebersetzung, pag. 127.

verzehrten, mögen wohl diesem barbarischen Gebrauch schon entsagt haben, vorzüglich da, wo sie mit den Europäern in freundschaftlicher Berührung leben. Selbst das beharrliche Streben der Botocuden am Belmonte, diesen Vorwurf von ihrer Horde abzulehnen, beweißt, daß sie das Herabwürdigende einer solchen Sitte fühlen gelernt haben, und so läßt sich hoffen, daß auch diese Urvölker des südlichen Amerika, die uns den Menschen im Zustande der größten Rohheit und auf der niedrigsten Stufe der Cultur gezeigt haben, in ihrer Veredlung allmählig vorrücken werden.

Krankheiten sind unter den Tapuyas im Ganzen selten. Geboren in der freyen Natur, nackt dort aufgewachsen, an alle Abwechslungen des Tropenclimas, an heftige Hitze des Tages, Kühle und Feuchtigkeit der Wälder und der Nächte gewöhnt, empfindet ihr harter Körper keinen äußeren Eindruck der Luft, und ihre einfache, beständig gleiche Lebensart, bewahrt sie vor den Übeln, welche zu den unvermeidlichen Folgen der Civilisation gehören. Häufiges Baden und stete Übung der Kräfte, geben ihrem Körper jene Vollkommenheit, die man bey uns kaum dem Nahmen nach kennt. Gegen äußere Verletzungen und selbst gegen einige innere Krankheiten hat die Erfahrung sie mancherley Mittel kennen gelehrt, die in unsern Apotheken vielleicht von Bedeutung seyn würden. Die Wälder sind angefüllt mit aromatischen, kräftigen Pflanzen: viele Bäume liefern vortreffliche Balsame, zum Beyspiel den von dem Copaiva-Baum (*) (Copaifera officinalis), den Peruvianischen von Myroxylon peruiferum, und andere mehr; viele geben einen Milchsaft, welcher mehr oder weniger als Gift, oder als Heilmittel wirkt. Ganze Familien von Pflanzen liefern heilsame Rinden, zum Beyspiel die Cinchona-Arten, von denen vielleicht auch hier verschiedene wachsen. Die Wilden sollen alle auf ihren Körper wirkende Pflanzen kennen, und sie auch alle be-

(*) An der Ostküste von Brasilien nennt man ihn Copaúba.

namt haben. Das Urtheil der ältern Leute gilt wegen ihrer Erfahrung am meisten. Es ist nicht leicht, ihre Mittel kennen zu lernen, da sie sie selbst geheim halten. Wenn man sie fragte: ob sie diese oder jene Krankheit heilen könnten? so antworteten sie: »kommt mit in unsere Wälder, wir wollen es versuchen.« Als Beyspiel mag folgender Fall dienen, dessen Wahrheit mir wiederholt betheuert wurde. Ein zu Trancozo lebender Indier hatte einen sehr starken Leibschaden; diesen Mann nahmen die Patachos mit sich in den Wald, und stellten ihn in drey Monaten völlig her. Er wurde, wie er mir selbst erzählte, von ihnen in ein gabelförmiges Holz auf den Kopf gestellt, und nachdem sie die Eingeweide in die gehörige Lage gebracht hatten, hefteten sie auf die kranke Stelle den zu einem dicken Schaume eingekochten Saft einer gewissen Pflanze, indem sie ihm den einen Fuß auf die Seite zogen. Nach einer kurzen Zeit, die er in dieser beschwerlichen Stellung zugebracht hatte, legten sie ihn abwechselnd auf den Rücken und auf den Bauch, und machten ihm lange Zeit Aufschläge von derselben Pflanze, bis er vollkommen geheilt entlassen werden konnte. Wenn sie an einem kranken Theile Blut lassen wollen, so peitschen sie denselben mit der Pflanze Cançançào (Jatropha urens), welche sie Giacutäctäc nennen, oder mit einer Art Nessel, Urtiça (Urtica); dann machen sie mit scharfen Steinen oder Messern an dem entzündeten Theile häufige Ritzen, woraus eine Menge Blut fließt. Herr Freyreiß fand auf einer Reise, die er nach Minas Geraës machte, bey den Coroados eine merkwürdige Art zur Ader zu lassen. Der Arzt gebrauchte zu diesem Endzwecke einen sehr kleinen Bogen und Pfeil mit einer Spitze von Glas (*), die er mit Baumwolle umwickelt und nur so weit frey gelassen hatte, als sie in die Ader eindringen sollte; er eröffnete dieselbe, auf die originellste Art durch einen Pfeil-

(*) Beyde sind in dem kürzlich erschienenen Werke des Herrn von Eschwege, Journal von Brasilien, Heft I. Taf. 2. Fig t, u abgebildet.

schuß (*). Bey dieser Gelegenheit sah Herr Freyreiß auch ein junges Mädchen heilen, das wahrscheinlich an den Folgen einer Erkältung litt. Man hatte einen großen Stein glühend gemacht und begoß ihn beständig mit Wasser, die Patientin legte sich nahe über die heiße Stelle hin, gerieth durch die häufig entwickelten Dämpfe bald in starken Schweiß, und wurde hergestellt (**). Äußere Wunden heilen die Tapuyas sehr sicher und künstlich, indem sie gewisse Kräuter kauen und hinein stekken; aber freylich muß ihre gesunde Natur und die starken Nerven das meiste dabey thun. Ich sahe bey einem jungen Machacali, welchen der Ouvidor Marçelino Da Cunha zu Caravellas besaß, eine merkwürdige, vorzüglich gut geheilte Wunde. Ein von den Wilden angeschossener Tapir, der zufällig in der Nähe des Knaben vorbeygekommen und von demselben noch durch einen Pfeilschuß gereizt worden war, hatte ihn verfolgt, mit dem Gebiß ergriffen und ihm die ganze Seite aufgerissen. Die Wunde, die in der Mitte der Brust anfieng und die ganze Rundung des Schulterblattes bis nach den Rükken hin, einnahm, war zugenähet und trefflich verwachsen. Den Schlangenbiß sollen die Wilden unfehlbar heilen, und man hat mir versichert, daß ihnen nie ein Gebissener sterbe. Zu dieser Angabe der Portugiesen, stimmt übrigens sehr wenig die Aussage meines Quäck: nach ihm kennen die Botocuden am Belmonte kein Mittel gegen den Schlangenbiß, woran öfters Leute sterben. Seiner Aussage zufolge, hat man keine andere Hülfe, als über dem gebissenen Theil (gewöhnlich dem Fuße) eine Halsschnur (Pohuit) umzubinden. Unter den Kinder-Krankheiten müssen besonders die Folgen des Thon-Essens erwähnt werden. Der Heißhunger mag die Kinder wohl zuweilen rei-

(*) Die Art und Weise dieser Operation ist in Lion. Water's Reise nach Darien (Captn. Dampier's Weltreisen) abgebildet.

(**) Herr von Eschwege setzt nach der Erzählung des Augenzeugen die Behandlung dieser Kranken, im Journal von Brasilien Heft I. pag. 106 vollständiger auseinander.

zen, Thon in den Mund zu stecken und zu verschlucken; die Eltern strafen sie zwar, wenn sie sie bey dieser Kost überraschen; allein sie finden dennoch Gelegenheit insgeheim diesen verderblichen Hang zu befriedigen. Solche Thon-Esser haben eine fahlgelbe Gesichtsfarbe, einen magern Körper, sehr harten dicken Unterleib, und werden gewöhnlich nicht alt. Der Thon, den sie dazu gebrauchen, ist meistens ein gelbrother oder grauer Letten, der indessen in seinen Bestandtheilen weit verschieden von der Erdart seyn muß, welche Herr von Humboldt unter den Ottomacken, als ein bey ihnen gewöhnliches Nahrungsmittel fand. Zu La Concepcion di Uruana am Orinoco versicherte der Missionair Fray Ramon Bueno jenem berühmten Reisenden, daß der Thon diesen Leuten nicht schade (*), ob sie ihn gleich zu gewissen Zeiten in Menge genössen; Herr von Humboldt hält jedoch dieses Nahrungsmittel für schädlich, und ich kann bestätigen, daß bey den Brasilianern dies wirklich nachtheilige Folgen hat, so wie man in Afrika und Ostindien ähnliche Bemerkungen machte (**). Gewöhnliche Leibschmerzen sollen sie dadurch zu heilen glauben, daß sie den Unterleib mit den Panzern der Gürtelthiere und der Schildkröten reiben. Ferner sind Augenfehler unter den brasilianischen Urvölkern sehr gemein. Man wird nicht leicht einen Trupp von ihnen sehen, worunter sich nicht einer oder ein Paar Einäugige befinden, auch haben sie oft ein Fell auf dem Auge; allein entzündete, blödsichtige oder sonst krankhafte Augen, sah ich nie unter ihnen, was man wohl einzig und allein ihrer Abhärtung zuschreiben muß. Von jenen erstern Fehlern mögen spitzige Zweige oder Dornen im Gebüsche die Ursache seyn. Der Wilde, der mit der Raubgier eines Tiegers, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit einem Jagdthiere nachkriecht, bemerkt nicht immer die seinem Auge drohende Spitze. Hat er ein Schwein, einen Affen oder

(*) Ansichten der Natur, Seite 143.

(**) Hierüber siehe den gründlichen Aufsatz des Herrn Hofrath Osiander in dem neuen hannöverischen Magazine, März 1818. St. 26. 27.

ein anderes Thier angeschossen, welches ihm oft mit dem Pfeil im Leibe entflieht, so rennt er blindlings nach, um die Beute im Auge zu behalten und verletzt sich leicht. Diese natürliche Ursache scheint auch Azara durch die entgegengesetzte Bemerkung, daß die in Paraguay in den offenen Ebenen wohnenden Völker nie Fehler an den Augen haben, zu bestätigen.

Stirbt ein Botocude, so begräbt man ihn sehr schnell in seine Hütte oder in die Nähe derselben, (*), worauf der Platz verlassen und ein anderer zur Wohnung gewählt wird. Der Verstorbene wird am ersten Tage von allen Verwandten durch ein wildes Geheul betrauert, wobey sich besonders die Weiber wie unsinnig anstellen sollen; jedoch kann dieses wohl nicht aus wirklicher Betrübniß herrühren, denn schon am folgenden Tage ziehen sie weiter und treiben ihre Geschäfte nach wie vor. Am Belmonte legen sie den Todten, nachdem ihm die Hände mit Çipó zusammen gebunden sind, ausgestreckt in eine länglichte Grube, also nicht in zusammen gebogener Stellung, wie manche andere amerikanische Völker (**); an andern Orten sollen die Gruben rund geformt seyn. Sie geben an ersterem Orte dem Todten nichts mit in die Erde; welches wir auch in den von uns untersuchten Gräbern bestätigt fanden. Herr Tenente João Filippe Calmon will in den Gräbern am Rio Doçe Waffen und einige Nahrungsmittel für den Verstorbenen angetroffen haben, welches mir indessen, als meinen eigenen Beobachtungen widerstreitend, nicht wahrscheinlich ist. Ich fand in

(*) Auch hier zeigt es sich wieder, wie sehr die Gebräuche der Urvölker von Brasilien mit denen von Guiana übereinkommen, man lese nach Barrère, Quandt und andere.

(**) Mehrere amerikanische Völkerschaften begraben ihre Todten auf diese Weise, zum Beyspiel die ehemaligen Canadier, von welchen der alte Missionair Creuz in seiner Historia canadensis, Par. 1664, 4. pag. 92, sagt: Ubi cum extremo habitu excessit animus, corpus statim in glomas conformant, ut quo habitu in matris a loco fuerat, eodem conquiescat in tumulo. Eben so die Caraiben, Chilesen und Hottentotten, auch erzählt man dies an einigen Orten von den Botocuden.

mehreren solcher Gräber im hohen Urwalde bloße Knochen, und sah, daß die Grube mit Erde angefüllt worden war. Oben auf lagen kurze dicke Prügel oder runde Stücke Holz von gleicher Länge, eines dicht neben dem andern. Unweit dieser Gräber fand ich noch die damals verlassenen Hütten. Man unterhält nach dem Tode eines Botocuden auf jeder Seite des Grabes einige Zeit hindurch ein Feuer, um den Teufel abzuhalten, zu welchem Geschäfte die Verwandten, selbst von einem entfernten Wohnorte, oft nach dem Grabe zurückkehren sollen. Hat man den Verstorbenen sehr geliebt, so bauet man wohl auch eine besondere Hütte von Cocosblättern über sein Grab. Die Arme des Todten binden sie mit Çipó zusammen, jedoch nicht immer. Von Verwundung oder Verstümmelung ihres Körpers, um ihre Trauer an den Tag zu legen, findet man keine Spur unter ihnen. Azara erzählt dies von den Charruas (*), so wie man es von den Südsee-Insulanern weiß; nach Azara soll sich jenes Volk die Finger verstümmeln. Herr Calmon will am Rio Doçe gefunden haben, daß die Weiber sich zur Trauer die Haare abgeschnitten hatten, ein Gebrauch, der unter den Amerikanern häufig vorkommt, am Belmonte aber nicht bekannt und mir daher für die Botocuden nicht wahrscheinlich ist. Man scheint ohnehin diesem Volke am Rio Doçe mehr Gebräuche anzudichten, als es wirklich hat, theils weil man es hier nur aus der Ferne mit furchtsamem Auge betrachtet, und daher nur halb kennt; theils weil man in allen Theilen der Erde geneigt ist, in fremden auffallenden Erscheinungen mehr Wunderbares und Außerordentliches zu suchen, als wirklich darin liegt. Man findet in der Art, wie die Botocuden ihre Todten zur Erde bestatten, eine große Übereinstimmung mit der bey den Tupinambas und den verwandten Küstenstämmen üblichen; auch sie erbauten eine kleine Hütte von Palmblättern über die Grube, setzten aber den Körper in aufrechter

(*) Azara Voyages etc. Vol. II. p. 25.

Stellung hinein, und banden ihm Hände und Füße zusammen, wie wir bey Lery (*) lesen.

Herr Walckenaer sagt sehr richtig in seiner Übersetzung der Reisen von Azara, daß alle Völker unserer Erde gewisse religiöse Ideen haben. Azara hat unstreitig auch in diesem Punkte geirrt, da er den Charruas alle Spur von Religion, Musik, Tanz u. s. w. abspricht (**), und von den Guaycurus bestätigt von Eschwege gewisse religiöse Ideen (***). Selbst die rohen Botocuden haben eine Menge abentheuerliche Vorstellungen von bösen Geistern, deren genaue Kenntniß man nur durch vollkommene Bekanntschaft mit der Sprache dieses Volkes erlangen wird. Sie fürchten schwarze böse Geister oder Teufel, die sie Janchon nennen; viele sind groß: Janchon gipakeiu, viele klein: Janchon cudgi. Wenn der große Teufel erscheint und ihre Hütten durcheilt, so müssen alle, die ihn erblicken, sterben; lange aufhalten soll er sich nicht; jedoch, sagen sie, sterben nach seinem Besuche oft mehrere Menschen. Er kommt, setzt sich ans Feuer, schläft ein und geht dann wieder fort; findet er auf den Gräbern kein Feuer, so gräbt er die Todten aus. Oft ergreift er auch ein Stück Holz und schlägt damit die Hunde todt. Auch die Kinder, die ausgeschickt werden, um Wasser zu holen, soll er zuweilen tödten; sie sagen: man finde alsdann das Wasser rund umher verschüttet. Man kann diese Teufel mit dem Aygnan oder Anhanga der Tupinambas für gleichbedeutend halten. Aus Furcht vor ihnen, übernachten die Wilden nicht gern allein im Walde, sondern gehen immer lieber in Gesellschaft. Der Mond (Taru) scheint unter allen Himmelskörpern bey den Botocuden im größten Ansehen zu stehen; denn sie leiten von demselben die meisten Naturerscheinungen her. Seinen Nahmen findet man in vielen Benennungen der Himmelserscheinungen wieder, so heißt die

(*) Lery Voyage à la terre du Brésil etc. pag. 302.

(**) Azara Voyages etc. Vol. II. pag. 14.

(***) v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft II. S. 265.

Sonne Tarudipó, der Donner Tarudecuwong, der Blitz Tarutemeräng, der Wind Tarucuhú, die Nacht Tarutatú u. s. w. Der Mond verursacht nach ihrer Idee Donner und Blitz; er soll zuweilen auf die Erde herabfallen, wodurch alsdann sehr viele Menschen umkommen. Sie schreiben ihm ebenfalls das Mißrathen gewisser Nahrungsmittel, gewisser Früchte u. s. w. zu, und haben dabey mancherley abergläubische Zeichen und Ideen.

Auch von einer großen Überschwemmung sollen sie, wie die meisten Völker der Erde, eine Tradition haben. Wir finden bey Vasconcellos (*) Nachrichten über die Meinungen, welche die Küsten-Indier der Lingoa geral über diesen Gegenstand hatten. Nach ihnen war die einzige Familie, die des alten weisen Mannes Tamanduare von Tupi, dem höchsten Wesen, angewiesen worden, auf Palmbäume zu steigen und dort die Überschwemmung, in welcher das Menschengeschlecht untergieng, abzuwarten. Nachher stiegen sie herab und bevölkerten die Erde wieder. Die religiösen Ideen der Botocuden sind indessen nicht viel abgeschmackter, als die der gemeinen rohen portugiesischen Ansiedler in Brasilien; denn auch diese, so wie die gezähmten Küsten-Indier, glauben einen Waldgeist, den sie Caypora nennen, und von dem sie sagen, daß er Kinder und junge Leute raube, sie in hohle Bäume verberge, und dort füttere.

Dies sind die Beobachtungen, welche ich während der kurzen Zeit meines Aufenthalts in jenen Wäldern zu machen Gelegenheit hatte. Durch die um sich greifende Bevölkerung der Ostküste, werden die rohen Botocuden immer weiter in ihre Wälder zurückgedrängt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Civilisation auch endlich zu ihnen den Weg finden werde. Zwar wird es hiezu noch einer Reihe von Jahren bedürfen, da man in Brasilien die Kunst nicht mehr versteht, mit welcher

(*) Simam de Vasconcellos Noticias curiosas do Brasil p. 52.

die Jesuiten, abgesehen von ihren vielen nachtheiligen Einrichtungen und dem Unheil ihrer Herrschaft, die rohen Stämme der Urbewohner jener Wildnisse zu bilden wußten. Genauere Kenntniß von dem originellen Stamme der Botocuden zu erhalten, muß der Reisende ihn am Rio Grande de Belmonte aufsuchen, da die Beobachtung desselben am Rio Doçe bis jetzt noch unmöglich ist.

Um dem Leser einen kurzen vorläufigen Begriff von der Sprache dieser Wilden zu geben, theile ich hier nur einige Nahmen derselben mit; am Schlusse dieses zweiten Bandes der Reisebeschreibung aber wird für den Sprachforscher eine Liste einiger Sprachproben gegeben werden.

Männernahmen.

Jucakemet (das mittelste e sehr kurz)
Cupilick
Jukeräcke (J wie i)
Macnina (das mittelste n durch die Nase)
Mäcann (a zwischen a und e)
Makiängjäng
Ahó (durch die Nase)
Kerengnatnuck (durch die Nase).

Weibernahmen.

Enkëpmäck (En sehr kurz und so wie die zweyte Sylbe durch die Nase)
Maringjopú
Uéwuck
Schampachan
Pucat.

Nachtrag.

Die Bemerkungen, welche ich über die Botocuden zu machen Gelegenheit gehabt habe, waren niedergeschrieben, als mir die Nachrichten zu Gesichte kamen, welche Herr Obrist-Lieutenant von Eschwege zu Villa Rica über die Urvölker der Capitania von Minas Geraës in seinem, bey dem Industrie-Comptoir zu Weimar erschienenen Werke: Journal von Brasilien, gegeben hat.

Ich bin so glücklich mit dem achtungswerthen Herrn Verfasser in Verbindung zu stehen, welches mich aber nicht abhalten darf, über einige Stellen dieser Schrift meine Bemerkungen hier nieder zu legen. Ich glaube um so mehr dies thun zu können, ohne der Tadelsucht beschuldigt zu werden, da die anerkannten Verdienste unseres trefflichen Landsmanns durch meine Critik nicht geschmälert werden können. Der lange Aufenthalt des Herrn von Eschwegé in der, in mineralogischer Hinsicht so wichtigen Capitania von Minas Geraës, berechtigt uns, sehr interessante Nachrichten und Beobachtungen von ihm zu erwarten; denn seine Kenntnisse, und die günstige Lage, in welcher er sich befindet, setzen ihn in den Stand, für die vollkommnere Erforschung jenes Landes und seiner Bewohner weit mehr zu leisten, als Reisende, die bey einem kurzen Aufenthalt in demselben, von der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der daselbst lebenden Völkerschaften nie eine so genaue Kunde erlangen können. Das Studium der Urvölker in dieser Capitania giebt indessen weit geringere Resultate, als in andern weniger cultivirten, oder von Europäern noch unbewohnten Gegenden. Da er die Botocuden nicht selbst besuchen und an der Quelle schöpfen konnte, so blieb ihm nichts übrig, als die erhaltenen, von Hörensagen herrührenden Nachrichten mitzutheilen, welche oft unsicher und fast immer übertrieben sind. Hierhin gehört besonders (Seite 93) die Aussage eines lange unter den

Botocuden gewesenen Negers, welche höchst unwahrscheinlich ist; denn gewiß existirt eben so wenig ein Botocuden-König, als eine monarchische Regierungs-Verfassung unter jenen rohen Naturmenschen, und eben so unwahrscheinlich ist die allgemeine Versammlung, bey welcher die Lippen und Ohren durchbohrt werden. Wenn man alle verschiedenen Stämme und Horden der Botocuden zusammen triebe, so würden vielleicht nicht so viele vereinigt werden können, als der Neger Agostinho hier wegen der Lippen-Operation bey einander gesehen haben wollte. Seine ganze Aussage hat das vollkommene Gepräge der Unwahrheit. Anders ist es mit den Bemerkungen über die harte, grausame Behandlung, welche die armen Urbewohner von den mächtigern, mit Feuergewehr versehenen, goldgierigen Eroberern ihrer Wälder zu erdulden hatten. Hier hört man Wahrheiten, die man leider lieber unterdrücken möchte. Eben so interessant sind die mitgetheilten Verordnungen, welche die Regierung in Bezug auf die Behandlung der Indier erlassen hat, und welche leider! ebenfalls nur sehr unvollkommen befolgt wurden. Zur Berichtigung einiger Punkte, die wilden Völkerstämme betreffend, mögen folgende Bemerkungen dienen.

Seite 77: Da der ganze Volksstamm von dem Worte Botoque den Nahmen führt, so wird richtiger Botocudos als Botecudos geschrieben (*). Sie wurden nicht Grens, sondern Gerens (ausgesprochen wie im Französischen das Wort Guerins) genannt, wovon man sich noch heut zu Tage am Flusse Itahype überzeugen kann; auch schrieben alle Schriftsteller auf diese Art (**). Der Nahme Arari scheint blos in Minas zu existiren; denn in den unteren Gegenden des Rio Doçe und am Belmonte habe ich ihn nie nennen hören, ihn auch eben so wenig in den verschiedenen Schriftstellern, welche von Brasilien handeln, gefunden, wohl aber nennt man jenes Volk auch Aymorés oder Amborés. Die Gebräuche der Botocuden schei-

(*) Siehe Corografia Brasilica etc. T. II. p. 72 in der Note.
(**) Siehe SOUTHEY's history of Brazil Vol. II. p. 562 u. a. O.

nen am Rio Doçe eben dieselben zu seyn, wie am Belmonte, hievon glaube ich mich hinlänglich überzeugt zu haben, obgleich die Nachrichten, welche Herrn von Eschwege hierüber mitgetheilt wurden, dagegen streiten. Denn wenn sie am Rio Grande de Belmonte auch zum Theil friedlich gegen die Weißen handeln, so folgt daraus nicht, daß sie von einem andern Stamme sind; sie würden dort, wie der Augenschein lehrte, eben so friedfertig seyn, als hier, wenn man sie nicht auf eine so schreckliche Art mißhandelt hätte, und es ist schon weiter oben gesagt worden, daß sie ein Paar Meilen nördlich vom Belmonte, am Rio Pardo, und ein Paar Meilen südlich, am S. Antonio, sich auch noch unlängst feindlich gezeigt haben; ihr Zusammenhang in den Wäldern zwischen dem Rio Doçe und Belmonte ist übrigens hinlänglich erwiesen, da sie am S. Mathaeus, am Mucuri und in allen diesen Gegenden abwechselnd sich noch zu zeigen pflegen. Die Erzählung von besonders erbauten, und mit Vogelfedern ausgezierten Häusern, in welche sie ihre Todten begraben, und darin alljährlich eine Todtenfeyer anstellen, ist gewiß ungegründet; ich selbst habe oft Gelegenheit gehabt, mich über die abenteuerlichen Erdichtungen zu entrüsten, welche man mir über diesen Gegenstand mittheilte, welche aber oft aus halber Kenntniß der Sache entstanden, besonders in jenen Gegenden, wo die Wilden feindselig sind. Ich habe mehrere Bewohner von Minas-Novas und der Gegenden am Jiquitinhonha kennen gelernt, welche sämmtlich das von mir Gesagte bestätigt haben. In Gegenden, wo die Botocuden im Kriege leben, wie am Rio Doçe, verzehren sie aus Haß das Fleisch ihrer Feinde; am Belmonte hingegen, scheint durch die friedlichen Verhältnisse, diese grausame Gewohnheit sich allmählig zu verlieren, obgleich die schon früher angeführte Äußerung einiger jener Wilden und die Aussage meines Quäck außer Zweifel setzen, daß sie auch hier statt gefunden habe. Die Patachos streifen der Seeküste näher, doch soll es ihrer in Minas-Novas noch einige wenige geben.

Herr Obrist-Lieutenant von Eschwege giebt nun einige Nachrichten über die strengen Maßregeln, welche der Minister Conde de Linhares gegen die Botocuden ergriffen hat, indem er ihnen einen grausamen Vertilgungskrieg erklärte, der aber ohne den gehörigen Nachdruck geführt wurde. Nur zu wahr ist es, was der Verfasser von den Greuelthaten erzählt, die man gegen die hülflosen Indier ausübte; denn kein Mittel blieb unversucht ihnen zu schaden. Einzelne Unmenschen haben selbst den Versuch gemacht, durch Kleidungsstücke, die mit Blattermaterie bestrichen waren, diese schreckliche Krankheit unter ihnen zu verbreiten, und sie dadurch auszurotten.

Der Herr Verfasser findet es unrichtig, die Farbe der Indier in Minas mit der des Kupfers zu vergleichen. Ich selbst muß gestehen, daß es unter diesen Völkern mancherley Farben-Varietäten giebt, von welchen einige dunkler graubraun, andere mehr gelblich braun, und noch andere mehr kupferröthlich gefärbt sind; alle indessen haben ein röthliches Graubraun oder Gelbbraun, und meine Beobachtungen berechtigen mich zu dem Glauben, daß die Kinder nicht völlig weiß, wie wir Europäer, geboren werden (*). Sie sind gelblich, werden aber sehr bald braun. Ich habe manche gesehen, welche noch sehr klein und dennoch recht rein und dunkelbraun gefärbt waren. Man findet aber, wie schon oben gesagt, eine Merkwürdigkeit, eine weißliche Varietät unter den Botocuden, die selbst etwas Röthe auf den Backen, und nur schwarzbraune Haare hat; die Kinder von dieser Race mögen bey der Geburt wohl beynahe völlig weiß zu nennen seyn. Herr Obrist-Lieutenant von Eschwege sagt, die Kinder würden nicht kupferroth geboren, worin ich ihm vollkommen beystimme; jedoch ich finde auch nicht, daß er behauptet, sie seyen bey der Geburt völlig weiß wie wir. Die gehaltvollste Bestätigung für das Gesagte ist die Aussage meines jungen Botocuden Quäck. Ich muß hier meinen Leser auf den

(*) Eine Bestätigung dieses Satzes, welche von großem Gewichte ist, finden wir in Herrn von Humboldt's Reisebeschreibung Theil I. pag. 500.

Mithridates (dritter Theil dritte Abtheilung Seite 313) verweisen, wo der Verfasser vollkommen meine Gedanken über diesen Gegenstand ausdrückt. Die vortreffliche Abhandlung über die Amerikaner, welche jenes Werk ziert, giebt dem Leser den wahren Gesichtspunkt für die Betrachtung dieses interessanten Gegenstandes. Die Hautfarbe und gewisse Charakterzüge scheinen der ganzen amerikanischen Race eigen; allein sie sind unendlich abwechselnd in den zahlreichen Stämmen und Völkerschaften dieses weiten Continents, und in einem jeden Individuum auf verschiedene Art ausgedrückt; daher wird man selbst keinen völlig allgemeinen Knochenbau unter diesen Völkern erkennen; die einen sind groß, die andern klein, breit, schmal und eben so mannigfaltig gebildet, als die europäischen und andere Völker. Man wird weder ein allgemeines Zurückweichen der Stirn, noch ein gleichgebildetes Becken bey ihnen beobachten (*); denn diese Theile sind so verschieden bey ihnen gebildet, als bey uns; ich habe Botocuden mit hoher breiter Stirn, und andere mit einer schmalen niedern gefunden, doch ist es nicht zu läugnen, daß manche Stämme sich durch gewisse Züge, worin sie im Allgemeinen übereinkommen, vor andern auszeichnen. Mehrere Schriftsteller haben bestritten, daß die Völker von Nord- und Süd-Amerika von einerley Race seyen. Indeß haben zuverläßige, unterrichtete Männer mich versichert, daß die Physiognomie und Farbe der Botocuden, so wie der andern brasilianischen Stämme, völlig mit der der Nationen des nördlichen Amerika, zum Beyspiel der Cheroky's in Nord-Carolina, überein kommen. Der von mir nach Europa mitgebrachte junge Botocude Quäck gab Anlaß zu dieser Vergleichung (**). Man

(*) S. v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft I. S. 87.

(**) Hierüber siehe S. Vater im 3ten Theile 2te Abth. des Mithridates S. 309 und Folge. Eben so ist es mir im höchsten Grade interessant gewesen von einem instruirten Reisenden, dem Herrn Obristlieutenant Thorn, der lange Zeit in Indien gelebt hat, zu erfahren, daß diese Physiognomie meines Botocuden vollkommen mit der Malayischen übereinstimme, ein Satz, welchen auch Herr Ritter Blumenbach durch die Vergleichung des von mir mitgebrachten Schädels be-

mag also die Farbe der Amerikaner kupferroth oder graubraun nennen, immer bleibt sie die auszeichnende der ganzen amerikanischen Race, sowohl in den nördlichern als in den südlichern Theilen dieses Continents, mit der Ausnahme, daß die Kälte dieselbe bleicht (*), und daß überall eine Menge von verschiedenen Farben-Abweichungen gefunden werden. Wie sehr der Einfluß des Climas auf die Färbung der menschlichen Haut wirkt, zeigt Quäck auf eine auffallende Art; denn nachdem er während des Sommers eine ziemlich braune Gesichtsfarbe gehabt hat, erblaßt dieselbe von der Temperatur des Winters dergestalt, daß man ihn für einen Europäer halten könnte, und selbst seine Backen erscheinen etwas roth gefärbt; ich muß indessen dabey bemerken, daß er nicht von der dunkelsten Race der Botocuden ist. Volney fand an den Nord-Amerikanern bedeckte Theile des Körpers heller gefärbt, als die unbedeckten (**), davon habe ich in Brasilien kein Beyspiel gesehen; denn obgleich die civilisirten Indier mit Hemden und Beinkleidern bedeckt gehen, so sind sie dennoch am ganzen Körper gleich braun gefärbt. Es scheint indessen aus Volney's Beobachtung hervor zu gehen, daß die bedeckten, heller gefärbten Stellen der Haut jener mehr nördlich wohnenden Nationen, als die wahre Grundfarbe derselben anzusehen waren, und daß daher vielleicht im allgemeinen jene nördlichen Stämme eine hellere Farbe hatten, als die von Süd-Amerika, jedoch in beyden Theilen dieses Continents finden sich Ausnahmen von dieser Regel, denn man kennt im nördlichen Theile dunkelgefärbte Völker, und im südlichen die weißen Botocuden, so wie gewisse andere hell gefärbte Nationen. Wäre indessen blos das Clima die Ursache der braunen Farbe der Amerikaner, so müßten ja die Portugiesen nach mehreren Gene-

stätigte, der auf der 58ten Tafel der Decades Craniorum, so wie auf der Vignette dieses Abschnittes (in der 4to Ausgabe) abgebildet ist.

(*) Die Kinder der Eskimaux werden übrigens nach den Versicherungen der Brüder-Missionarien völlig weiß geboren, und auch von den übrigen nordamerikanischen Völkern haben mehrere Schriftsteller dieses behauptet.

(**) Siehe J. S. Vater Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung S. 66.

rationen auch diese Farbe annehmen, und doch ist es gewiß, daß diese die Färbung ihrer europäischen Voreltern noch besitzen, wo nicht ihre Race mit Neger- oder Indierblut vermischt worden ist. Veränderungen, welche Smith (*) an den Pflanzern von Nord-Amerika wahrnahm, und die er dem Clima zuschreibt, habe ich nicht an den brasilianischen Portugiesen bestätigt gefunden; sie haben ihre Gesichtszüge nicht verändert, ihr Haar ist noch kraus und lockicht geblieben, und selbst ihre Farbe erreicht nur selten die dunkele Mischung der Indier. Zwar arbeiten in Brasilien die Abkömmlinge der Portugiesen selten in ihren Pflanzungen, dies überlassen sie ihren Negern; allein sie fischen und jagen sehr häufig, wo sie den Strahlen der Sonne hinlänglich ausgesetzt sind; ihre Farbe wird alsdann gewöhnlich mehr gelblich, aber nicht so graubraun dunkel als die der meisten Indier. Ich muß hier den Leser auf die schöne Stelle in von Humboldt's Versuch über den politischen Zustand von Neu-Spanien (B. I. S. 115) verweisen, wo der Verfasser höchst interessant über diesen Gegenstand redet. Wenn gleich äußere Ursachen die Stärke der Färbung jener Stämme erhöhen, so bleibt dennoch die bräunliche Grundfarbe; die aber, wie Herr von Eschwege richtig bemerkt, durch Kränklichkeit, besonders im Gesichte in ein bleiches Gelb ausartet. Dise Betrachtungen widerlegen indessen den Satz nicht, daß die Bewohner heißer Länder im allgemeinen dunkler gefärbt sind, als die der kältern, und die große Abwechslung in den Farbenabstufungen der südamerikanischen Völkerstämme, deren nahe Verwandtschaft übrigens niemand leugnen kann, scheint für die Abstammung der Menschen von einem Paare zu sprechen, worüber der Engländer Sumner so interessant geschrieben hat (**).

Ungeachtet der Ähnlichkeit, welche zwischen den Mongolen, Malayen und den amerikanischen Völkern statt findet, scheinen diese letzteren doch gewisse auszeichnende Züge mit einander ge-

(*) Siehe J. S. Vater Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung S. 72.

(**) Siehe J. B. Sumner a Treatise on the records of the creation etc.

mein zu haben. Die 17te Platte (in der 4to Ausgabe) bildet mehrere Botocuden-Physiognomien ab, wovon die 4te Figur eine genaue Abbildung nach dem Leben, die ich der Güte des Herrn Sellow verdanke, ein vollkommen mongolisches Gesicht zu seyn scheint, und dennoch würde man sehr irren, wenn man allen diesen Wilden eine ähnliche Bildung zuschreiben wollte; denn die 3te Figur zum Beyspiel, welche die Abbildung des Jukeräcke giebt, hat ebenfalls ächt brasilianische Züge, die aber dennoch sehr verschieden von denen des eben erwähnten Gesichtes sind. Die 2te Figur dieser Tafel bildet die Frau des Jeparack, und die 5te den an verschiedenen Stellen erwähnten Mumienkopf eines Brasilianers aus der Sammlung des Herrn Ritter Blumenbach zu Göttingen ab. Die Vergleichung der Physiognomien der Esquimaux, von welchen wir unlängst in der Beschreibung der Reise des Capitain Roß nach dem Nordpole interessante Abbildungen erhalten haben, zeigt bedeutende Verschiedenheiten von der Bildung brasilianischer Gesichter, und eben dieses bestätigte die Aussage der Brüder-Missionarien von Nain, welche meinen Quäck zu betrachten Gelegenheit hatten. Es ist unendlich schwer, das Dunkel aufzuklären, welches den Ursprung zahlreicher amerikanischer Völkerschaften für uns verhüllt.

Caziken kann man die Anführer der Tapuyas nicht nennen. Dieses Wort hat eine viel höhere Bedeutung; denn die Anführer der brasilianischen Stämme unterscheiden sich durch nichts von ihren Landsleuten, die ihnen nicht einmal besondere Achtung erzeigen; sie haben weiter keinen Vorzug, als daß sie durch mehr Klugheit, Erfahrung oder Tapferkeit sich ausgezeichnet haben, und daher in der Truppe eine entscheidendere Stimme führen. Caziken nannte man die mächtigern Häupter der gebildeteren Völker der neuen Welt, der Mexikaner, Peruaner und anderer, deren Ansehen und zuweilen weit ausgedehnte unumschränkte Herrschaft, den spanischen Eroberern kräftig widerstand. Sie besaßen zum Theil große Reichthümer, und eine

Cultur, deren Überreste noch heut zu Tage den Reisenden in Erstaunen setzen, und wovon wir von Herrn von Humboldt die interessantesten Schilderungen erhielten (*). Wie weit steht dagegen der rohe Bewohner der brasilianischen Urwälder zurück! hier herrscht eine thierische Gleichheit und allein der Vorzug gilt, welcher von der Stärke des Armes erzeugt wird. In den Felsen und den Urstämmen jener Wälder, welche Jahrhunderten trotzen, finden sich keine Hieroglyphen, noch andere eingegrabene Zeichen, und die einzigen Monumente dieser Naturmenschen, welche man über der Erdoberfläche findet, sind Hütten von vergänglichen Zweigen, die nicht dem Wechsel eines einzigen Jahres zu trotzen vermögen.

Diejenigen der Brasilianer, welche eine portugiesische Soldatenmütze tragen, haben schon ihre Originalität verloren, und interessiren daher weniger. Ich habe nie etwas ähnliches unter den Wilden an der Ostküste gesehen.

(*) Hierüber siehe Alex. v. Humboldt Schriften, so wie S. Vater im 3ten Bande 2ter Abtheilung des Mithridates.

Die Vignette des ersten Abschnittes.

(In der Quarto-Ausgabe.)

Als eine Erläuterung des auf der Vignette dieses 1ten Abschnittes abgebildeten Botocuden-Schädels lasse ich jetzt die erklärenden Worte folgen, welche ich der Güte des Herrn Ober-Medicinalraths Ritters Blumenbach verdanke: „Der Botocude womit Ew. meine ethnologische Sammlung bereichert haben, und der eben so sehr zu den merkwürdigsten als zu den seltensten Stücken derselben gehört, ähnelt in seiner Totalform (doch ohne den Unterkiefer) dem vom Orangutang mehr, als einem der acht Negerschädel die ich besitze, wenn gleich bey manchen von diesen die Oberkiefer stärker als an dem brasilianischen Cannibalen prominiren.

Die eigentliche Hirnschale ist — den schmälern Querdurchmesser zwischen den Schläfen ausgenommen — im ganzen ziemlich kugelig: von der weit vorliegenden Hinterhauptsöffnung bis zur Mitte des Scheitels von auffallender Höhe; alle Näthe, wie es das jugendliche Mannsalter mit sich bringt, in frischer Integrität. Hingegen etwa für dies Alter ansehnlich vorstehende Stirnhöhlen; überhaupt der ganze Augenbraunbogen stark ausgewirkt; besonders die bogenförmige Spurlinie von der Anlage des obern Beißmuskels (M. temporalis) rauh wie zackig. Die Augenhöhlen tief, aber vorn eben von keinem weiten Umfange.

Die Nasenknochen sehr klein; ihr Rücken nach oben schmal und scharfkantig; die Nasenhöhle nicht gar geräumig. Die Backenknochen breit. Die Oberkiefer vorstehend und der Theil, der die Schneide- und Eckzähne faßt, ungewöhnlich gewölbt. Der Unterkiefer von mächtiger Stärke, und der untere Rand seiner Seitenflügel durch die Anstrengung der daran befestigten untern Beißmuskeln (M. masseteres) auswärts gebogen. Die Zähne ausnehmend robust und fest, und ihre Mahlflächen, ohngeachtet des jugendlichen Alters, stark abgenutzt.

Nur die untern Schneidezähne fehlen; und zwar die Zellen, in welchen das mittlere Paar gesessen hat, nicht nur geschlossen und größtentheils absorbirt, sondern auch nach vorn durch eine auffallende Grube eingedrückt. Ohne Zweifel die Folge des anhaltenden Drucks von dem scheibenförmigen Holzklotze, den die Botocuden in der dadurch ungeheuer ausgedehnten Unterlippe tragen, daher ihnen allgemein schon in den zwanziger Jahren die unteren Vorderzähne ausfallen und die Alveolen derselben schwinden.

Und um noch einmal auf den so ausgezeichneten Totalhabitus dieses so merkwürdigen Schädels zurück zu kommen, so bewährte sich auch an ihm die von mir anderwärts angegebene Vertical-Norm (— die horizontal gelegten Köpfe aus dem Scheitelpunkt angesehen —) wodurch sich nahmentlich der auffallende Unterschied derselben von der Neger ihren, besonders durch die ansehnliche Breite der Scheitel- und Backenbeine u. s. w. auf den ersten Blick ausweißt.

II.

Reise vom Rio Grande de Belmonte zum Rio dos Ilhéos.

Der Rio Pardo; Canavieras; Patipe; Poxi; Fluß Commandatuba; Fluß Una; die Bäche Araçari; Meço und Oaqui; Villa Nova de Olivença; die Indier daselbst; Verarbeitung der Piaçaba-Frucht; Villa und Fluß dos Ilhéos, Fluß Itahype, Almada; die Guerens ein Überrest der alten Aymorés.

Der Aufenthalt am Flusse Belmonte und in den Urwäldern, welche die Heimath der Botocuden sind, hatte in mir den Wunsch erweckt, einen neuen Schauplatz aufzusuchen; man traf daher alle nöthige Anstalten, die Reise nordwärts fortzusetzen; und meinem Plane gemäß, quer durch die Waldungen bis zu den Gränzen von Minas Geraës vorzudringen. Ich erhielt für einen Theil der Reise einen willkommenen Gesellschafter in Herrn Charles Fraser, der bis zum Flusse Ilhéos mit mir gleiches Ziel hatte.

Der Rio Grande ist bey der Villa de Belmonte, da er nicht weit davon in die See mündet, ansehnlich breit und oft stark bewegt. Ich wählte daher große Canoen zu unserer Überfahrt; meine Thiere hatten schon am Tage zuvor schwimmend über den Fluß gesetzt. Wenn die Canoen das jenseitige

Ufer erreichen, schiffen sie in einen todten, schmalen, mit Mangue-Gebüschen eingefaßten Arm des Flusses, welcher den Nahmen der Barra das Farinhas trägt. Dieser Canal war ehedem wahrscheinlich ein Seitenarm des Belmonte, dessen Mündung aber allmählig versandet ist, weswegen man ihn auch wohl Barra Velha nennt.

Wir fanden am Ufer unsere Tropa, beluden sie, und setzten unsere Reise etwa anderthalb Legoas weit bis zur Mündung des Rio Pardo, eines bedeutenden Flusses, fort. Der Weg führt längs einer öden sandigen Küste hin, wo alle Bäume und Gesträuche durch die hier häufigen Stürme und Seewinde niedergehalten und verstümmelt sind. Ich fand in dieser Gegend einige wenige zerstreute Knochen von Meerschildkröten, hier eine Seltenheit, die man hingegen an dem mehr südlich gelegenen einsamen, wenig beunruhigten Strande des Rio Doçe äußerst häufig findet (*). Der Rio Pardo macht die Gränze zwischen der Comarca von Porto Seguro und der von Ilhéos; er tritt in mehreren Armen in die See, unter denen der südlichste, welcher bey Canavieras mündet, ehemals den indischen Nahmen Imbuca trug. An dem südlichen Ufer der Barra fanden wir ein kleines Haus, die Wohnung eines Viehhirten, der die Reisenden nach der großen Insel hinüber zu schiffen pflegt, auf welcher Canavieras zwischen zwey Armen des Flusses erbaut ist. Ich schiffte mich erst gegen Abend ein, hatte aber eine gefährliche und sehr beschwerliche Fahrt in einem kleinen, schmalen, unsichern Canoe, welches bey der hohen Fluth, und den

(*) Ich habe im 1ten Theile meiner Reisebeschreibung die großen Meerschildkröten, von welchen hier die Rede ist, für die Testudo Midas ausgegeben; die Lage, in welcher ich mich zu jener Zeit am Rio Doçe befand, machte es unmöglich eine Beschreibung dieser Amphibie zu entwerfen, und die Hoffnung späterhin hiezu Gelegenheit zu finden, ward vereitelt. Ein vollständiger Schädel indessen, welcher sich in meinen Händen befindet, wird durch genaue Vergleichung zeigen, ob diese Schildkröte zu den bekannten Arten zu rechnen ist, oder eine neue Species bildet, worüber ich in meinen Beyträgen zur Naturgeschichte von Brasilien Nachricht zu geben gedenke.

hereinrollenden großen Wogen der nahen See, auf das heftigste geschaukelt, und hin und her geworfen wurde. Der gute Canoeiro, der den Wellen so wenig als möglich die Seite des Fahrzeuges preis gab, brachte uns indessen glücklich nach dem Orte unserer Bestimmung. In den Mangue-Gebüschen am Ufer beobachtete ich einen ungeheueren Schwarm von Schwalben, mit einförmig rußfarbigem Gefieder, die ich zwar nicht näher untersuchen, aber doch für keine andere, als die Hirundo pelasgia halten konnte. Sie hatten sich hier zur nächtlichen Ruhe versammelt, stiegen aber zuweilen gleich einer großen Wolke hoch in die Luft, und fielen plötzlich wieder in die grünen Gebüsche ein, die dann durch ihre unendliche Menge völlig schwarz gefärbt erschienen. Ich fand Herrn Fraser, der vor mir übergesetzt worden war, in einem geräumigen Hause, wo wir mit der Familie des Besitzers uns an einem guten Feuer in der großen Halle erwärmten; unsere Nachtruhe hielten wir auf einigen Böden von Planken, welche in der Höhe in dem großen Raume angebracht waren, eben so schlief auch ein Theil der Bewohner des Hauses.

Canavieras ist eine ziemlich bedeutende zerstreut liegende Villa oder Aldea mit einer Kirche; man pflanzt hier besonders Mandiocca und Reis. Die Einwohner sind meistens Weiße, und Leute von verschiedenen, durch die Vermischung mit Negern erzeugten Farbengraden (Pardos), welche an dieser Küste die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen. Da hier kein Juiz, noch sonstiger Ortsvorstand sich befindet, so existirt auch keine Polizey, und Canavieras ist wegen seiner Freyheit und des etwas verwilderten Zustandes seiner Bewohner, in der ganzen Gegend bekannt. Sie wollen keinen Juiz, indem sie sagen, sie könnten sich selbst regieren, und sollen wenig Abgaben entrichten. Übrigens von jovialem Charakter, belustigen sie sich oft mehrere Tage hinter einander mit Musik, Tanz und Kartenspiel, wobey aber auch nicht selten Excesse vorfallen sollen.

Da der Fluß eine bessere Barra hat, als der Rio Grande,

so werden hier auch einige Lanchas erbaut, welche den Handelsverkehr mit Bahia und anderen Orten der Küste unterhalten. Der Rio Pardo durchströmt die Urwaldungen, in welchen dieselben Botocuden sich feindlich zeigen, welche am Belmonte zum Theil friedlich erscheinen. Noch ohnlängst hatten sie hier mehrere Menschen erschossen, und man muthmaßte, daß die Thäter von der Bande des Capitam Jeparack, dessen Bild die erste Figur auf der 17ten Platte (in der 4to Ausgabe) darstellt, gewesen seyen. Schon früher hatten sie hier mehrere Pflanzungen der Bewohner zerstört. Man griff sie an, und brachte ihnen eine ansehnliche Niederlage bey, wobey an 50 von ihren Kriegern getödtet wurden. Seitdem haben sie sich durch die Ermordung von 4 Personen gerächt, und man hat deshalb einige Pflanzungen oben am Flusse aufgeben müssen, welche sie theils zerstörten, theils beständig bedrohten. Den Rio Pardo sollen sie nicht überschreiten, denn am Commandatuba will man sie noch nie gesehen haben. An diesem und in den Wäldern der Barra von Pori (Poschi) streifen einige Haufen der Patachos.

Nicht gar weit von Canavieras öffnet sich in den Rio Pardo der kleine todte Fluß, welchen man Rio da Salsa nennt; er verbindet den Rio Pardo mit dem Rio Grande de Belmonte. Es befand sich gerade ein Mann hier, welchen der Graf Dos Arcos von Bahia mit dem Auftrage gesandt hatte, den Rio da Salsa schiffbar zu machen, da man sich für den Handel auf dem Belmonte nach Minas hinauf, durch diese Verbindung des letzteren mit der besseren Barra des Rio Pardo große Erleichterung versprach.

Da wir die günstige Jahreszeit zu der Reise in die Wälder nicht ungenützt vorbey gehen lassen durften, so ward zu Canavieras nicht lange gejagt, auch wenig gefunden, was für unsere Sammlungen interessant gewesen wäre; dennoch aber giebt eine jede Gegend gewöhnlich etwas Neues. So ernährt die Nachbarschaft des Belmonte und Rio Pardo ein vor-

züglich schönes Thier aus der Klasse der Reptilien, welches Marcgrav wahrscheinlich unter dem Nahmen der Ibiboboca erwähnt hat. Diese Schlange (*) gleicht in der Vertheilung ihrer Farben sehr der Corallennatter, indem schwarze, weißlich-grüne und zinnoberrothe Ringe auf das schönste an ihrem Körper abwechseln. Die schon früher erwähnte Corallenschlange (**), die von mir beschriebene orangeköpfige Natter (Coluber formosus), die jetzt genannte, und eine vierte (***), welche an Schönheit die vorigen wohl noch übertrifft, haben in ihrer Färbung und Farbenvertheilung große Ähnlichkeit, daher verwechselt sie der Brasilianer unter dem allgemeinen Nahmen Cobra Coral oder Coraës; denn alle vier haben an ihrem glatten Körper abwechselnd schwarze, weißgrünliche und hochzinnoberrothe Ringe; dem genau betrachtenden Naturforscher hingegen zerfallen sie bey dem ersten Anblicke sogleich in völlig verschiedene Arten.

(*) Elaps Margravii. Herr Hofrath Merrem erkannte diese von mir mitgebrachte Natter für Marcgravs Ibiboboca, und sie ist es auch höchst wahrscheinlich; Russel irrt daher, wenn er sie zu seiner indischen Kalla-jin rechnet. Eine kurze Notiz von ihr hat Herr Hofrath Merrem in seinem System der Amphibien pag. 142 gegeben, wo er sie unter dem Nahmen Elaps Ibiboboca aufführt.

(**) Elaps corallinus. Ich habe in dem 1ten Bande dieser Reisebeschreibung die hier genannte Schlange für Linné's Coluber fulvius gehalten, und unter diesem Nahmen von ihr geredet. Seit dem hat mich aber genauere Vergleichung belehrt, daß sie derselben zwar sehr ähnlich, dennoch aber specifisch verschieden von ihr seyn müsse, und ich wähle daher die von Herrn Hofrath Merrem gegebene Benennung, siehe dessen System der Amphibien pag. 144. — Ueber diese, die vorhergehende, und die beyden nachfolgenden Natterarten, habe ich in dem neuesten Bande der Schriften der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher eine kleine Notiz gegeben, welche von einer Abbildung des Elaps corallinus begleitet ist.

(***) Ich nenne sie Coluber venustissimus. Sie ist die schönste der Corallennattern, und in der Färbung der Elaps corallinus sehr ähnlich, allein ihr Kopf ist breiter, der Rachen tiefer gespalten, die sehr kleinen Zähne sind völlig die der Nattern; Bauchschilde 200, Schwanzschuppenpaare 51; die Länge des Schwanzes beträgt etwas mehr als 1/7 der ganzen Länge des Thiers. Hauptfarbe des ganzen Körpers zinnoberroth; diese herrliche Zeichnung wird durch gepaarte schwarze Ringe gehoben, die einander sehr genähert und in der Mitte sowohl getrennt, als an ihrer äußersten Seite eingefaßt von einem schmalen weißgrau-grünlichen Ringe sind. Alle Schuppen der oberen Theile des Körpers, selbst in den breiten zinnoberrothen Ringen, haben eine schwarze Spitze.

Herr Freyreiß, der später sich in dieser Gegend aufhielt, fand hier zufällig in den Palmbäumen ein merkwürdige bisher unbekannte Fledermaus, welche ein neues Genus bilden könnte (*). Sie trägt an der Stelle des Schwanzes zwey auf einander passende Hornklappen in horizontaler Stellung, wovon die obere oder größere, 5 Linien in der Breite mißt, sie ist gewissermaßen ein Überzug des Schwanzknochens, welcher sich in derselben endiget; die untere Klappe aber wird durch die zusammengefaltete Schwanzflughaut gebildet. Der Pelz dieses Thieres ist etwas zottig und weiß gefärbt; es hält sich am Tage zwischen jenen colossalen Cocoswedeln verborgen, welche überall an dieser Küste von der graugrünen glänzenden Tangara (**) bewohnt und belebt werden.

Bey einer günstigern Witterung und längerer Muße würde man hier zu Canavieras Untersuchungen über die Fische des Meeres und des Flusses haben anstellen können. Im allgemeinen wird man indessen dieselben Arten hier vorfinden, als an den südlicheren Theilen der Küste; dort am Espirito-Santo strahlte in den Netzen der Fischer der hochrothe Catauá (Perca punctata) mit einer Menge violetter Pünktchen überstreut, mehrere Arten der glänzenden Scomber, der Squalus, Silurus, die schön gestreiften Grammistes-Arten, der Peruá (Balistes Ventula, LINN.) mit schön grünem Oberkörper und himmelblauen, hochgelb eingefaßten Streifen, und andere mehr. Jedoch die See zu Canavieras war vom Winde zu sehr bewegt, um den Fischern den Fang zu gestatten.

(*) Ich habe in der Isis, Jahrgang 1819 10tes Heft pag. 1630 eine kurze Notiz von diesem merkwürdigen Thiere gegeben.

(**) Dieser Vogel ist bis hierhin für das Weibchen der Tanagra Episcopus gehalten, und von Desmarest als solches abgebildet worden. Es ist dieses aber ein Irrthum, da Tanagra Episcopus oder Sayaca (der Sanyaçú der Brasilianer an der Ostküste) sehr verschieden von dem vermeinten Weibchen ist, wovon wir, ganz ähnlich gezeichnet, häufig beyde Geschlechter erhalten haben. Dieser letztere, für das Weibchen gehaltene Vogel, welchen ich, wegen seines beständigen Aufenthaltes in den Cocospalmen Tanagra palmarum nenne, ist selbst durch seine Stimme, ein sehr leises Zwitschern, durchaus von dem Sanyaçú verschieden.

Reisende, welche Maulthiere mit sich führen, lassen dieselben längs der Seeküste hinauf gehen, und über die verschiedenen Mündungen (Barras) des Rio Pardo hinüber schwimmen; sie selbst aber schiffen sich ein, und machen mit verschiedenen Unterbrechungen in einem Canoe eine Strecke von etwa zwey Tagereisen auf einem Binnenwasser, das mit der Küste parallel läuft, und von dem Rio Pardo mit seinen verschiedenen Armen und dem Meere gebildet wird. Dieses Wasser ist salzig, und erhält Ebbe und Fluth von der nahen See. Es wird von dieser durch ein schmales Stück Land getrennt, welches von den verschiedenen Ausflüssen oder Mündungen des Rio Pardo durchschnitten ist. Von der Barra de Canavieras erreichen die Thiere nach einem Wege von etwa zwey Legoas die Barra de Patipe, von einer Povoaçâo so benannt, welche in der Nähe auf der von diesen beyden Barras gebildeten Insel liegt. Die Schifffahrt auf diesem salzigen Flusse ist angenehm; dichte, freundlich grün belaubte Mangue-Gebüsche bedecken die Ufer, hinter ihnen erhebt sich der Urwald, und an verschiedenen Stellen öffnen sich Aussichten in die Arme des aus den nahen Wildnissen hervorbrechenden Flusses. Man erblickt am Ufer einzelne Wohnungen, die sich immer durch einen Hain von Cocospalmen schon von ferne ankündigen. Von der Barra de Patipe setzt der gesalzene Fluß längs der Küste fort, und man erreicht an der Praya nach einem Wege von 1 ½ Legoas die Barra de Poxi, einen andern Ausfluß. Hier befand sich bis jetzt stets eine kleine Ansiedlung von mehreren Fischerfamilien, die sich aber kürzlich von dieser Stelle wegbegeben hatten. Wir fanden hier kaum ein trinkbares Wasser für unsere lechzenden Thiere; einige nützliche Gewächse vegetirten noch in der Nähe der Wohnungen, unter andern die hier im Lande so beliebten Pimenteiras (Capsicum), deren längliche hochrothe sehr zusammenziehende Früchte man als Gewürz zu den Speisen setzt, und noch einige andere Fruchtbäume.

Wir brachten hier eine rauhe windige Nacht lieber im Sande

an der See zu Pori hin, als daß wir uns in den verlassenen Hütten den Plagen des zahlreichen Ungeziefers hätten aussetzen wollen. Ein von uns in der Nähe zufällig aufgefundenes Fischercanoe setzte am folgenden Morgen unsere Tropa über die Barra, an welcher sich gegenwärtig kein Passageiro oder Fährmann fand, wie man denn in diesen Gegenden noch gar wenig für die Reisenden sorgt. Es giebt keine Karten des Landes, man muß daher auf gutes Glück der Küste und den dürftigen Nachrichten der Landesbewohner folgen. Hier in der Nähe, ein wenig landeinwärts auf einer sanften Anhöhe, hat sich seit kurzem ein französischer Chirurg, Monsieur Petit, angebaut, der nach der einstimmigen Versicherung der Bewohner dieser Gegend, die Fischer von Pori durch sein streitsüchtiges Betragen vertrieben haben soll. Er ist, wie man mir sagte, ein eifriger Anhänger Napoleons, und schien deshalb nicht viel Beyfall bey den Portugiesen zu finden. Das von der Barra de Pori nördlich sich ausdehnende salzige Binnenwasser, zeigte jetzt bei Anbruch eines heiteren Tages, in der Kühlung des Morgens, eine unglaubliche Menge von Fischen, welche über die Oberfläche des Wassers hoch in die Luft sprangen. Mit einem großen Netze hätte man hier einen sehr reichen Fang thun können.

Die Fahrt von hier nach der Mündung des Flusses Commandatuba ist ohne Abwechslung; man hat stets dieselben Ansichten zwischen einer Menge von Inseln hin, welche von Mangue-Gebüschen bedeckt sind. Diese auch hier sehr salzigen Gewässer beschifft man am besten zur Zeit der Ebbe. Auf den wurzelnden Zweigen der Mangue-Bäume sitzt in Menge die bunte rothfüßige Krabbe Guayamù, auch findet sich in diesen Gebüschen sehr häufig der gemeine Amazonenpapagey (Psittacus ochrocephalus, Linn.) der von den Indiern und Portugiesen Curica genannt wird. Er scheint vorzugsweise diese Art von Gebüschen zu seinem Aufenthaltsort zu wählen, so daß man ihn wohl darnach benennen könnte; immer wird er daher an

den Ufern und Mündungen der Flüsse angetroffen, wohin die übrigen Arten der Papageyen nur höchst selten sich verirren. Er läßt seine Stimme hier laut erschallen, bringt mannigfaltige Töne hervor und scheint oft auch andern Vögeln nachzuahmen. Die Nester dieser Papageyen findet man häufig in den stärkern mit Höhlungen versehenen Mangue-Bäumen; die Einwohner nehmen nicht selten die Jungen aus, zähmen sie und lehren sie reden.

Der Fluß Commandatuba ist nicht stark. Unweit seiner Mündung am südlichen Ufer, wo ein weißer Sandboden jetzt in der glühenden Hitze des Mittags unseren Augen wehe that, befinden sich die Wohnungen einiger, zum Theil indischen Familien, deren Pflanzungen auf dem nördlichen Ufer des Flusses liegen. Wir ließen uns übersetzen, und erreichten, nachdem wir etwa drey Legoas zurückgelegt hatten, die Barra des ansehnlicheren Flusses Una, wo nur einige wenige Wohnungen sich befinden. Ein wohlhabender Pflanzer, welcher bedeutende Ländereyen an diesem Flusse besitzt, hat hier eine Venda erbauet, welche einen regelmäßig eingefaßten, mit hohen Cocospalmen gezierten Hofraum enthält. Hier in diesem scheinbar so sterilen weißen Sande wächst dieser stolze Baum kräftig zu einer bedeutenden Höhe empor, und ist schon in seinem niederen Zustande, im siebenten Jahre, mit erfrischenden Früchten überladen. Man bauet hier Mandiocca, Reis; aber auch Kaffee, Baumwolle und alle andere Produkte des südlichen Himmels gedeihen vortrefflich. Der Besitzer war noch mit der Anlage solcher Anpflanzungen beschäftigt. Ich sah hier unsern europäischen Weißkohl, Kohlrüben und die rothe Viehrübe, und fand Kohlköpfe, deren Gewicht 14 Pfund betrug. Der Fluß Una theilt sich an seiner Mündung in zwey Arme, wovon der linke, Rio de Muruim, und der rechte Rio da Cachoeira genannt wird; der letztere erhielt seinen Nahmen von dem kleinen Falle den er bildet. An diesem Flusse findet man nicht gar weit aufwärts eine Menge schöner Holzarten, besonders viel

Jacarandá (Bois de Rose). Der Una ist zur Zeit der Ebbe so seicht, daß ihn die Thiere passiren können. Jenseits erreicht man drey Bäche, den Araçari, den Meço und Oaqui (Oaki), welche ebenfalls während der Ebbe durchritten werden müssen, da zwey derselben bey der Fluth tief und reissend sind.

Ins Land hinein hat man hier die Aussicht auf eine nordwärts fortstreichende Waldhöhe, welche das Ufer des Rio de Maruim bildet; auf diesem Rücken bemerkt man einen hohen hervortretenden Baum, Pao de Maruim genannt, der von der See aus in weiter Ferne schon gesehen wird, und den Schiffern zur Richtung dient.

Schon vom Una an findet man am Strande häufig eine Art von Seefahrzeugen, Jangadas genannt, und von Koster beschrieben und abgebildet. Man bedient sich derselben bey der Ebbe, auf seichten Stellen zum fischen; mit den größeren wagt man sich selbst weit in die See hinaus, und transportirt auf ihnen, längs der Küste hin, verschiedene Produkte und Handelsartikel. Diese Jangadas sind Flöße, deren mittlere Länge etwa zehn Schritte beträgt. Sie sind aus sieben Balken von leichtem Holze so zusammengesetzt, daß fünf Stücke, wovon die beyden äußeren gewöhnlich etwas länger sind, neben einander liegen, und bloß durch zwey Querstangen von festem Holze verbunden sind. Auf den beyden äußersten Balken einer jeden Seite, liegt ein dritter, und auf diesen beyden ist alsdann in der Mitte des Floßes ein Bock von dünnen Hölzern errichtet, auf welchem der steuernde Schiffer sitzt. Eisen befindet sich an dem ganzen Fahrzeuge nicht. Die Balken sind an beyden Enden von unten schräge aufwärts zugespitzt. Auf den größeren dieser Fahrzeuge, welche auch gewöhnlich mit kurzem Mast und Segel versehen sind, befinden sich oft mehrere Menschen. Die leichte Holzart, deren man sich immer zum Bau dieser einfachen Küstenflöße bedient, wird Pao de Jangada (Jangadenholz) genannt, und wir finden sie von Arruda unter dem Nahmen Apeiba Cim-

balaria (*) oder Émbira Jangadeira als zur Polyandria Monogynia gehörig, beschrieben. Die geschicktesten Führer dieser Jangadas sind die jetzt civilisirten Küsten-Indier, deren Hütten man in dieser Gegend einzeln, in den Gebüschen an der Praya liegend, findet. Eine jede Familie hat ihr Fahrzeug hier auf dem Sande aufgestellt, das, wenn es gebraucht werden soll, blos umgewälzt, und bey der heranrollenden Fluth flott gemacht wird. Weiter südlich an der Küste findet man keine Jangadas, sondern nur Canoes, nördlich aber blos die ersteren und nur wenige Canoes; wahrscheinlich ist diese Gegend der südlichste Punkt, bis zu welchem das Jangadenholz wächst.

Von Una aus erreicht man nach einem Ritte von 6 Legoas die Indier-Villa von Olivença. Auf der letzten Hälfte dieser Küstenreise erhebt sich landeinwärts ein schöner mit Wald bedeckter grüner Rücken, der eine neue botanische Merkwürdigkeit zeigt. Hier wächst in großer Menge die schon früher bey Mogiquiçaba erwähnte Palme, die man Cocos de Piaçaba (**) nennt. Ihre beynahe senkrecht himmelan strebenden Wedel oder Blätter (frondes) geben ihr das originelle Ansehen eines türkischen Reiherbusches; der Schaft ist hoch und stark, und die dicht verflochtenen Waldungen bilden ein Unterholz, über welches überall die stolzen Palmen sich erheben, um hohe luftige Säulengänge darüber zu bilden. Zu Mogiquiçaba bereitete man Stricke aus den Fasern des Baumes, zu Olivença wird die Frucht verarbeitet.

Villa Nova de Olivença hat eine angenehme Lage auf einem etwas erhöhten Rücken und ist von dichten Gebüschen umgeben. Der Convent (Kloster) der Jesuiten tritt über diesen

(*) S. Kosters travels etc. im Anhange pag. 488. Auch Marcgrav redet von diesem Baume und bildet ihn ab, pag. 123 und 124.

(**) Durch einen unvorhergesehenen Zufall wurde ich verhindert die Piaçaba-Palme in den Wäldern von Ilhéos genau zu untersuchen, um zu wissen, ob die erwähnten langen Fäden an der Fruchttraube oder an der Blattscheide erzeugt werden. Ich habe leider vergebens gehofft, diesen schönen Baum weiter nordwärts wieder zu finden.

grünen Wall empor. An dem höchst mahlerischen Felsen, der hier in die See hinein tritt, brechen sich brausend die Wogen, und erfüllen den ganzen Busen mit weißem Schaume. Am Ufer sahen wir die dunkelbraunen Indier in ihren weißen Hemden, beschäftigt mit der Angel Fische zu fangen; die ganze Scene würde dem Landschaftmahler einen interessanten Gegenstand darbieten. Unter diesen Leuten waren viele recht schön gebildet; ihr Anblick erinnert an eine Stelle in Lery's Reise (*), wo der Verfasser auch ihre Vorfahren, die Tupinambas wohl und schön gebildet nennt, auch hat er wirklich recht; sie sind wohlgewachsen, schlank, dabey breit von Schultern und haben die mittlere Größe der europäischen Völker. Leider haben sie ihre Originalität verloren, auch bedauerte ich nur, daß nicht ein Tupinamba-Krieger uns hier entgegen trat, die Federkrone um den Kopf, mit Armbinden von bunten Federn geschmückt, den Federschild Enduap auf dem Rücken, und den kräftigen Bogen und Pfeil in der Hand; statt dessen ward man von den Abkömmlingen jener Anthropophagen mit dem portugiesischen Gruße à Deos! bewillkommt, und fühlte mit Kummer den Wechsel alles Irdischen, der diesen Völkern mit dem Abfalle von ihren rohen barbarischen Gebräuchen, auch ihre Originalität raubte, und sie zu einem jetzt kläglichen Mittelding herunter setzte. Ich habe auf der Vignette dieses 2ten Abschnittes (in der 4to Ausgabe) eine an der Küste reisende indische Familie abbilden lassen, wodurch man eine richtige Vorstellung von ihnen erhält.

Villa Nova de Olivença ist eine Indier-Villa, welche von den Jesuiten vor etwa hundert Jahren angelegt wurde. Man hatte damals die Indier vom Flusse Ilhéos oder St. Jorge versammelt und herbeygeführt. Jetzt befinden sich hier

(*) Ich habe mich bey den citirten Stellen des Lery gewöhnlich auf die französische Ausgabe bezogen; die deutsche hat den Nachtheil, daß die brasilianischen Worte oft unrichtig geschrieben sind, indem der Verfasser die französische Aussprache durch deutsche Schreibart wieder geben wollte, welches nicht immer möglich ist.

etwa 180 Feuerstellen; der ganze Distrikt aber, mit den eingepfarrten Bewohnern, zählt etwa tausend Seelen. Portugiesische Einwohner hat Villa Nova außer dem Geistlichen, dem Escrivam und ein Paar Krämern, nur wenige; alle übrigen sind Indier, die ihre ursprüngliche Bildung noch recht rein und charakteristisch beybehalten haben. Ich sah unter ihnen mehrere sehr alte Leute, deren Äußeres für die gesunde Luft der Gegend zeugte, unter andern einen Mann, welcher sich des Baues der vor 107 Jahren angelegten Kirche noch erinnerte. Sein Haar war noch kohlschwarz, eine bey den alten Indiern gewöhnliche Erscheinung. Es giebt zwar auch einzelne unter ihnen, deren Haar das Alter etwas bleicht, doch kommt dies nicht oft vor, wenigstens wenn sie ganz rein indischen Ursprungs, und nicht mit Negerblut gemischt sind. Die Indier zu Villa Nova sind arm, haben aber auch wenig Bedürfnisse; Indolenz ist, wie in ganz Brasilien, ein Hauptzug ihres Charakters. In ihren Pflanzungen bauen sie die zu ihrem Unterhalte nöthigen Lebensmittel, und die zu ihrer leichten Bekleidung nöthigen Baumwollenzeuge weben sie selbst. Mit der Jagd, welche an andern Orten eine Hauptbeschäftigung der Indier ist, geben sie sich hier gar nicht ab; denn sie haben weder Pulver noch Bley, Artikel, die man selbst in der Villa zu Ilhéos nur selten kaufen kann, und dann sehr theuer bezahlen muß. Ein Hauptnahrungszweig der Bewohner von Olivença besteht in der Verfertigung der Rosenkränze aus den Früchten der Piaçaba-Palme und aus den Panzern der Carett-Schildkröte (Tartaruga de Pentem). Das Geschlecht der Palmen ist für die tropischen Regionen unserer Erde ein Naturgeschenk von großer Wichtigkeit: der Piaçaba-Baum giebt nutzbares Holz, dem Seemanne geben seine Fasern dauerhafte Taue, welche den Stürmen und der Nässe trotzen, und die Frucht ernährt die Bewohner verschiedener Gegenden dieser Küste. Die Palme Mauritia dient zur Wohnung und Nahrung; die Existenz eines ganzen Völkerstammes, der Guaraunen, ist an sie gefesselt, wie Herr von Humboldt sich

ausdrückt (*). Die Frucht, welche in den Cabinetten unter dem Nahmen der Cocos lapidea vorkommt, scheint die des Piaçaba-Baums zu seyn. Sie ist etwa 4 bis 5 Zoll lang, gestreckt, am vordern Ende etwas zugespitzt und von dunkelbrauner Farbe. Unter der Hand des Drechslers nimmt sie eine vorzügliche Politur an; daher man darauf verfallen ist, sie zu Rosenkränzen zu verarbeiten. Die Maschiene, worauf man die Kügelchen dreht, ist sehr einfach; anstatt eines Rades befindet sich oben an der Decke ein Bogen von Holz, von welchem eine Schnur nach einem Stocke herabläuft, welcher mit dem Fuße getreten wird. Man schneidet die feste Masse der Nuß in kleine längliche Pflöcke, theilt diese wieder in kleinere Stücke von der für die Kugeln erforderlichen Größe, durchbohrt dieselben und rundet sie gehörig ab. Ein Arbeiter kann in einem Tage ein Dutzend Rosenkränze verfertigen, wovon das Stück nicht mehr als 10 Reis kostet; neu verarbeitet sind diese Rosarios von blaßgelblicher Farbe, man sendet sie aber sogleich nach Bahia, wo sie schwarzbraun gefärbt werden.

Ich besuchte die Indier in ihren Hütten und fand die meisten mit der Verfertigung der Rosenkränze beschäftiget. Ihre einfachen Wohnungen unterscheiden sich nicht von den Häusern, welche überall an dieser Küste gebräuchlich sind; die Dächer sind sämmtlich mit Stroh (Uricanna-Blättern) gedeckt, und anstatt daß man gewöhnlich die ganzen Blätter (frondes) der Cocospalmen auf die Firste legt, um diese wasserdicht zu machen, sieht man hier die langen Fäden der Piaçaba-Palme zu demselben Zwecke benutzt. Übrigens sind diese Hütten längs des Rückens eines Hügels hin in Reihen erbaut, und haben eine angenehme Lage, da man von hier aus eine weite Aussicht auf den unermeßlichen Ocean hat. Etwas landeinwärts erreicht man ein Campo (eine ebene von Wald entblößte Stelle) von wo aus man in der Ferne die Serra de Maitaraca

(*) Ansichten der Natur, Band I. Seite 27.

erblickt, eine Gebürgskette, die, wie überhaupt diese ganze Gegend, viel Gold und Edelsteine enthalten soll.

Da ich von den der Jagd abgeneigten Indiern zu Olivença keine Unterstützung für meine Unternehmungen in die Wälder erwarten durfte, so setzte ich nach einem kurzen Aufenthalte meine Reise fort, und machte in früher Morgenkühlung den nur 3 Legoas weiten angenehmen Weg zu dem Flusse Ilhéos. Der Strand ist bey der Ebbe, welche man für diese Reise abwarten muß, den Reisenden sehr günstig, denn er bildet eine ebene feste Fläche von feinem wasserharten Sande. Hie und da sieht man eine Wohnung, durch den sie umgebenden Cocoshain, sich über die niederen Gebüsche erheben. Auf der Mitte des Weges durchreitet man einen kleinen Bach, der den Nahmen Cururupe oder Cururuipe (die geschwollene Kröte in der alt-brasilianischen Sprache, wo Cururú Kröte bedeutet) trägt. An einer Felsenspitze, welche in die See hinein tritt, fanden wir einen vorzüglich schönen Strauch, eine Posoqueria, 6 bis 8 Fuß hoch, mit steifem dunkelgrünem Laube, dessen wohlriechende Blumen durch 6 Zoll lange Röhren sich auszeichnen; ich habe dies Gewächs weiter gegen Süden nie bemerkt. Der Strand ist in dieser Gegend arm an Conchylien, ich bemerkte dagegen hie und da kleine von den Wellen abgerollte Stücke eines leichten roströthlichen schlackenartigen Fossils, das mir auch schon weiter südlich in der Gegend von Porto Seguro vorgekommen war, und bey genauerer Untersuchung für schwammige vulkanische Tuffwacke mit einem undeutlichen Atom von basaltischer Hornblende, von der Ascensions-Insel erkannt ward (*). Nachdem wir eine Landspitze zurückgelegt

(*) In der Sammlung des Herrn Ober-Medicinalrath Blumenbach zu Göttingen befinden sich Proben dieses Fossils von der Ascensions-Insel; auch hat der Chirurg Cunningham dasselbe in den Philos. Transact. vol. 21. pag. 300 von dort her beschrieben. Seeströmungen treiben dasselbe an die brasilianischen Küsten, so wie sie Saamen von Mimosen und andern tropischen Gewächsen an die Küsten von England und Norwegen führen. Da ich nun die brasilianische Seeküste verlassen werde, um mich mehr in das Land hinein zu begeben, so will ich hier in

hatten, fühlten wir uns sehr angenehm durch die Ansicht des schönen kleinen Hafens von Ilhéos überrascht, in welchem dieser Fluß mit einer schnellen Wendung nach Süden zwischen zwey mahlerisch mit Cocospalmen bewachsenen Felshügeln in die See tritt. Vor seiner Mündung liegen ein Paar kleine Fels-Inselchen, von welchen die Gegend den Nahmen Ilhéos erhalten hat. Zwey Landzungen schließen von beyden Seiten diesen Hafen ein; an der inneren oder nördlichen, zwischen dem Flusse und der Seeküste ist die Villa dos Ilhéos oder de S. Jorge erbaut; hier bildet der Fluß einen ruhigen, geschützten schönen Busen, dessen anziehendes Gemählde durch einen Hain von Cocospalmen erhöhet wird; ihre federartigen Blätter schwanken auf hohen schlanken Schäften wogend im Winde, und den Boden bedecken in ihrem Schatten zwey niedrige Pflanzen, eine Calceolaria und eine Cuphea, beyde den Botanikern noch unbekannt. Nach dem Lande hinein erheben sich dichte Waldungen, und unmittelbar bey der Villa erblickt man einen Waldberg, aus dessen dunkelgrüner Laubmasse die Kirche von Nossa Senhora da Victoria hervortritt. Von dieser Höhe aus hat Herr Sellow, dessen Güte ich die auf der 18ten Platte (in der 4to Ausgabe) gegebene Ansicht verdanke, diese ange-

der Kürze die verschiedenen Arten von Conchylien nennen, die mir von Rio de Janeiro bis nach Ilhéos, also zwischen dem 23ten und 15ten Grade südlicher Breite auf dem Strande vorgekommen sind, auch befinden sich einige Landschnecken unter dieser Zahl: Lepas tintinabulum, Pholas candida, Tellina rostrata, Cardium flavum, Mactra striatula, Donax denticulata, Donax cuneata, Venus Paphia, V. Gallina, V. laeta, V. castrensis, V. Phryne, V. affinis, V. concentrica, Spondylus plicatus, Chama gryphoides, Arca Noae, A. barbata, A. decussata, A. aequilatera, A. indica, A. rhomboidea, Ostrea edulis, Mytilus edulis, Pinna nobilis, Conus stercus muscarum, Cypraea Carneola, C. caurica Bulla Ampulla, B. Velum, Voluta Auris Malchi, V. Auris Sileni. V. Oliva, V. hiatula, V. Ispidula, V. glabella, V. bullata, Buccinum Galea, B. tuberosum, B. decussatum, B. Harpa, B. haemastoma, B. porcatum, B. fluviatile, Strombus Lucifer, S. Bryonia, Murex Lotorium, M. Morio, M. Trapezium, M. Aluco, Trochus radiatus, T. distortus, T americanus, T. obliquatus, Turbo stellatus, Helix Pellis serpentis, H. ampulacea, H. ovalis, H. aspersa Müll., Nerita Canrena, N. Mammilla, N. fluviatilis, N. littoralis, Patella saccharina, P. striatula.

nehme Landschaft aufgenommen. Es liegt ein ungemein lieblicher fröhlicher Charakter in dieser stillen überraschenden Naturscene, in dem schönen Contraste mit dem dumpf brausenden Ocean, der sich weißschäumend an den Felsengruppen bricht. Dieser Ort gehört zu den ältesten Niederlassungen an der Küste von Brasilien, denn nachdem Cabral in Santa Cruz die erste Messe gefeyert, und in Porto Seguro gelandet hatte, gründete man sogleich die Colonie am Flusse S. Jorge. Im Jahr 1540 legte Francisco Romeiro den Grund zu dieser Villa, indem er mit den dortigen Ureinwohnern, den Tupiniquins, sich friedlich vertrug (*). Die Colonie nahm zu und wurde blühend, litt aber späterhin durch die Einfälle des Stammes der Tapuyas, die man damals Aymorés nannte und jetzt als Botocudos kennt. Im Jahr 1602 schloß man in der Capitania von Bahia einen Frieden mit diesem Volke, der zu Ilhéos erst 1603 zu Stande kam, und zufolge dessen man ihnen zwey Dörfer erbaute und zum Aufenthalt anwieß; die Reste jener Wilden hat man zum Theil mit dem Nahmen der Guerens (ausgesprochen wie Guerins im Französischen) belegt. Die Colonie kam jedoch nachher immer mehr in Verfall, so daß sie im Jahr 1685 schon sehr herabgekommen war, und gegenwärtig kaum eine Spur ihres alten Glanzes mehr hat. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens verschwand ihre letzte Stütze; denn alle bedeutendere Denkmähler einer früheren Zeit, die noch existiren, rühren von ihnen her. Der massive Convent, das ansehnlichste Gebäude der Villa, das im Jahr 1723 erbaut wurde, steht jetzt leer, und ist schon so verfallen, daß es an einigen Stellen kein Dach mehr trägt. Die Mauern an demselben sind aus Back- und Sandsteinen erbaut, deren Ursprung durch eingemischte Seemuscheln beurkundet wird. Zu den Monumenten des Ordens gehört auch unter andern ein schöner Brunnen, der in der Nähe der Villa im Schatten alter Bäume

(*) Southey's history of Brazil I. pag. 41.

gelegen, massiv erbaut, und mit einem Dache versehen ist; bey alle dem Übel, welches die Jesuiten stifteten, muß man dennoch gestehen, daß die meisten zweckmäßigen und wohlthätigen Einrichtungen in Süd-Amerika von ihnen herrühren. Die Villa von Ilhéos selbst, ist in mehr oder weniger regelmäßigen Straßen erbaut, die Häuser sind klein, mit Ziegeln gedeckt, zum Theil schlecht unterhalten, verfallen oder leer stehend; die Straßen sind mit Gras bewachsen und nur noch an Sonn- oder Festtagen findet man Leben und eine sauber gekleidete Menschenmenge hier versammelt, wenn nämlich die Bewohner der Nachbarschaft zur Kirche kommen. Es befinden sich hier drey Kirchen, wovon die von Nossa Senhora da Victoria in einem nahen Walde liegt. Sie soll, nach einer Sage, die der Aberglaube bewahrt, durch ein Wunder entstanden seyn. Man wollte in der Villa eine Kirche erbauen, und hatte bereits ein colossales Stück Holz dazu in Bereitschaft; eines Morgens erblickte man plötzlich den großen Stamm an der Höhe eines Berges, und erkannte in diesem Wunder einen Wink, daß Nossa Senhora an dieser Stelle ihre Kirche erbaut haben wolle, den man denn auch beobachtete. Es befinden sich drey Geistliche in der Villa, von welchen der erste Padre Vigario Geral genannt wird. Zu den Monumenten der früheren Geschichte von Ilhéos gehören noch einige Überreste von der Zeit der Besitznahme durch die Holländer. So zeigt man unter andern noch drey Batterien in der Nähe des Hafeneinganges, und unweit der Villa am Seestrande einen großen scheibenförmigen Sandstein, von welchem man behauptet, er habe als Mühlstein zur Verfertigung des Schießpulvers gedient.

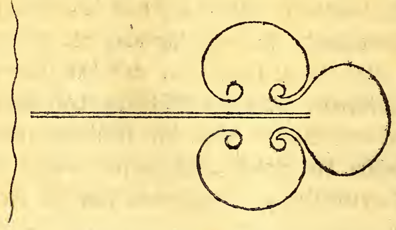
Der Verkehr, welchen diese Colonie mit den andern Häfen von Brasilien unterhält, ist nicht bedeutend; einige Lanchas oder Barcos treiben einen schwachen Handel nach Bahia mit den Produkten der Pflanzungen und der Wälder. Man bauet hier kaum so viel Mandiocca, als zum Unterhalt der Bewohner nöthig ist, daher finden Fremde in der Villa oft nichts zu essen.

Der Hunger findet hier weniger Befriedigung als in allen mehr südlich gelegenen Villas dieser Küste, denn selbst Fisch wird in der heißen Jahrszeit nur wenig gefangen; in der kalten, im April, May, Juny, July, August und September, sind die Gewässer ergiebiger. Man führt etwas Reis, und besonders Hölzer aus, sehr viel und schönes Jacarandá (Mimosa) und Vinhatico (Viniatico). Zucker-Engenhos sind am Flusse Ilhe'os nur einige wenige, aber Engenhocas (solche, welche melado und Zuckerbranntwein bereiten) giebt es mehrere; unter den ersteren verdient das schöne Gut Sta Maria einer Erwähnung, welches ein Gebiet von 20 Legoas in der Länge besitzt. Es hat 270 Negersclaven und wurde von den Jesuiten angelegt. Hier fand man das Zuckerwerk mit einer Reisstampfe und einer Reinigungsmaschine für die Baumwolle verbunden, ein Werk, welches durch Wasser getrieben wurde. In neueren Zeiten hat man die Maschinen durch einen Engländer verbessern und mit horizontalen Walzen einrichten lassen; es befindet sich indessen jetzt nur noch ein Zuckerwerk hier, das mit einer Reisstampfe vereinigt ist. Für einen thätigen Handel würde die vortheilhaft gelegene vorzügliche Barra des Flusses, so wie der zwar kleine aber sehr geschützte Hafen von Ilhe'os sehr günstig seyn. Der Fluß selbst ist nicht bedeutend, denn sein Ursprung liegt nicht weit in den großen Wäldern entfernt. Wenn man ihm von seiner Mündung aufwärts folgt, so findet man, daß er sich wenig oberhalb der Villa schon in drey Arme theilt. Der nördlichste derselben, Rio do Fundão genannt, ist kurz und völlig unbedeutend; der mittelste oder der Hauptfluß trägt den Nahmen Rio da Cachoeira, und hat seine Quellen in den großen Wäldern, nach der Richtung des innern Sertam der Capitania von Bahia hin; der südlichste endlich ist der zweyte in Hinsicht der Stärke. Da an seinem Ufer die Fazenda von Sta Maria liegt, so gab man ihm den Nahmen Rio do Engenho.

Um die Überreste der Urbewohner in der Gegend des Flusses

Ilhéos kennen zu lernen, beschloß ich, den Fluß Itahype (gewöhnlich Taïpe genannt) zu besuchen, welcher sich etwa eine halbe Legoa nördlich von der Mündung des Ilhéos ins Meer ergießt. An seinem Ufer hat man vor Zeiten aus den Guerens, einem Stamme der Aymorés oder Botocudos, eine Ansiedlung gebildet, welche den Nahmen Almada trägt; man erreicht sie von der Seeküste aus in einer Tagereise. Die Fahrt dahin, den Fluß hinauf zwischen hohen Urwäldern ist sehr angenehm, und gewährt dem Jäger viele Unterhaltung. Der Fluß Taïpe ist anfangs nicht ganz unbedeutend; eine Menge von freundlichen Fazendas zieren seine Ufer, welche alle mit Cocospalmen, und manche der bedeutendern selbst mit einem völligen Cocoshaine umgeben sind. An den Ufern haben beynahe alle Bewohner ihre Corale oder Camboas angelegt, eine zum Fischfange sehr sinnreiche Erfindung, welche schon im ersten Theile dieses Reiseberichts erwähnt worden ist (*). Gefischt wird hier häufig, auch fängt man die Fluß-Schildkröte, deren schon am Belmonte gedacht ward (**). In den nahen Mangi-

(*) Die Camboa oder Coral ist auf folgende Art eingerichtet: man stellt am Ufer eine senkrechte Rohrwand in den Fluß hinein, dermaßen, daß sie bis auf den Grund des Wassers hinabgeht. Das am Lande befindliche Ende derselben bleibt so weit vom Ufer entfernt, daß man mit ähnlichen Rohrhürden noch drey runde Kammern dergestalt davor anbringen kann, daß die Fische einen engen Eingang in dieselben haben, und diesen, wenn sie sich eingeschlossen fühlen, nicht wieder auffinden können. Von oben gesehen, hat das ganze Rohrgestelle die Ansicht eines Kleeblattes, dessen Stiel auf das Ufer senkrecht gestellt ist, auf diese Art:



(**) Ich nannte sie Testudo depressa. Herr Hofrath Merrem hat ihr in seinem Systeme der Amphibien unter dem Nahmen Emys depressa pag. 22 ge-

gebüschen vernahmen wir die leise pfeifende Stimme der kleinen Sahui-Äffchen (Jachus penicillatus, Geoffroy), welche in kleinen Gesellschaften diese Gebüsche durchstreifen. Die Bewohner dieser Gegend ziehen häufig die Jungen dieser zärtlichen Thierchen auf, die zwar sehr zahm werden, aber dennoch öfters sehr beißig bleiben. Sie würden in Europa sehr beliebt seyn und daher oft dahin gebracht werden, wenn ihnen nicht die

dacht. Sie bildet eine bis jetzt noch unbekannt gewesene Art, welche ich hier nur in der Kürze beschreiben will. Ihr Körper ist sehr abgeplattet, der schlanke Hals kann nicht zurückgezogen, sondern nur seitwärts zwischen die Ränder des Ober- und Unterpanzers gelegt werden. Um das Kinn befinden sich zwey kurze Bartfäden. Der Oberpanzer hat in seiner Mitte drey etwa sechseckige Schildchen, um diese rund umher stehen zehn größere Felder, und den Rand bilden fünf und zwanzig kleine Schilde, von welchen das vorderste schmal und länglich ist. Der Brustpanzer besteht aus dreyzehn Schildern. Die Afteröffnung nimmt bey den Weibchen beynahe die ganze Länge des kurzen Schwanzes ein; das Männchen hat einen längern Schwanz; Füße vorne mit fünf Zehen, mit Schwimmhäuten vereint, hinten nur vier Zehen, sämmtlich mit starken spitzigen Nägeln versehen. Farbe des Thieres schwärzlich olivenfarben, die Unterseite des Halses ist blaß gelblich mit schwärzlichen Flecken und Streifen, wovon einer in Gestalt eines Hufeisens unmittelbar hinter den Bartfäden steht. Oberpanzer gewöhnlich mit einem dunkel-schwärzlich-grünen Byssus bedeckt; gereinigt erscheint er braun mit schwarzen Streifen, welche strahlenartig von dem obern Theile eines jeden Schildchen nach seinem unteren oder vorderen Ende hinziehen. An der vorderen Seite eines jeden Hinterfußes steht vor dem unteren Fußgelenke eine gelbliche nagelartige etwas zusammengedrückte Hornschwiele. Ich fand in den Sümpfen und überschwemmten Wiesen am Espirito-Santo eine kleine sehr ähnliche Schildkröte, die in allen Hauptkennzeichen mit der hier genannten übereinkommt, sich aber blos dadurch von ihr unterscheidet, daß ihr Panzer schmäler und nicht so scheibenförmig gebildet, auch an den Seiten etwas aufgerollt erscheint; ihre Felder des Brustpanzers sind mit parallelen Reifen versehen, und die Unterseite des Halses ist ungefleckt gelblich blaß; übrigens kommen alle Kennzeichen beyder Thiere vollkommen miteinander überein. Ich bin zweifelhaft, ob sie ein junges Thier der Testudo deprêssa ist, oder als eine besondere Art angesehen werden muß. Es ist merkwürdig, daß die meisten Fluß-Schildkröten von Süd-Amerika zu der Abtheilung dieser Thiere zu gehören scheinen, welche durch Bartfäden oder Hautfortsätze unter dem Kinne sich auszeichnet. Ich habe in dem ganzen von mir bereisten Striche von Brasilien nur solche Süßwasser-Schildkröten gefunden, und von Humboldt scheint uns dasselbe von den mehr nördlich gelegenen Flüssen zu bestätigen, man sehe seine interessanten Nachrichten über die Aufsuchung der Schildkröten-Eyer am Orinoco, im 2ten Bande 1te Abtheilung pag. 243 der französischen Ausgabe seiner Reisebeschreibung, wo er zwey der von mir gefundenen sehr ähnliche neue Arten, die Testudo Arrau und Testudo Térekay, beschreibt.

Seereise zu gefährlich wäre. Der Fluß Taïpe hat ein Zucker-Engenho und mehrere Engenhocas, wo man Branntwein aus dem Zuckerrohre bereitet; man nennt in allen diesen Theilen von Brasilien die gewöhnlichste, schlechteste Art des Zuckerbranntweins Agoa ardente de Canna; die zweyte schon mehr abgezogene Agoa ardente de Mel, und die beste Art kommt aus Bahia und wird Cachaza genannt. Aus Europa führt man alsdann andere Sorten starker Getränke ein, zum Beyspiel Agoa ardente do Reino (aus Portugal) Genever (Genebre) aus Holland, Rum, u. s. w. Auf den Pflanzungen am Taïpe pflanzt man Mandiocca, Reis, Zuckerrohr u. s. w. jedoch von der ersteren nicht einmal so viel, daß man der Villa dos Ilhéos den nöthigen Bedarf zum Unterhalte liefern könnte. Dieser Mangel ist ein Beweis von der Indolenz und geringen Industrie der Bewohner. Sie sind zufrieden, wenn sie kärglich Mehl, Fisch und trockenes Salzfleisch haben, und zuweilen noch einige Krabben (Caranguejo) aus den Mangue-Gebüschen finden. An Verbesserung ihres Zustandes, so wie an Vervollkommnung des Landbaues denken nur sehr wenige. Ihre Indolenz geht so weit, daß es ihnen selbst gleichgültig ist, wenn sie Geld verdienen können. Der Kaffee gedeihet hier am Flusse ganz vortrefflich, und man kauft dieses bey uns so allgemein beliebte Produkt in der Villa sehr wohlfeil; dennoch bauet man ihn sehr wenig, und der Handel damit ist äußerst unbedeutend.

Nur die untern Ufer des Flusses sind durch Fazendas und Wohnungen geziert; so wie man diese zurückgelegt hat, erblickt man zu beyden Seiten nur hohe Waldung, und wo diese fehlt, ist das Ufer durchaus schön grün bewachsen, und bildet zum Theil ansehnliche Höhen oder angenehme Hügel; in den hohen Wäldern blicken die Kronen der wilden Cocospalmen aus dem dichten Geflechte der Laubgebüsche mahlerisch hervor. Eine Menge von Wasserpflanzen bilden zu beyden Seiten an den Ufern ein dichtes Gehäge, aus welchem die Aninga (Arum liniferum, Arruda), mit ihrem kegelförmigen nach oben verdünn-

ten Stamme, 7 bis 8 Fuß über das Wasser empor wächst, und mit großen pfeilförmigen Blättern ein sonderbares Dickicht bildet. Piso hat diese Pflanze in seinem 4ten Buche, Capitel LXX (de Facultatibus simplicium) pag. 103 recht kenntlich abgebildet. Auf diesen Wassergewächsen leben mancherley Vögel, insbesondere die Drossel mit dem gelben nackten Halsflecke (Turdus brasiliensis) die Piaçoca (Parra Jaçana, Linn.) und das schön blaue Wasserhuhn (Gallinula martinicensis), das wir seit langer Zeit nicht mehr beobachtet hatten. Dieser Vogel hat ein vorzüglich schönes Gefieder und kommt in seiner Lebensart vollkommen mit unserer deutschen Gallinula chloropus überein, da er eben so wie diese gut schwimmt und auch auf den Halmen und Zweigen der Wassergewächse umherhüpft. Der große Myuá (Plotus melanogaster) war hier häufig und weniger scheu als an andern mehr südlich gelegenen Flüssen; wir erlegten mehrere derselben, so wie die niedliche Picapara (Plotus surinamensis, Linn. oder Podoa, Illigeri) die ihre kleinen nackten Jungen nach Art der Taucher (Podiceps) unter den Flügeln umherträgt. Eine angenehme Unterhaltung gewähren auf diesem Flusse dem Naturforscher auch die Fischottern (Lontras), welche in Gesellschaft leben und bis auf Schußweite vor dem Canoe hinschwimmen, oft über das Wasser hoch emporkommen, laut schnarchend Luft schöpfen, und sonderbare Töne hören lassen. Zuweilen erscheinen sie mit einem großen Fische im Rachen, als wollten sie ihre Beute zeigen, und tauchen dann schnell wieder hinab. Indeß wird man ihrer selten habhaft; denn wenn sie durch den Schuß nicht sogleich tödtlich verwundet sind, so bekommt man sie nicht wieder zu sehen. Auch Capybaras ernähren die Ufer aller dieser Flüsse, allein bey weitem nicht in der Anzahl, als in dem mehr nördlich unter dem Äquator gelegenen Gegenden; denn v. Humboldt fand am Apure und Orinoco diese Thiere unendlich häufig, ja sogar in Gesellschaften von 80 bis 100 Individuen. Nach dem Zeugniß dieses ausgezeichneten Reisenden sollen diese Thiere selbst Fische

fressen, welches ich indessen bezweifeln muß (*). Man hat in dieser Gegend einen kleinen Seitencanal durch den Wald eröffnet, der eine große Biegung des Flusses abschneidet und dadurch für leichte Canoes den Weg etwas abkürzt; er ist bey der Ebbe, die man bis hierhin noch stark verspürt, sehr seicht und oft nicht zu passiren, allein bey der Fluth desto brauchbarer. Weiter hinauf sendet der Fluß einen Arm nordwärts aus, nach einer großen Lagoa, die sich dort zwischen schönen Gebürgen ein Paar Meilen weit ausdehnt.

Diese Lagoa, schlechtweg so genannt, ist in der ganzen Gegend berühmt; da sie fischreich ist, so haben hier oft große Fischereyen statt, auch besitzen mehrere Einwohner von Ilhéos Pflanzungen an ihren Ufern. Ihre Ausdehnung in der Länge soll etwa zwey deutsche Meilen, in der Breite aber nur die Hälfte betragen. Sie ist von mahlerischen grünen Waldgebürgen eingeschlossen, an denen man an einigen von Holz entblößten Stellen Pflanzungen erblickt. Am Tage erhebt sich auf dem ansehnlichen Wasserspiegel gewöhnlich ein kleiner Seewind (Viraçâo), der aber die Wellen mit solcher Gewalt bewegt, daß Canoes leicht in Gefahr kommen. Dieser schöne See soll, was auch aus mancherley Gründen wahrscheinlich ist, vor Zeiten mit dem Meere in Verbindung gestanden haben. Eine niedrige Stelle zwischen zwey sanften Höhen an dem, dem Ocean zugewandten Ufer, scheint die am spätesten versandete Stelle des Zusammenhanges, oder die Barra gewesen zu seyn. Seemuscheln sollen häufig in der Lagoa vorkommen, und in einer gewissen Gegend ihrer Ufer befinden sich Felsen, welche mit runden, kesselartigen Löchern durchbohrt sind, wie sie die Brandung des Meeres an der Küste zu bilden pflegt; diese Felslöcher hat man mit dem Nahmen der Caldeiras (Kessel) belegt. Da, wo der Fluß Taïpe in die Lagoa hineintritt, sind ihre Ufer mit weiten Gehägen oder Gebüschen der Aninga eingefaßt, auf

(*) S. von Humboldt voyage au nouveau continent T. II. Chap. XVIII. p. 217.

welchen eine Menge von kleinen Reihern, von Sabacuen (Cancroma cochlearia, LINN.) und Çocobois (Ardea virescens, LINN.) auf Zweigen sitzen, die auf den Wasserspiegel niederhängen, und nach Fischen oder Insekten und ihren Larven Jagd machen. Unmittelbar am Eingange befindet sich jetzt eine feststehende Insel, die ehedem schwimmend in dem See umhergetrieben; sie ist von Wassergewächsen gebildet, auf welchen sich ein Rasenfilz und auf diesem wieder andere Gewächse erzeugten. Man findet diese Erscheinung auch bey uns in Europa auf verschiedenen der größeren Landseen. Die eben genannte Insel hat sich jetzt nahe am Eingange des Sees angelehnt und festgesetzt. An Fischen soll diese Lagoa einen besonderen Reichthum besitzen, weshalb die Bewohner der Villa dos Ilhéos sie öfters besuchen, und nach mehreren Tagen mit reichem Vorrathe zurückkehren. Schönheit und Nutzbarkeit haben ihr in den Augen der Landesbewohner einen so hohen Werth gegeben, daß man den Reisenden sogleich davon unterhält, wenn er die Gegend von Ilhéos betritt. Man erzählt mancherley Fabeln von dem See und seiner Umgebung, oder dichtet ihm wunderbare Entstehung und Naturerscheinungen an, wobey denn auch seine Größe und seine vorzüglichen Eigenschaften nicht selten übertrieben werden. Die ihn umgebenden Gebürge sollen reich an Gold und Edelsteinen seyn, und man hat sogar von einem Dorado in den innern Wildnissen dieser Gebürge gefabelt, oder von einer Gegend, wo es nur wenig Arbeit koste zu den größten Reichthümern zu gelangen. Ähnliche erfolglose Träume haben die goldgierigen europäischen Abenteurer in allen Theilen der neuen Welt vermocht, sich zur Aufsuchung dieses so gepriesenen und ersehnten Paradieses, bis in die innersten Wälder jenes weiten Continents zu wagen, wo sehr viele von ihnen nie wieder zu Tage kamen. Allein eben dieser Goldgier der Spanier und Portugiesen, verdanken wir doch auch die wenigen unvollständigen Nachrichten, die wir von dem Zustande und der Geographie jener innern Wildnisse von Süd-Amerika besitzen.

Beynahe in allen Gegenden dieses Continents geht die Sage von einer innern goldreichen Gegend: De la Condamine (*) redet von einem Dorada, oder einer Lagoa Dorado, eben so von Humboldt (**) und andere Schriftsteller; auch herrscht eine ähnliche Sage am Mucuri und am Ilhéos. Heut zu Tage ist jedoch der Glaube an das Vorhandenseyn solcher Dorados bey den Pflanzern in Süd-Amerika schon sehr gesunken, denn die Armuth, in welcher gewöhnlich die Gold suchenden Mineiros leben, leitet schnell auf den Schluß, daß der Landbau in jenen, von der Natur so reichlich ausgestatteten Ländern, bey weitem der sicherste Weg sey, zu einem soliden Wohlstande zu gelangen.

Wir kehrten von der Lagoa zum Flusse Taïpe zurück, dessen Hauptarm nun in westlicher Richtung aufwärts verfolgt ward, wo er sich durch die Waldungen fortwindet, und unbedeutend zu werden anfängt. Der Abend nahete heran, und ein schöner großer Vogel, der grünglänzende Ibis (Tantalus cayennensis) zog laut rufend über dem dämmernden Urwalde umher, gerade wie es am Abend in unsern europäischen Forsten die Waldschnepfen zu thun pflegen. Seine laute seltsame Stimme schallte weit durch die ruhige einsame Wildniß. Schon war es völlig Nacht, als ich zu Almada eintraf, dem letzten Wohnsitze aufwärts am Taïpe, wo ich von Herrn Weyl, einem kürzlich aus Holland hier angelangten Gutsbesitzer, sehr gastfreundlich aufgenommen wurde.

Almada bezeichnet nur noch die Stelle, wo man vor etwa 60 Jahren eine Aldea oder Dorf von Indiern anzulegen versuchte. Ein Stamm der Aymorés oder Botocudos, welche man an den Flüssen Ilhéos und Itahype mit dem Nahmen der Guerens belegt hatte, verstand sich dazu eine Niederlassung

(*) De la Condamine Voyage etc. p. 98 und 122.

(**) Ueber eine Laguna del Dorado am Orinoco siehe v. Humboldt Ansichten der Natur S. 293. Arrow Smith hat dieselbe auf seiner Karte angegeben.

zu bilden, wenn man ihnen Land und Wohnungen anweisen wolle. Dies geschah, man erbaute Wohnungen und eine kleine Kirche, und setzte einen Geistlichen, so wie mehrere Küsten-Indier dahin. Indeß ist diese Niederlassung wieder zu Grunde gegangen. Die Guerens starben aus, bis auf einen einzigen alten Mann, Nahmens Capitam Manoël, und zwey bis drey alte Weiber. Die Küsten-Indier zog man hinweg, um neuerlich mit ihnen die Villa de S. Pedro d'Alcantara zu bevölkern, welche indessen auch schon wieder ihrem Ende nahe ist. Daß die Guerens wahre Botocudos gewesen, behaupten nicht nur mehrere Schriftsteller, sondern es zeugt dafür auch die völlige Übereinstimmung der Sprachen. Leute, welche sie noch vor dreyßig Jahren gesehen, versichern, daß sie sämmtlich dieselben Pflöcke in Lippen und Ohren, und dieselben Haarkronen getragen haben, die noch heut zu Tage die Botocudos charakterisiren. Jener Zweig der Aymorés, welcher die in der Capitania von Bahia einheimischen Tupiniquins um das Jahr 1685 vertrieben, und wovon ein Theil Ilhéos, S. Amaro und Porto Seguro verwüstet hat, gehörte zu den Guerens. Ein Theil von ihnen zog sich später in die Wälder zurück, und ein anderer wurde vermocht sich anzusiedeln (*).

Der alte Capitam Manoël zeigt durch seine ganze Bildung, daß er von den Botocudos abstammt; doch aber hat er die äußeren Kennzeichen abgelegt, denn seine Lippe und Ohren sind nicht von den großen Pflöcken verunstaltet, und er läßt seine Haare bis ins Genick herabwachsen. Er äußerte indessen noch eine große Vorliebe für sein Volk, und freute sich ungemein, als er mich einige Worte seiner Sprache reden hörte. Noch mehr ward seine Freude und Neugierde rege, als ich ihm sagte, daß ich einen jungen Botocuden beständig mit mir führe; er bedauerte unendlich ihn nicht sehen zu können, da ich ihn in der Villa zurückgelassen hatte, und redete beständig von dem-

(*) Southey's history of Brazil Vol. II. p. 562.

selben. Zum Andenken an die vergangene Zeit hält dieser alte Mann seinen Bogen und Pfeile noch immer in Ehren. Er ist abgehärtet, noch fest und brauchbar im Walde, ob er gleich schon ein hohes Alter hat. Den Branntwein liebt er über alles, daher ist ihm jetzt in der Person des kürzlich hier angekommenen Herrn Weyl ein Glückstern aufgegangen, denn in dessen Hause pflegt er nie die Zeit zu verfehlen, wo ihm dieser Göttertrank freygebig gespendet wird. Bessere Zeiten hat Capitam Manoël zu Almada wohl schwerlich erlebt.

Herr Weyl, welcher erst kürzlich diesen Platz zu den von ihm anzulegenden Pflanzungen sich erwählt hat, besitzt jetzt das Stück Land von einer Legoa im Quadrate, welches man den Guerens zu Anfang ihrer Niederlassung angewiesen hatte. Noch hat er nicht Zeit gefunden ein Wohnhaus für sich und seine Familie zu erbauen, daher behalf er sich bis jetzt in einem der kleineren Gebäude, welche, zwey oder drey an der Zahl, den ganzen Rest der Villa de Almada ausmachen. Herr Weyl ist gesonnen hier eine große Fazenda anzulegen, wozu, wie es scheint, alle Umstände ihn begünstigen. Er wird vorzüglich Baumwolle und Kaffee pflanzen, welche beyde hier vortrefflich gerathen; überhaupt gedeihen die meisten Gewächse in dem günstigen Boden und Clima dieser Gegend, wo auch die Waldungen mit den schönsten Holzarten angefüllt sind. Der neue Ansiedler will hier auf einer Anhöhe sich Wohnhaus und Kirche erbauen, wo er in der That einer unendlich reizenden Aussicht genießen wird. Nach Norden eröffnet sich der Blick nach dem glänzenden blauen Spiegel der großen, zwischen mahlerischen Waldbergen still da liegenden Lagoa; hinter ihr die Gebürge, welche man O Queimado (das Verbrannte) nennt, und wo die Mineiros eine Zeit lang viel Gold und Edelsteine gesammelt haben sollen; den Horizont begränzt aber noch hinter diesen Höhen die Serra Grande, eine Bergkette, welche nach dem Meere hinabzieht, und dem Auge die Urwälder verbirgt, durch welche der Rio das Contas hinabströmt. Zur linken eröffnet

sich dem Auge, von diesem herrlichen Standpunkte aus, eine weite erhabene Gebürgs-Aussicht in den, Minas Geraës begränzenden Sertam, wo grüne Gebürgsketten einander überhöhen und eine weite Aussicht in jene wilde erhabene Natur gestatten. Dort in südwestlicher Richtung, durchschneidet jene Urwälder die Straße, welche der Tenente-Coronel Filisberto Gomes Da Silva bis Minas Geraës hin eröffnete, und welche zu bereisen ich den Entschluß gefaßt hatte. Allein auch in der Nähe ist die Gegend von Almada sehr mahlerisch. Der Taïpe theilt sich hier schon in mehrere kleine Arme und Gewässer, die ihm aus engen finstern Waldthälern über Felsen und Gestein zurauschen, und kleine Cachoeiras bilden. Unter einer steilen Wand der Höhe, auf welcher das Wohnhaus stehen soll, rauscht der Fluß über Felsen hinab und bildet nicht weit von diesem einen kleinen Fall. Der Anblick dieser großen wild erhabenen Natur wird Herrn Weyl dafür entschädigen, daß er sich, weit von seinem Vaterlande, in jenem entfernten Winkel der Erde, blos auf den Zirkel seiner Familie eingeschränkt sieht! Überall auf der Erde findet der gebildete Mensch Unterhaltung und Beschäftigung, doch gebührt unter allen Klassen der Menschen hierin dem Naturforscher der Vorrang, denn ihm würde der einsam wilde Wohnsitz an dem Ursprunge des Taïpe, ein reiches Feld für Beobachtungen und eine unerschöpfliche Quelle von geistigen Genüssen bieten.

Ich brachte hier in der Gesellschaft des Herrn Weyl und seiner Familie einen Tag sehr vergnügt zu, und eilte alsdann zur Villa zurück, wo ich nun sogleich die nöthigen Anstalten traf, um von hier aus auf der vor zwey Jahren angelegten Minas-Straße den Sertam zu bereisen. Diese Waldstraße hat man mit vielen Kosten eingerichtet, und in dieser kurzen Zeit schon wieder gänzlich vernachläßigt. Sie war bestimmt, dem innern offenen Lande der Capitanias von Minas Geraës und von Bahia für den Transport der Produkte eine Verbindung mit den Seehäfen zu verschaffen, damit man dort jene sowohl

absetzen, als auch andere von der Küste dagegen beziehen konnte. Einige Viehhändler kamen auch wirklich mit Ochsenheerden (Boiadas) bis nach Ilhéos aus dem Sertam herab, fanden aber dort keinen Absatz und keine Schiffsgelegenheit nach Bahia. Sie mußten ihre Ochsen um geringen Preis weggeben, die nachher zu andern Zwecken benutzt, und weil sie den Einwohnern von Ilhéos hie und da Schaden an ihren Pflanzungen zufügten, sogar verfolgt wurden, wovon sich, als man sie schlachtete, die Spuren zeigten; denn sie waren mit Schroot geschossen worden. Durch den nachtheiligen Erfolg ihrer ersten Unternehmung, wurden die Viehhändler von weiteren ähnlichen Versuchen abgeschreckt. Seitdem betritt niemand mehr diese Straße, welche jetzt völlig verwildert, und mit Gesträuchen, Dornen und jungem Holze dermaßen bewachsen ist, daß ohne Ärte und Waldmesser nicht einmal ein Reiter, geschweige denn Lastthiere derselben folgen können. Da ich indessen überzeugt war, daß ch auf dem höheren inneren Rücken der Capitania von Bahia ganz andere Naturerzeugnisse und eine von der Küste verschiedene Schöpfung finden würde, so beschloß ich dennoch diese beschwerliche Reise zu unternehmen.

III.

Reise von Villa dos Ilhéos nach S. Pedro d'Alcantara,

der letzten Ansiedlung am Flusse aufwärts, und Anstalten zur Reise durch die Wälder nach dem Sertam.

Waldreise nach S. Pedro. Nacht am Ribeirão dos Quiricos mit der demolirten Brücke. S. Pedro d'Alcantara. Fahrt auf dem Flusse nach der Villa hinab. Natal-Woche und Feste daselbst. Rückreise nach S. Pedro. Anstalten zur weitern Reise durch die Urwälder.

Ich war zu Villa dos Ilhéos von dem Vorstande des Orts sehr wohl empfangen, und mit vieler Bereitwilligkeit unterstützt worden; eine Begünstigung, welche mir nicht überall zu Theil geworden war. Der Juiz, Senhor Amaral, beeiferte sich, uns den in Ilhéos herrschenden Mangel an Lebensmitteln weniger fühlbar zu machen, indem er von seiner entfernten, an der großen Lagoa gelegenen Fazenda Mehl und andere Bedürfnisse für meine Leute herbeyschaffen ließ. Herr Fraser, welcher von Belmonte mit mir hierher gereist war, hatte sogleich ein nach Bahia bestimmtes Schiff gefunden und war mit demselben abgesegelt. Ich fand den Aufenthalt in der Villa nicht zuträglich für meine brasilianischen Leute, welche ich zu der Reise durch die Wälder angenommen hatte, denn sie waren sämmtlich dem Branntwein ergeben, und veranlaßten

verschiedene unangenehme Auftritte; daher entschloß ich mich, meine Einrichtung für die Reise zu beschleunigen, und dieselbe sobald als möglich anzutreten. Ein in der Villa befindlicher Mineiro brachte meine, von der weiten Landreise von Rio de Janeiro bis hierher sehr in Unordnung gerathene Packsättel (Cangalhas) der Lastthiere wieder in einen leidlichen Zustand, eine Reparatur, die von der größten Wichtigkeit war, da den schwer beladenen Thieren eine Reise durch wilde und dicht verwachsene Wälder bevorstand, wo sie häufig mit ihren Kisten und Ladungen gegen die Waldstämme anstößen, und jedesmal einen Druck oder eine Quetschung erhalten, wenn die Packsättel nicht recht weich und gut ausgefüttert sind, oder die Ladungen nicht im Gleichgewichte liegen. Die große Waldreise, welche ich beabsichtigte, erforderte aber noch einige andere nöthige Einrichtungen. Da ich auf einer Reise von etwa 40 Legoas in unwegsamen Gegenden keine menschliche Wohnung anzutreffen hoffen durfte, so war es nöthig unsern Bedarf an Mandiocca-mehl, Fleisch (Carne seca) und Branntwein mitzuführen; ich ließ daher eines meiner Lastthiere mit einem Fasse dieses hier so nöthigen Getränkes beladen, ein Paar andere trugen die Lebensmittel, welche sich in Säcken von behaarter Ochsenhaut (Boroacas) befanden, und außerdem trug ein jeder meiner eingebornen Leute ein Quart Mehl, als seine Provision für etwa sechs bis acht Tage, auf dem Rücken. Da man mich unterrichtet hatte, daß auf jener zugewachsenen Waldstraße ohne Ärte und Waldmesser nicht würde durchzukommen seyn, so ließ ich verschiedene dieser scharfen Instrumente von gutem Stahl verfertigen, womit ich drey Mann, Hilario, Manoel und Ignaçio, welche für diese Reise in meinen Sold getreten waren, versah. Der erstere war ein Mamelucke, der zweyte ein Mulatte von vorzüglicher Stärke, Ausdauer und Brauchbarkeit im Walde, der dritte ein Indier.

Nachdem diese nöthigen Anstalten getroffen waren, ließ ich am 21ten December einige große Canoes mit dem Gepäcke

beladen, und nahm von der Villa Abschied. Die Minas-Straße führt sogleich von der Seeküste längs des Flusses hinauf, und fängt anderthalb Legoas weit von Ilhéos an, sich in die ununterbrochenen Wälder zu vertiefen. Ich landete Abends auf einer Fazenda, wo meine voran gesandten Lastthiere schon einige Tage auf einer guten Weide ausgeruhet hatten; hier befand sich gerade jetzt ein Mineiro, José Caëtano genannt, welcher in den benachbarten Wäldern Holz fällen ließ, und ein Paar junge Wilde vom Stamme der Camacan oder Mangoyós bey sich hatte; von ihm wird später mehr geredet werden, da er auf einige Zeit in meinen Sold trat. Er gab mir die Nachricht, daß eine Brücke auf der Straße in ganz unbrauchbarem Zustande sey, worauf ich fünf bis sechs meiner Leute mit Äxten voran sandte, um diese Stelle zu untersuchen, und im nöthigen Falle zu einem schnellen leichten Übergang eine Laufbrücke oder einen Steg zu zimmern; zugleich gab ich zweyen meiner Jäger den Auftrag, die Arbeiter zu begleiten, um etwas Wildpret zum Unterhalte der Mannschaft herbey zu schaffen. Ich selbst blieb mit dem Reste meiner Truppe auf der Fazenda eines gewissen Simam zurück, von wo aus wir die nahen Wälder durchstreiften. Unweit des Wohnhauses der Fazenda rauschte ein kleiner Corrego über Gestein, zwischen dichten Gesträuchen von Heliconia, Cocos und anderen schönen Gewächsen dem Flusse zu; hier war ein angenehm erfrischender Schatten, in welchem ich häufig einen kleinen niedlichen Vogel fand, der einen kurzen nicht unangenehmen Gesang zu allen Stunden des Tages hören ließ. Schon am Belmonte hatte ich diesen Sänger in dem einsamen dunkeln Schatten, zwischen den vom Wasser benetzten Felsstücken an kleinen Waldbächen gefunden (*); hier sah ich ihn häufig und entdeckte auch sein

(*) Muscicapa rivularis: 5 Zoll 3 Linien lang, 7 Zoll 3 Linien breit; Scheitel und Backen aschgrau, letztere etwas weißlich gemischt; eine weißgelbliche Linie über jedem Auge; Kehle gelblich weiß; Brust graugelblich, eben so der After und die unteren Schwanz-Deckfedern; alle oberen Theile olivengrün stark ins zeisiggrüne fallend. Sie hat die Lebensart und Manieren eines Sängers (Sylvia.)

Nest, welches in einer Höhlung des Ufers unter Gesträuchen junger Cocospalmen erbaut war. Andere Vögel belebten in Menge die Nachbarschaft der Fazenda, besonders häufig flogen die Arassaris (Ramphastos Aracari, Linn.) auf einen nahen Genipaba-Baum (Genipa americana, Linn.) der mit seinen schönen weißen Blüthen und zugleich mit Früchten überdeckt war. Andere hohe Bäume in der Nähe waren mit den Nestern des Japui (Cassicus persicus) so dicht behängt, daß sich an allen Spitzen der Zweige dergleichen befanden. Diese Vögel ließen ihre rauhe Lockstimme ununterbrochen erschallen, und zeigten, wie unsere Staare, ein besonderes Talent, alle ihnen nahe wohnenden Vögel nachzuahmen. Ihr schwarz und gelb gezeichnetes Gefieder ist schön, besonders wenn der Vogel seinen Schweif ausbreitet; und an dem beutelförmigen Neste flatternd umher klettert.

Meine Leute kehrten nach anderthalb Tagen zurück und brachten mir die Nachricht, daß an der Brücke nichts zu verbessern und der Übergang daher sehr schwierig sey. Dennoch brach ich am 24ten December mit meiner ganzen Tropa auf, um meinem Vorhaben gemäß den Übergang zu versuchen, und fand die Straße noch schlechter, als man sie mir geschildert hatte. Dornen zerrissen überall die Haut und die Kleidung der Reisenden, man mußte sich mit dem großen Waldmesser (Facâo) stets den Weg bahnen, und oft fanden sich Dickichte von der sogenannten Banana do mato (Heliconia) mit hohen steifen Blättern, die den Durchgang bey der Nässe des Thaues äußerst beschwerlich und unangenehm machten. Die Straße durchschneidet Berg auf Berg ab, quer die prachtvollsten finstersten Urwälder von Riesenstämmen, welche sich zu dem schönsten Bau- und Werkholz eignen. Wir überstiegen schon an diesem ersten Tage der ununterbrochenen Waldreise, mehrere bedeutende Berge, unter welchen ich den Miriqui (Miriki), nach den vielen hier vorgefundenen Affen (Ateles) so benannt, bemerke, und den Jacarandá, wo man besonders viel der schönen, eben so

genannten Art von Mimosa findet. An dieser letzten Höhe hat man die Straße in einem Schlangenweg hinauf geführt, und dennoch war sie für unsere beladene Maulthiere sehr angreifend, die indessen von selbsten stehen bleiben, häufig ruhen, und alsdann unangetrieben wieder weiter ziehen. In den stillen schauerlich einsamen Thälern, welche zwischen Höhen liegen, wo besonders viele Cocospalmen die Zierde des Dickichts sind, fanden wir noch weit größere Hindernisse, und oft einen sumpfigen weichen Boden (Atoleiro), in welchem unsere Thiere tief einsanken. Vorangesandte des Weges kundige Jäger eröffneten unseren Zug. Sie benachrichtigten die Tropa sogleich, sobald ein solches Hinderniß sich zeigte; alsdann ward gehalten, die Reiter stiegen vom Pferde, die Jäger setzten ihre Gewehre an die benachbarten Stämme, man entledigte sich des Gepäckes und jeder Mann legte Hand an. Man hieb dünne Stämme nieder, warf sie auf den Weg, deckte abgehauene Cocosblätter und andere Zweige darauf, und bahnte auf diese Art einen künstlichen Übergang.

So gelang es den Reisenden, mit angestrengter Arbeit in der Hitze des Tages vorzudringen, bis man häufig wieder auf quer über die etwa acht bis zehn Schritte breite Straße gestürzte colossale Baumstämme stieß, wodurch es alsdann unumgänglich nöthig wurde, durch die dichte Verflechtung des Waldes an der Seite einen Pfad oder Picade zu bahnen, und auf diese Art das Hinderniß zu umgehen. Diese Schwierigkeiten, welche in jenen endlosen Urwildnissen den Reisenden aufhalten, und sein Fortrücken unglaublich verzögern, sind besonders zu Anfang solcher Unternehmungen nichts weniger als abschreckend, wenn nur die Gesundheit nicht leidet und kein Mangel an Lebensmitteln eintritt. Der Mensch vergißt bey reger Thätigkeit die Beschwerden, welchen er unterworfen ist, und der Anblick jener einzig herrlichen erhabenen Waldnatur, gewährt seinem Geiste durch immer neue und wechselnde Scenen Beschäftigung; denn besonders der Europäer, der zum erstenmal in jene Wälder eintritt, bleibt in einer beständigen Zerstreuung. Leben und üppiger

Pflanzenwuchs ist überall verbreitet, nirgends ein kleines Plätzchen ohne Gewächse, an allen Stämmen blühen, ranken, wuchern und heften sich Passiflora-, Caladium-, Dracontium-, Piper-, Begonia-, Epidendrum-Arten, mannichfaltige Farrenkräuter (Filices), Flechten und Moose verschiedener Art. Das Dickicht bilden die Geschlechter der Cocos, Melastoma, Bignonia, Rhexia, Mimosa, Ingá, Bombax, Ilex, Laurus, Myrthus, Eugenia, Jacarandá, Jatropha, Vismia, Lecythis, Ficus und tausende von anderen größtentheils noch unbekannten Baumarten, deren abgefallene Blüthen man auf der Erde liegen sieht, und kaum errathen kann, von welchem der Riesenstämme sie kamen; andere mit Blumen völlig bedeckt, leuchten schon von ferne weiß, hochgelb, hochroth, rosenroth, violet, himmelblau u. s. w. und an Sumpfstellen drängen dicht geschlossen auf langen Schäften, die großen schönen elliptischen Blätter der Heliconien sich empor, die oft zehn bis zwölf Fuß hoch sind, und mit sonderbar gebildeten hochrothen oder feuerfarbenen Blüthen prangen. Auf den höchsten Stämmen, hoch oben in der Theilung der Äste, wachsen ungeheuere Bromelia-Stauden, mit großen Blumenkolben oder Trauben, hochzinnoberroth, oder von anderen schönen Farben; von ihnen fallen große Bündel von Wurzeln, gleich Stricken herab, welche bis auf die Erde niederhängen, und unten den Reisenden ein neues Hinderniß bereiten. Solche Bromelia-Stauden füllen alle Bäume an, bis sie nach Jahren absterben, und vom Winde entwurzelt mit Getöse herabstürzen. Tausendfältige Schlingpflanzen, von den zartesten Formen bis zu der Dicke eines Mannsschenkels, von hartem zähem Holze (Bauhinia, Banisteria, Paullinia und andere) verflechten die Stämme, steigen bis zu der höchsten Höhe der Baumkronen, wo sie alsdann blühen und Frucht tragen, ohne daß je ein menschliches Auge sie sah. Manche derselben sind so wunderbar gebildet, wie zum Beyspiel gewisse Bauhinia-Arten, daß man sie ohne Staunen nicht betrachten kann. Aus vielen derselben fault der Stamm, um den sie sich geschlungen, heraus, und

hier steht dann eine colossale gewundene Schlange, deren Entstehung sich auf diese Art leicht erklären läßt u. s. w. Wer vermöchte anschaulich das Bild jener Wälder, dem der sie nicht selbst gesehen hat, zu entwerfen! Wie weit bleibt hier die Schilderung hinter der Natur zurück!

Ich erreichte am ersten Tage gegen Abend eine Stelle, welche man Coral do Jacarandá nennt, weil hier, aus dem Sertam herabgekommene Ochsenheerden übernachtet hatten. Die Vaqueiros (Kuhhirten) pflegen alsdann einen Coral oder Zaun aufzurichten, indem sie Stangen abhauen, und diese an die Baumstämme in horizontaler Richtung dergestalt anbinden, daß das Rindvieh oder die Pferde während der Nacht nicht entlaufen können. Der hier erwähnte Coral lag durchaus im dichten und dergestalt hohen Walde, daß es schon frühe daselbst dämmerte. Zunächst bey der Umzäumung fanden wir noch ein Paar alte Ranchos (Hütten), die man in diesen Wäldern gewöhnlich sehr nachläßig zu erbauen pflegt; denn sie bestehen blos in einer schräg geneigten Schirmwand von Stangen, welche man, um den Regen abzuhalten, mit Pattioba oder andern Blättern bedeckt. Die hier vorgefundenen Hütten waren so alt und verfallen, daß sie nicht den mindesten Schutz gewährten, dessen wir, bey der Nothwendigkeit hier zu übernachten, dennoch sehr bedurften; auch war kaum die dunkle Nacht zur Hälfte verstrichen, als ein Regenguß herabstürzte, der uns sämmtlich völlig durchnäßte. Der folgende Morgen brach heiter wieder an, allein dennoch gehörte eine geraume Zeit dazu, ehe wir, durch Kaffee und ein großes Feuer wieder erwärmt, die Reise fortsetzen konnten. Unsere Lastthiere hatten, wo möglich, eine noch schlechtere Nacht zu überstehen gehabt; denn nach ihrer ersten angreifenden Tagereise, fanden sie in dem hohen Urwalde kaum etwas Gras für ihren Hunger. Der Wald war von dem heftigen Regen noch so naß, daß die Fortsetzung der Reise in der dicht verwachsenen Straße eine harte, höchst unangenehme Aufgabe war; dennoch wur-

den die Maulthiere zusammen getrieben, beladen und in Bewegung gesetzt.

Wir fanden an diesem zweyten Tage unserer Waldreise schöne kühle, über Gestein herabrauschende Corregos, an denen einige neue Arten von Salbey (Salvia) mit herrlichen hochrothen Blumen angetroffen wurden. Eine merkwürdige Pflanze, die ich weder vorher noch nachher wieder gesehen habe, fesselte besonders unsere Aufmerksamkeit. Sie hat beynahe gegen einander über stehende, stark fleischige, eyförmig zugespitzte Blätter an holzigtem Stamme von etwa zwey Fuß Höhe. Zwischen ihnen entspringen die langen, dünnen, beynahe haarförmigen biegsamen Blumenstiele (pedunculi), welche gerade herabhängen und beynahe 8 bis 10 Zoll lang sind. Sie tragen an ihrem Ende einen fünftheiligen dunkelviolettbräunlichen Kelch, dessen Blättchen schmal lanzettförmig zugespitzt sind, und in diesem die große prachtvoll scharlachrothe, weite, vorne an der Mündung ein wenig eingezogene, etwa zwey Zoll lange Blumenkrone oder Röhre, die so wie der Kelch und pedunculus mit kleinen weißlichen Härchen dünne besetzt ist. Im Innern der Blume, vorne nahe an der Mündung, liegen die Antheren vereint auf ihren getrennten Trägern. Ich habe dieses schöne Gewächs aus der Dydinamia angiospermia nur an dieser einzigen Stelle gefunden, und leider keinen Saamen davon einsammeln können, da ich die Frucht nicht gesehen habe. Auf unserem heutigen Wege fanden wir weniger Berge, dagegen aber andere Hindernisse, die wir bisher noch nicht in ihrer ganzen Stärke kennen gelernt hatten. Ich ritt wie gewöhnlich meiner Tropa voran, und folgte den Männern, welche mit dem Facâo und der Axt das Gebüsche hinweg räumten, als ich plötzlich meine mir nachfolgenden Leute rufen, und die beladenen Thiere alle hinter mir herrennen hörte. Es blieb mir bey der Unbändigkeit der Maulthiere nichts übrig, als so schnell wie möglich Platz zu machen, um nicht von den Kisten beschädigt zu werden; alle rannten davon, und nur durch ihr beständiges

heftiges Ausschlagen, errieth ich die Ursache ihrer Flucht. Sie hatten an den Blättern der Gewächse am Wege ein Nest grimmiger Wespen (Marimbondos) berührt, deren Stachel einen sehr heftigen Schmerz verursacht, und waren von diesen Thieren in Menge angefallen worden. Sie scheuen diesen Schmerz so sehr, daß sie sogleich die Flucht ergreifen, und sich besinnungslos gerade in das verworrene Dickicht der stachlichsten Gebüsche werfen. Selbst meine Leute waren nicht leer ausgegangen, denn der eine von ihnen klagte über seinen Kopf, ein anderer über das Gesicht u. s. w., und nur nach geraumer Zeit war die Tropa wieder gesammelt und zur vorigen Ordnung zurückgekehrt. Diese Marimbondos hat man von verschiedenen Arten; sie sind kleine schlanken Wespen, wovon die schlimmste größere Art bräunlich-schwarz, eine andere bräunlich-gelb gefärbt ist. Sie befestigen ihr nach Art unserer europäischen Wespen gebautes Nest an einem Baume oder an einer Pflanze nicht hoch über der Erde; es besteht ebenfalls aus einer weißgrauen, dem Papier ähnlichen Masse und hat meistentheils eine elliptische an beyden Enden zugespitzte Form; an seinem obern Theile ist es befestigt, und am untern hat es einen kleinen runden Eingang, auch ist es zuweilen mehr rundlich gebildet. Gewöhnlich sind diese gefährlichen Wohnungen an der Unterseite eines jener großen Blätter der Heliconia befestigt, wo sie von den Reisenden zufällig leicht berührt werden, und alsdann sogleich einen Schwarm ihrer rachsüchtigen Bewohner ausschütten. Die Brasilianer weichen diesen Nestern gewöhnlich ehrfurchtsvoll aus, wenn sie dieselben nicht schnell zerstören können.

Am Mittage erreichte ich eine Stelle im dichten Walde, wo der Ribeirão dos Quiricos, ein tief eingeschnittener Waldbach, mit einer Brücke versehen gewesen war, die wir aber jetzt völlig verfault und in das Bette des Flusses hinabgestürzt fanden. Schon sahen wir im Geiste den Aufenthalt voraus, welchen uns dieser ungünstige Anblick drohete; ich entschloß mich daher lieber hier zu übernachten, um meinen Leuten zur

Hinüberschaffung der Tropa Zeit zu geben. Unweit der Ruinen der Brücke fanden wir einen alten Rancho, dessen Dach von Cocosblättern zwar zum Theil schon verfault war, doch aber noch einen leidlichen Schutz gegen die Feuchtigkeit der Nacht gewährte. Einige Roste von kurzen Prügeln hatte man ebenfalls hier bey der Hütte vorgefunden und mein Vortrab von Jägern hatte wirklich schon für unsere Mahlzeit gesorgt. Sie führten uns zu ihrem Lagerplatz, wo wir ein wildes Schwein, drey große Miriqui-Affen und eine Jacutinga auf dem Roste liegen sahen; ein Anblick der die hungrigen Reisenden ungemein erfreute, die sich nun um das freundliche, hoch auflodernde Feuer herum lagerten, und bey der Erzählung der erlebten Abenteuer ausruheten. Hilario, einer der Jäger, hatte das Schwein geschossen, und bey einer gewissen Stelle im Walde mit Zweigen bedeckt liegen lassen, um es am folgenden Morgen abzuholen; als er aber wieder dort hin kam, fand er, daß eine große Unze (Yaguarété) den besten Theil desselben zu sich genommen hatte. Der Reisende in jenen weiten Wäldern muß oft froh seyn, wenn er nur seinen Unterhalt findet, daher waren wir erfreuet, daß die gütige Unze auch für uns noch etwas übrig gelassen hatte. Ich ließ nun meine Leute das Gepäcke über den Bach schaffen, wobey die Eingebornen viel Gewandtheit und Geschicklichkeit zeigten. Auf einem einzigen Balken giengen sie von einem Ufer zum andern mit einer schweren Kiste auf dem Kopf, und setzten auf diese Art ohne den geringsten Zufall alles ans jenseitige Ufer; mehr Schwierigkeit verursachten uns die Maulthiere. Die Ufer des Baches waren hoch, steil und glatt, unten befand sich ein tiefer sumpfiger Grund, daher war es den ermüdeten Thieren äußerst schwer, das jenseitige Ufer zu ersteigen; sie sanken in dem Grunde des Baches tief ein, und nur, indem man ihnen Balken und Breter der eingefallenen Brücke unterschob, gelang es, sie sämmtlich am jenseitigen Ufer zu vereinigen. Kaum war dieses Geschäft vollbracht, so trat die Nacht ein. Da wir uns jetzt in der

Regenperiode befanden, so war der Himmel mit Wolken dicht bedeckt; es herrschte daher in dem hohen Walde eine unglaubliche Finsterniß, die bey dem hellen Schein unserer Feuer noch auffallender erschien; eine unzählige Menge von Fröschen ließ ihre verschiedenartigen Stimmen von den Kronen der hohen Waldbäume, aus den dort oben wachsenden Bromelia-Stauden herab erschallen: einige waren rauh und kurz, andere klangen wie ein klopfendes Instrument, noch andere glichen einem kurzen hellen Pfiff, einem klappernden Laut u. s. w.; leuchtende Insekten flogen gleich Feuerfunken in allen Richtungen umher, besonders der Elater noctilucus mit seinen beyden Feuerfunken, welche ein grünliches Licht von sich strahlen; allein keines dieser Lichtchen ist viel bedeutender, als das unserer Lampyris noctiluca; denn von dem wahrscheinlich fabelhaften des Laternträgers (Fulgara) haben wir nie eine Spur gefunden, ob wir gleich dieses sonderbare Insekt häufig an Baumstämmen, besonders am Caschetholze fiengen, auch haben mir die Landesbewohner nie eine Bestätigung für das Leuchten dieses Thieres geben können. Herr von Humboldt sagt, daß er in jenen dunkeln Tropennächten des Orinoco selbst die Stimmen der Affen, der Faulthiere und der Tagvögel gehört habe (*), wovon mir indessen kein Beyspiel vorgekommen ist; denn im östlichen Brasilien vernimmt man alsdann nur Unzen, Eulen, Nachtschwalben, den Juó (Tinamus noctivagus), die Frösche, Kröten, einige Insekten und vielleicht Eidechsenarten.

Am dritten Tage meiner Waldreise fand ich eine Picade (Waldpfad), welche von den Bewohnern von S. Pedro gebraucht wird, und die mir das Durchreiten des Waldes sehr erleichterte. Sie führte indessen nur bis zu der Höhe einer Stelle im Flusse, welche man Banco do Cachorro (die Hundebank oder den Hundefelsen) nennt; von hier aus pflegen die Bewohner eine andere Picade längs des Flußufers einzu-

(*) Siehe von Humboldt Voyages aux regions equinoctiales du Nouveau Continent, Tom. II. Chap. 18. pag. 221.

schlagen; da diese aber für beladene Thiere ungangbar ist, so sah ich mich genöthigt der Straße zu folgen, die von hier aus ganz besonders unwegsam war. Man hat ihr etwas mehr Breite gegeben, als der zu Mucuri, allein umgesunkene, zersplitterte Stämme, Dornen, Gesträuch und junge Bäume, alle vom häufigen Regen durchnäßt, versperrten uns unaufhörlich den Weg. An einer einsamen, von Dickung umgebenen wildverwachsenen Stelle, fanden wir das völlig frische Lager einer großen Unze, welche kurz zuvor hier geruhet und das Laub und Gras nach ihrer eigenthümlichen Art, vorher hinweggescharrt hatte. In dem dichten Geflechte und dem dunkeln Schatten dieses Waldes blüheten schöne Gewächse, und die majestätischen Stämme breiteten ihre Riesenkronen aus; unter ihnen fand man auf dem Boden die abgefallenen großen Blumen einer prachtvoll scharlachrothen Passionsblume (Passiflora), welche die Erde an vielen Stellen völlig überdeckten und rötheten. Der Stamm dieses schönen Gewächses verflocht in dem höchsten Gipfel jener Waldcolosse die dicht belaubte Krone zu einem Knäuel. Schöne Arten der prachtvollen Familie der Bignonien schmückten den Weg unserer Waldreise; rosenroth, weiß, lila, violet, von allen Abstufungen lagen sie unter ihren Stämmen auf dem Boden, und wie völlig in die reinste hochgelbe Farbe getaucht prangten die Stämme des zähen festen Pao d'Arco, von welchen, wie früher gesagt worden, die nördlicher wohnenden Stämme der Urbewohner ihre Bogen verfertigen. Marcgrav hat unter dem Nahmen des Guirapariba oder Urupariba (p. 118) wahrscheinlich diese Art beschrieben und abgebildet. Noch hatte dieser Baum seine Blätter nicht entfaltet, sondern seine Zweige waren nur mit Blumen überschüttet. Häufig wuchs hier an den Stämmen das Dracontium pertusum mit seinen weißen Blumen, so wie mancherley Arten von Caladium, welche sämmtlich zur Verschönerung der Pflanzenwelt um uns her nicht wenig beytrugen, während eine leise Bewegung der Luft sogleich den herrlichen Geruch der Vanille uns herbeyführte.

Dieses angenehme Gewächs ist überall häufig, wird aber höchst selten aufgesucht und benutzt; mehrere Thierarten, besonders die Mäuse und Ratten verzehren die unreife noch grüne Schoote besonders gierig. Die zahlreichen Arten der Farrenkräuter überzogen besonders in der alten Straße den Boden, und da sie oft 8 bis 10 Fuß hoch waren, so mußten wir uns durch ihre dichten Wedel mühsam hindurcharbeiten. Viele sind klein und suchen den Schatten, andere hingegen sind so stark, daß sie einem Reiter zu Pferd Schatten geben könnten; ich muß deshalb hier bemerken, daß in dieser Gegend schon ein Paar starke dornige Arten dieser Familie gefunden werden, welche man allenfalls zu den baumartigen Farren rechnen könnte. Von Dornen zerkratzt und zerrissen, vom Regen durchweicht, und am ganzen Körper durch die von der Hitze bewirkte beständige Transpiration ermattet, fühlt man sich dennoch zur Bewunderung jener erhabenen Pflanzenwelt hingerissen! Während ein lästiger Regen auf uns herabfiel, überraschte uns der laute sonderbare Ruf eines Raubvogels, welcher uns bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen war. Seine Stimme war äußerst durchdringend und schallend, ein kläglicher, lauter, allmählig herabsinkender Schrey, vor dem einige kurz ausgestoßene Töne vorher giengen, welche der Stimme einer Eyer legenden Henne gleichen. Der Vogel selbst war ein schwarzer Wespen-Bussard mit weißem Unterleibe, welchen die Landesbewohner Gaviâo do Sertam nennen, und der von Buffon unter dem Nahmen des petit Aigle d'Amérique (Falco nudicollis, Daudin) beschrieben worden ist. Er saß auf den hohen Gipfeln der Waldbäume und rief beständig seine klagenden Töne herab. Ich ließ sogleich die Tropa halten; ein Paar Jäger schlichen hinzu, allein der Regen hatte ihre Gewehre unbrauchbar gemacht, und wir bekamen diesmal keinen der Vögel, welche übrigens erst abflogen, nachdem die Gewehre mehrmals versagt hatten. Wir waren nun nicht mehr weit von S. Pedro, der letzten Ansiedlung aufwärts am Flusse Ilhéos entfernt; denn am Nachmittage

traten wir aus dem dichten Walde in die Pflanzungen der Bewohner, in denen man zwischen alten abgebrannten Stämmen die Setzlinge der Mandiocca gepflanzt hatte (*) und erreichten bald die Wohnungen.

Der Ort, wo wir uns jetzt befanden, ist ein elendes Dörfchen von acht bis zehn aus Letten erbauten Häusern mit einer Kirche, welche ebenfalls nur ein aus Letten erbauter Schoppen ist; dennoch wird diese Ansiedlung mit dem Nahmen der Villa de S. Pedro d'Alcantara belegt; man pflegt sie aber auch schlechtweg As Ferradas zu nennen, da nicht fern von hier im Flusse sich eine Felsenbank befindet, welche den Nahmen Banco das Ferradas trägt. Diese Villa oder dies Dörfchen, wie man sie richtiger nennen würde, hat man vor etwa zwey Jahren angelegt, als die Minas-Straße beendigt war. Man versammelte hier verschiedenartige Menschen, einige Spanier, mehrere Indische Familien und farbige Leute (Pardos), auch zog man aus den benachbarten Urwäldern eine Parthie Camacan-Indier herbey, von einem Stamm der Urbewohner dieser Wälder, welchen die Portugiesen mit dem Nahmen der Mongoyós belegen. Diese Wilden streifen nicht weiter südlich, als bis zum Rio Pardo, und nördlich findet man sie bis über den Rio das Contas hinaus, allein dort sind sie völlig entwildert. Hier in dem großen Sertam der Capitania von Bahia ist der Platz, wo man sie noch in ihrem rohen Zustande beobachten kann; denn viele von ihnen haben noch keinen Europäer gesehen. Sie stehen indessen doch schon auf einem höheren Grade der Cultur, als ihre nächsten Nachbarn, die Patachos und Botocudos, denn sie sind nicht blos Jäger, sondern pflanzen größtentheils auch schon gewisse Gewächse zu ihrer Nahrung, und binden sich auf diese Art mehr oder we-

(*) Ueber die Art der Indier, die Waldungen zu ihren Pflanzungen niederzuhauen und zu brennen, siehe auch die Nachrichten des Missionär Weigl von der Provinz Maynas und den Ufern des Amazonenstromes, in von Murr Reisen einiger Missionäre der Gesellschaft Jesu. Nürnberg 1785 Seite 142.

niger an die einmal angebaute Stelle, obgleich dies nicht für immer ist. Es wird sich späterhin Veranlassung finden, mehr von diesen Leuten zu sagen. In Belmonte hatte ich, wie früher gesagt, einen kleinen Rest schon völlig ausgearteter Indier dieses Stammes gefunden, der vor vielen Jahren von den Paulisten an jenen Ort versprengt, und nachher größtentheils ausgerottet wurde.

Auch die früher erwähnte Villa de Almada am Flusse Taïpe lieferte ebenfalls einige Bewohner zu der neuen Villa de S. Pedro d'Alcantara nas margems do Rio da Cachoeira. Der Ouvidor der Comarca setzte, als die Kirche vollendet war, selbst den Geistlichen ein; auch erbaute man noch einige Tagereisen weiter, da wo die neue Straße im Sertam den Rio Salgado erreicht, ebenfalls eine kleine Kirche, ließ dort Messe lesen und Pflanzungen für die Reisenden anlegen, welches aber jetzt alles verwildert, in Verfall gerathen und völlig unbenutzt liegt. Umsonst waren alle diese Anstrengungen und Unkosten, da die Straße selbst nicht gebraucht werden, und in kurzer Zeit nicht mehr kenntlich seyn wird. Die Mineiros ziehen bis jetzt dieser beschwerlichen Waldreise, den Landweg durch die offenen Campos des innern Sertam der Capitania da Bahia vor, da sie zu Villa dos Ilhéos weder Abnehmer ihrer Produkte, noch Schiffe finden, um sich sogleich nach Bahia einschiffen zu können. Mit dem Verfall der neuen Straße, von welchem wir auf unserer Reise hinlänglich die Erfahrung gemacht, hielt der Verfall der Villa de S. Pedro gleichen Schritt; denn die mit Gewalt hier zusammengetriebenen Menschen, die nicht gehörig unterstützt wurden, entflohen zum Theil, und ein großer Theil der Camacan-Indier ward durch eine ansteckende Krankheit weggerafft, weshalb die übriggebliebenen schnell in ihre Wälder zurückeilten. Jetzt lebt hier der Geistliche (Padre Vigario) mit etwa fünf bis sechs Familien, welche sich sämmtlich von hier hinweg sehnen, es müßte denn die Regierung bald bessere Maßregeln treffen. Man sprach

gegenwärtig von einer neuen Aufräumung der Straße, so wie von Wiederbevölkerung von S. Pedro.

Die Lage dieses Dorfes ist wild. Es ist rundum eingeschlossen vom Urwalde, der voll von wilden Thieren ist, und wo die Patachos in kleinen Haufen umherstreifen. Zwar haben dieselben hier noch keinen Schaden angerichtet, da man aber auch noch kein Einverständniß mit ihnen hat anknüpfen können, so traut man ihnen nicht, und nimmt sich um so mehr in Acht mit ihnen in irgend eine Berührung zu kommen, als die wenigen Menschen sich gegen einen Angriff derselben nicht würden vertheidigen können. Die Wohnungen der Bewohner sind unmittelbar von ihren Pflanzungen eingeschlossen, durch welche ein schmaler unebener Pfad in die Straße führt, auf welchem unsere Maulthiere mit ihrer Ladung nicht ohne die Hülfe der Axt fortkommen konnten.

Wir hatten S. Pedro an einem großen Festtage erreicht, welches gegen meine Absicht war, da man in Brasilien nicht gern an solchen Tagen zu reisen pflegt, auch war nur der unvorhergesehene Aufenthalt an der eingestürzten Brücke die Ursache dieser Verzögerung. Einer meiner Leute, welcher in S. Pedro wohnhaft war, erhielt deshalb von seiner Frau starke Vorwürfe, und es kam zwischen ihnen sogar zu Thätlichkeiten. Die folgenden Tage waren ebenfalls Festtage, und der Geistliche des Orts hatte die Gefälligkeit, die Bestimmung der Stunde zum Gottesdienst jedesmal uns zu überlassen. Er war erfreut mit uns reden und sich unterhalten zu können, auch hatte er die Gefälligkeit mir ein großes Canoe zu leihen, als ich es für nöthig fand, wegen einiger zu treffenden Einrichtungen, mich noch einmal nach der Villa dos Ilhéos hinab zu begeben. Ich suchte einen gewissen, dieser Wälder vollkommen kundigen Neger, welchen ich mitzunehmen wünschte; auch war es nöthig, noch mancherley Gegenstände anzuschaffen, welche ich vergebens in S. Pedro zu finden gehofft hatte. Der Fluß Ilhéos oder eigentlich der Arm desselben, welcher Rio da Cachoeira

genannt wird, fließt wie schon gesagt, nahe bey Ferradas vorbey, mit ihm läuft die Minas-Straße von der Seeküste herauf bis hierher parallel, und oft nur in geringer Entfernung von demselben, daher macht man auch oft die Reise nach Ilhéos hinab zu Wasser, wozu man einen Tag, und zurück etwa zwey Tage gebraucht. Der Fluß war jetzt in der trockenen Jahreszeit so klein, daß man an manchen Stellen das Canoe kaum fortbringen konnte; denn Felsenstücke und Steine füllen ihn oft beynahe gänzlich aus. Diese Felstrümmer geben ihm zum Theil das Ansehen des oberen Theils des Rio Grande de Belmonte; nur erscheint der Ilhéos immer schmal im Vergleich mit jenem bedeutendern Flusse. Er hat einige starke Fälle und ist daher für die Canoes beschwerlich; verstehen die Canoeiros ihr Geschäft nicht vollkommen, so können diese kleinen Cascaden sogar gefährlich werden; die Cachoeira do Banco do Cachorro ist die erste, wenn man von S. Pedro herab kommt und eine der stärksten. Der Fluß in seinem Mittelstande ist hier ziemlich wild, und schießt 4 bis 5 Fuß hoch schnell hinab. Außer diesem Wassersturz giebt es noch einige andere, die, wenn sie auch nicht gefährlich sind, dennoch das Canoe oft mit Wasser anfüllen und die Reisenden und ihr Gepäcke benetzen. Selbst in seinem niedrigsten Stande behält aber der Fluß immer einige tiefe Stellen zwischen gewissen Felsen; hier sammeln sich gewöhnlich viele Fische, da das Wasser wenig Strom hat. Wir sahen auf einigen Felsstücken große Jacarés, deren dunkelgraue Farbe ihr Alter anzeigte; gewöhnlich tauchten sie bey unserer Annäherung sogleich in die Tiefe hinab, und wir schossen vergebens unsere Doppelflinten nach ihnen ab. Diese Art, der Crocodilus sclerops, wird bey weitem nicht so groß, als die mehr nördlich unter dem Äquator wohnenden Thiere dieser Familie, welche von Humboldt im Apure, Orinoco und andern Flüssen von 20 bis 24 Fuß Länge beobachtete. Dort kann der Reisende nicht ohne Gefahr sich baden, da noch überdies blutdürstige Fische, die Cariben oder Caribito

ihn anfallen; in den von mir besuchten Gegenden hat man alles dieses nicht zu fürchten. Die Ufer des Ilhéos waren durchgehends mit dem schönsten hohen Walde bedeckt, dessen mannichfaltige Gewächse in der Blüthe standen. Viele Arten von Mimosen waren wie mit Schnee überschüttet, und dufteten die herrlichsten Wohlgerüche aus. In diesem Dunkel des Waldes schallte die sonderbare Stimme des Sebastiam (Muscicapa vociferans), dessen lauter Schäferpfiff immer von einer großen Menge dieser Vögel zugleich ausgestoßen wird; auch hörten wir hier häufig den sanften angenehmen Ruf einer noch unbeschriebenen Taubenart (*), welche man im Sertam von Bahia, Pomba margosa nennt, da sie ein bitteres Fleisch hat. Ihre Stimme klingt, als wenn sie einige Worte sanft ausspräche, und die Portugiesen sagen, sie rufe: hum so fico! Wirklich ist ihre Stimme aus vier Tönen zusammengesetzt, die hoch und sanft, sehr angenehm modulirt, im dunkeln Schatten des hohen Waldes gehört werden, und welche man wohl auf diese Art deuten kann. Das Gefieder dieses angenehmen, wenig schüchternen Vogels ist einfach und beynahe aschgrau ohne bedeutende Abwechslung.

Meine Canoeiros arbeiteten das Canoe über die Felsen hinab, welche dasselbe nicht wenig beschädigten, so daß es an der untern Seite wie zerfetzt war. Strom aufwärts indessen, ist eine solche Reise für das Fahrzeug noch viel nachtheiliger; denn die Späne desselben bleiben überall an den scharfen Kanten der Steine hängen, daher hält auch auf diesem Flusse ein Canoe nicht lange aus; ich habe auf der Vignette dieses Abschnitts (in der 4to Ausgabe) ein solches abbilden lassen, welches über eine sanfte Cachoeira hinab gleitet; ein Paar Indier regieren

(*) Ich nenne sie wegen ihrer Stimme Columba locutrix; 12 Zoll 8 Linien lang, 13 Zoll 10 Linien breit; Füße dunkeltaubenroth; Augenlieder dunkelviolet-roth; das ganze Gefieder scheint beym ersten Anblick dunkelaschgrau; Kinn etwas gelbröthlich, Kopf, Hals und Brust purpurgrau, Bauch ein wenig blässer; Seiten des Oberhalses etwas lebhafter violet; alle oberen Theile kupfergrünlich-grau, oder etwas matt olivengraulich schimmernd.

dasselbe mit ihren Stangen (Varas,) und lassen ihm ruhig seinen Lauf, nachdem sie ihm die gehörige Richtung gegeben haben. Am Ufer erblickt man den Wald, wo lange Zöpfe von Bartmoos oder Barba do Pao (Tillandsia) und an einer alten Mimosa die beutelförmigen Nester des Guasch (Cassicus haemorrhous) in Menge herabhängen.

Etwa eine Legoa von der Seeküste entfernt, nimmt der Fluß stromabwärts ein anderes Ansehen an; die Steine hören auf, Fazendas wechseln am Ufer mit dem Walde ab, und schöne hellgrüne Hügel mit Weide oder Zuckerpflanzungen bedeckt, erheitern die Wohnungen, die von hohen stolzen Cocospalmen beschattet werden. Bey einigen derselben fand ich kleine mit Pfählen eingeschlossene Zwinger, in welchen man eine Menge Waldschildkröten (Jabuti, Testudo tabulata) fütterte, um sie zu essen.

Es war am Ende der Natal-Woche, als ich die Villa erreichte, wo eine große Anzahl von Menschen zu diesem hohen Feste sich versammelt hatte. Man bereitete sich jetzt gerade zum Tage des heiligen Sebastiam vor. Ein hoher Mastbaum ward aufgepflanzt, der mit gemahlten Flaggen geziert war, und am Tage zogen verkleidete Menschen unter Trommelschlag und mancherley Scherz treibend, die kleine Villa. Man schießt alsdann selbst am Tage häufig in den Straßen, und während der Nacht erklingt die Viola und das Händeklatschen zum Baducca-Tanze. Die Namenstage der Heiligen gehören zu denjenigen Festen, wo sich das Volk am meisten belustigt. Die reicheren Einwohner bestreiten die Unkosten dieser Feste, an denen man gewöhnlich die Geschichte des Heiligen mit Verkleidungen, Aufzügen, Gefechten und dergleichen vorzustellen pflegt. Die bey diesen albernen Mummereyen agirenden Personen werden einige Tage zuvor erwählt und alsdann eingekleidet. Am Tage des S. Sebastiam waren zwey Partheyen, welche einander bekriegten, Portugiesen und Mohren, welche ihre Capitaine, Lieutenante, Fähndriche, Sergeanten u. s. w. hatten. Eine

Festung von Zweigen ward in der Nähe der Kirche errichtet; die Mohren erobern das Heiligenbild und bringen es in ihre Festung, bis am letzten Abend die andere Parthey es wieder erbeutet, und mit großem Respecte in die Kirche zurückbringt. Diese Vorstellung dauerte mehrere Tage, während welcher das Volk in beständiger Bewegung und häufig in der Messe war, dabey aber blos seinen Vergnügungen nachgeht, erwünschtem Müssigange und allen Arten von Unordnungen sich hingiebt. Selbst die eingebornen Indier, die für den Geist der Religion keinen Sinn zeigen, nehmen zuweilen lebhaften Antheil an diesen Mummereyen und dem äußeren Gepränge; daher benutzen zum Theil die Missionäre manche Gebräuche der wilden Völker, um ihren Lehren Eingang bey denselben zu verschaffen, wovon wir mancherley Beyspiele in den verschiedenen Schriftstellern finden. Herr von Humboldt sah auf den Anden in der Provinz Pasto Indianer, welche sich maskirt und Schellen angehängt hatten, um wilde Tänze um den Altar herum zu tanzen, während der Franciskaner-Mönch die Hostie empor hob (*). Sehr anwendbar sind die Worte dieses ausgezeichnetsten der Reisenden auf die Indier des östlichen Brasiliens, wenn er sich an der erwähnten Stelle über die Vermischung der mexicanischen mit der christlichen Religion in folgenden Worten ausdrückt: »Kein Dogma hat hier dem Dogma Platz gemacht; blos ein Ceremoniel ist dem andern gewichen, und die Indianer kennen nichts von der Religion, als die äußeren Formen des Cultus. Freunde von allem, was zu einer gewissen Ordnung von vorgeschriebenen Ceremonien gehört, finden sie im christlichen Cultus ganz besondere Genüsse, und die Kirchenfeste, die damit verbundenen Feuerwerke, die Processionen mit Tanz und baroken Verkleidungen sind für das niedrige Volk reiche Quellen von Belustigungen.«

(*) Siehe von Humboldt Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien. Band I. S. 135.

Hier ist indessen noch der Unterschied, daß viele der Indier an der Ostküste von Brasilien selbst nicht die äußeren Gebräuche der katholischen Kirche zu beobachten pflegen, wovon indessen die Ursache sehr leicht einzusehen ist; denn die Mexicaner hatten vor der europäischen Besitznahme eine sehr ausgebildete Religion, die Brasilianer aber standen auf einer weit tiefern Stufe der Cultur.

Nachdem meine Geschäfte in der Villa beendigt waren, schiffte ich den Fluß wieder hinauf. Wir waren genöthiget an einem heißen Tage stark zu arbeiten, um die schweren Canoes über die Felsstücke und Cachoeiras zuweilen 3 bis 4 Fuß hoch hinauf zu ziehen. In der Abendkühlung war unsere Fahrt sehr angenehm, denn jetzt verbreiteten die Baumblüthen am Ufer angenehme Gerüche in besonderer Stärke. Ich brauchte zwey Tage um Villa de S. Pedro wieder zu erreichen, wo ich in der Nacht eintraf. Meine Leute hatten während meiner Abwesenheit manche naturhistorische Seltenheiten zusammengebracht, unter andern auch eine schöne bis jetzt noch unbeschriebene Schlange, welche ich südlich am Paraïba und Espirito-Santo öfter gefunden hatte, die aber mehr nördlich nicht mehr vorzukommen scheint; sie zeichnet sich durch runde grünliche Perlflecken aus, welche regelmäßig über den ganzen Körper vertheilt stehen (*). Es war nun nöthig, schnell die Einrichtungen zur Reise nach dem Sertam zu treffen, um von der so überaus günstigen trockenen Witterung Vortheil zu ziehen. Der schon früher erwähnte Mineiro, José Caëtano befand sich hier und erbot sich in meinen Sold zu treten, um die

(*) Ich nannte diese Art Coluber Merremii, als einen Beweis meiner Anerkennung der Verdienste dieses Nahmens. Die Natter, welche ich diesem ausgezeichneten Amphibiologen zueignete, hat 148 Bauchschilde und 57 Paar Schwanzschuppen; ihr Körper ist dick, rundlich und mit glatten schwärzlichen Schuppen bedeckt, wovon an allen oberen Theilen eine jede mit einem runden zeisig- oder graugrünen Flecke bezeichnet ist; in den Seiten sind die Flecken gelb; der Bauch ist einförmig hellgelb, mit einigen schwärzlichen Fleckchen am Rande; die Schilde unter dem Schwanze sind gelb und schwärzlich eingefaßt.

Tropa durch die Urwälder zu führen. Er verstand die Art, Thiere zu behandeln, zu beladen u. s. w., und kannte diese Straße, da er einmal auf derselben mit Ochsenheerden aus dem Sertam herabgekommen war. Ein junger Camacan-Indianer begleitete ihn beständig, der auch jetzt für uns als Jäger diente, und gewöhnlich früh Morgens mit noch einem anderen Gehülfen zum Jagen voran geschickt wurde.

IV.

Reise von S. Pedro d'Alcantara durch die Urwälder bis nach Barra da Vareda im Sertam.

Estreito d'Agoa; Rio Salgado; Sequeiro Grande; Joaquim dos Santos; Ribeirão da Issara; Serra da Çuçuaranna; Spuren der Camacan-Indier; João de Deos; Aufenthalt am Rio de Cachoeira; Aufsuchung der Camacans; Rio do Catolé; Aufenthalt daselbst; Beruga; Barra da Vareda.

Ich hatte am 6ten Januar früh meine Thiere beladen lassen und das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Um durch die Pflanzungen von S. Pedro nach der Waldstraße gelangen zu können, hatte ich die dahin führende Picade erweitern, das heißt, das alte verbrannte Holz aus dem Pfade wegschaffen lassen. So wurde die Straße bald erreicht, in welcher wir denn in hohem schattenreichem Walde bis zu einer Stelle fortzogen, welche Rancho do Veado genant wird. Auf einer von der Fäulniß unbrauchbar gemachten Brücke, brachen einige meiner Lastthiere durch, und wurden nur mit der thätigen Hülfe des Mineiro José Caëtano vom völligen Hinabstürzen in das Bette des Baches gerettet. An einem Corrego ward uns eine Sumpfstelle (Atoleiro) sehr beschwerlich; wir besiegten in-

dessen auch dieses Hinderniß und lagerten gegen Abend an einem kleinen Bache Estreito d'Agoa genannt, wo ebenfalls wieder eine verfaulte Brücke eingefallen war. Unsere Feuer zündeten wir zwischen hohen Stämmen unweit der Brücke an, und sahen unsere Jäger den einen nach dem andern eintreffen. Einige brachten ein Paar Exemplare des früher erwähnten Gaviâo do Sertam (Falco nudicollis, Daud.) mit, dessen sonderbare laute Stimme überall in diesen Wäldern gehört wird. Sein Gefieder ist schwarz, von schönem Stahlglanze, der Unterleib ist weiß, und die von Federn entblößte Kehle, so wie die Iris des Auges lebhaft zinnoberroth. Da die erlegten Vögel nicht eßbar waren, so giengen einige Leute aus, um Fische zu fangen, welches ihnen auch vollkommen gelang. Als sie, auf einem Balken der eingefallenen Brücke sitzend, die Angel ins Wasser hinab warfen, bemerkten sie eine schwimmende Schlange, welche eben einen großen Frosch verzehrte; man erlegte sie durch einen Flintenschuß, und ich fand eine schöne Art des Genus Coluber (*), deren Haut mit blaßgelben und röthlichbraunen breiten Querbändern angenehm abwechselt, die aber denen mich begleitenden Brasilianern völlig unbekannt war.

Am 7ten frühe hieb man mit dem Facâo eine Picade, um die Brücke umgehen und den Corrego passiren zu können. Der Tropa vorhergehend fand ich in dem vom starken Thau noch benetzten Walde mehrere Inambús, von der Art der Macuca oder Macucava (Tinamus brasiliensis, Lath.) und des Chororâo (Tinamus variegatus), die mit Geräusch vor mir aufflogen, in dem dichten Walde aber nicht geschossen werden konnten. Unter alten Urwäldstämmen entdeckten wir einen Erdhügel, welchen das große Gürtelthier (Tatú assú der Brasilianer, oder Tatou géant, Azara) hervorgescharrt hatte, um seinen Bau oder Röhre in der Erde auszuhöhlen. Da diese sonderbaren Thiere, welche von bedeutender Größe und Stärke

(*) Diese Natter ist höchst wahrscheinlich Merrems Coluber versicolor; siehe dessen Versuch eines Systems der Amphibien pag. 95.

sind, ihre tiefen weiten Höhlen gewöhnlich zwischen die stärksten Wurzeln alter Bäume hinein graben, so kann man ihnen nicht leicht beykommen und wir haben auf dieser ganzen Reise keines derselben zu sehen bekommen, ihre Höhlen aber sehr häufig gefunden.

Eine zweyte Brücke schien uns von neuem aufhalten zu wollen, allein diesmal gelang der Versuch; sie hielt unsere beladenen Thiere aus. Wir erreichten hierauf den Rio Salgado, wohin wir von unserm nächtlichen Ruheplatz nur einen Weg von einer halben Legoa zurückzulegen hatten. Dieser kleine Fluß, der hier 40 bis 50 Schritte breit ist, tritt unweit dieser Stelle in den Ilhéos oder Rio da Cachoeira ein, und ist eben so wie dieser mit Steinstücken angefüllt, auch befand er sich in gleich niederem Wasserstande. Wir durchritten ihn, und zündeten für heute sogleich am jenseitigen Ufer unsere Feuer an. Da wir nun einige Muße hatten, so ward gejagt. Man traf ziemlich viele Miriqui-Affen (Ateles), deren unsere Jäger mehrere schossen, so wie einige Macucas, einen Mutum (Crax Alector) und einige Capueiras (Perdix guianensis), deren Fleisch man auf den sogleich von Stangen errichteten Rosten bucanirte. Die umliegende Wildniß zeigte sich bey näherer Untersuchung als ein dichter ununterbrochener Wald; nur auf dem östlichen Ufer des Flusses fand man noch Merkmale der Pflanzung, welche Capitam Filisberto Gomes da Silva hier anlegen ließ, als man vor zwey Jahren diese Waldstraße bearbeitete. Hohes Gebüsch war indessen schon an diesem Orte erwachsen und man erkannte die Stelle der hier gelegenen Pflanzung nur an dem Mangel des Hochwaldes und an den Hütten von Letten, welche zu jener Zeit zur Kirche und zur Wohnung für die Arbeiter gedient hatten. Meine Lastthiere fanden in diesen verwilderten Pflanzungen selbst kein Gras mehr, da das Holz schon zu hoch und stark geworden war, ein Beweis, wie schnell in diesen heißen Regionen der Erde die Pflanzenschöpfung sich zu entwickeln pflegt. In der Nähe der Hütten fanden

wir noch eine Menge Pimentsträuche (Capsicum), welche man damals angepflanzt hatte; ihre zusammenziehenden Früchte waren uns sehr willkommen, da ein solches Gewürz in den feuchten Wäldern bey der häufigen Fischkost sehr heilsam für die Verdauung ist, und wohl als ein Mittel gegen das Fieber angesehen werden kann. Man pflegt auf den Reisen in den brasilianischen Wäldern dergleichen Fruchtkapseln getrocknet mit sich zu führen (*), um sie bey den Mahlzeiten zu gebrauchen.

Antas und Capybaras wandern jetzt in diesen verwilderten Pflanzungen umher und verzehren die Überreste der nützlichen Gewächse, da der Mensch in diesen Einöden noch zu ohnmächtig ist, um dieselben benutzen zu können.

Unsere Mahlzeit bestand heute in drey Arten von Fischen, dem Piau, der Piabanha und Traïra, welche man hier häufig fieng; das schöne heitere Wetter begünstigte uns, so daß wir eine zwar feuchte aber angenehm warme Nacht hatten, und bey großen hellen Feuern uns sehr wohl befanden.

Am 8ten belud man die Tropa Morgens sehr früh, denn ich hatte die Absicht heute ein starkes Tagewerk zu vollbringen. Die Straße steigt und fällt beständig, kleine Hügel und Thäler wechseln mit einander ab. In der Gegend, welche man Sequeiro Grande nennt, hat der Wald eine große Menge alter Bäume von vorzüglicher Dicke und Höhe; auch wächst hier häufig der sonderbare Barrigudo-Baum (Bombax) und der Mamâo do Mato, welche am Belmonte schon erwähnt worden sind. Man findet in den Wäldern von Süd-Amerika hohe starke Waldbäume, welche da, wo sie aus dem Boden hervortreten, eine sonderbare Bildung zeigen. Vier bis fünf Fuß und oft noch höher von der Erde entspringen Leisten, welche immer weiter aus dem Stamme hervortreten, und endlich von den Seiten platt zusammengedrückte brettartige Hervorragungen bilden, welche schräg in die Erde hinablaufen, und dort die

(*) Barrère erzählt dasselbe von den Indianern in Guiana, pag. 121 der deutschen Uebersetzung.

großen, dicken Wurzeln dieser Bäume bilden. Der Missionär Quandt fand diese sonderbaren Bäume auch in Surinam. Er sagt (*), daß die dortigen Indianer mit ihren Ärten gegen diese brettartigen Wurzeln schlagen, wenn sie Verlorne im Walde wieder aufsuchen.

Die Vögel, welche in diesen tiefen Wildnissen die Waldungen beleben, sind besonders die verschiedenen Arten der Spechte (Picus), die Baumhacker (Dendrocolaptes), viele Arten von Fliegenfängern (Muscicapa), Ameisenvögel (Myothera), so wie einige Arten von kleinen Papageyen (Perikitos), deren Schaaren lautschreyend durch die hohen Gipfel der Bäume pfeilschnell dahin eilen, und die Ynambus (Tinamus). Nirgends als in dieser Gegènd trifft man so häufig die Banden der Miriqui-Affen, welche von einer Baumkrone zur andern springend, oder vielmehr schreitend über die Straße hinzogen. Sie sind die Nähe der Menschen wenig gewohnt, und entfliehen daher bey ihrem Anblicke sogleich. Die raubgierigen Jäger ließen sich aber nicht irre machen, sie suchten sie im Auge zu behalten, und brannten ihre Feuerröhre nach ihnen ab. Oft blieb dieser große Affe verwundet auf dem Baume hängen, öfter legte er sich auch platt auf einen dicken Ast nieder, um sich zu verbergen. Sein Fleisch macht in diesen Waldungen beynahe einzig und allein die Nahrung der Reisenden aus. Einige meiner im Walde zerstreuten Jäger berichteten, daß sie eine uns noch nie vorgekommene Art kleiner schwarzer Äffchen gesehen hätten, welche jedoch für heute ihren Röhren noch unerreichbar gewesen waren. Ich hatte schon zu Ilhéos Nachricht von dieser bisher unbeschriebenen Thierart erhalten, und war daher sehr begierig sie kennen zu lernen, welches einige Tage später wirklich geschah. Die Stimme des Juó, hier Sabélé genannt (Tinamus noctivagus), hatten wir heute seit geraumer Zeit zum erstenmal wieder vernommen;

(*) Quandt Nachrichten von Surinam pag. 60 mit einer Abbildung, auch Caspar Barläus bildet auf seiner 8ten Tafel im Vorgrunde einen hohen Baum dieser Art ab.

denn dieser Vogel findet sich von Rio de Janeiro herauf überall bis zum Flusse Belmonte, von dort aber bis zum Ilhéos scheint er nicht in der Nähe der Seeküste zu wohnen.

Wir befanden uns jetzt auf der Minas-Straße, in derjenigen Höhe des Flusses Ilhéos, welche man Porto da Canoa nennt, weil man denselben bis hieher mit Canoes aufwärts beschifft hat. Der Wald in dem wir uns gegen Abend befanden, gehört zu der Art, welche man in dieser Gegend Catinga nennt. So wie man sich nämlich mehr von den niedern feuchten Ebenen der Seeküste entfernt, steigt der Boden allmählig sanft an, und nach Maßgabe des Steigens wird er trockner und der Wald niedriger. Dieselben Baumarten, welche in dem weiten Striche der hohen, feuchten, dunkeln Küstenwälder einen schlanken, schäftigen Wuchs erreichen, bleiben hier weit niedriger; auch sind diesen trockenen Waldungen eine Menge von eigenthümlichen Baumarten beygemischt. Der Boden ist hier mit einem verwachsenen Dickicht von Bromelia-Stauden überzogen, deren stachlichte Blätter dem brasilianischen Jäger mit seinen unbedeckten Füßen nicht wenig beschwerlich fallen; eben so häufig wächst hier ein niedliches Gras mit zart gefiederten Blättern unter dem Nahmen Capin de Sabélé (*), welches für die Maulthiere eine gute Nahrung abgiebt; in der Blüthe haben wir es leider nicht gefunden. Es überzieht die alte Straße und andere Blößen mit einem dichten grünen Teppich. Die Straße war hier in der Catinga sehr unwegsam und verwachsen; hohe Solana von mancherley interessanten Arten, vielerley Mimosen und die Cançanção (Jatropha urens), verletzten uns mit ihren Stacheln, und schienen uns selbst unsere Kleidungsstücke rauben zu wollen. Wir waren sämmtlich mehr oder weniger blutrünstig; dabey trafen wir auf viele Wohnun-

(*) Das hier genannte Gras bedeckt den Waldboden dicht geschlossen mit seinen etwa ein bis anderthalb Fuß hohen Halmen, deren niedliche Blätter zart gefiedert, und die Nebenblättchen schmal beynahe linienförmig sind; leider habe ich diese schöne Pflanze nicht in der Blüthe, oder mit der Frucht gesehen.

gen der Marimbondos, welche unsere Lage noch viel unangenehmer machten. Die größere schwarzbraune Art besonders fiel an einer gewissen Stelle dermaßen über uns her, daß alle Thiere tobten und die Menschen von sechs bis sieben dieser Unholde zugleich gestochen noch lange nachher laut klagten. Mit geschwollenem Gesicht und Händen und mit zerrissenen Knieen, durchstreiften wir diese verworrenen Gebüsche in einer erschlaffenden Hitze. Gegen Abend kam für unsere Thiere noch eine neue Beschwerde hinzu, denn tiefe Schluchten wechselten jetzt mit ansehnlichen Höhen ab. Hier sah man schauerlich wilde Thäler, wo eine kühle ewige Dämmerung herrschte; hier verblühen an klaren über Felsen dahin rauschenden Wald-Corregos Prachtblumen fern und unbewundert vom menschlichen Auge; nur der einsame Tritt des jagenden Patachó oder des Anta und der Unze, stört die stille Ruhe dieser abgeschiedenen Wildnisse. In vielen Thälern waren die Bäche jetzt von der Hitze ausgetrocknet, wir mußten daher ungeachtet der Ermüdung unserer Thiere, noch bedeutend weit fortziehen, um Trinkwasser bey unserem Lagerplatze zu haben, bis wir endlich einen kleinen klaren Bach fanden, der durch ein finsteres tiefes Waldthal dahin rauschte. Ihm, so wie dem Thale, hat man den Nahmen Joaquim dos Santos beygelegt, weil daselbst zur Zeit der Anlegung der Straße ein Mann dieses Nahmens eine Hütte erbaut hatte, um den Arbeitern Lebensmittel zu verkaufen. Wir schlugen unseren Lagerplatz nahe an dem kleinen Waldbache auf, wo man alsdann sogleich die drey großen, heute erlegten Miriqui-Affen zurichtete. Die hochrothe, der Bignonia verwandte Blume, welche am Belmonte erwähnt, und von Herrn Professor Schrader beschrieben werden wird (*), zierte hier unseren Lagerplatz, so wie eine andere mit herrlichen lebhaft

(*) Herr Professor Schrader hat dieses schöne Gewächs aus der Familie der Bignonien für ein neues Genus erkannt, zu dessen völliger Bestimmung aber die Frucht fehlte.

orangefarbenen Blumen; lange Cocoswedel dienten uns eine leichte Hütte gegen den Thau zu erbauen.

Um von dem angreifenden Marsche des vergangenen Tages uns zu erholen, beschränkten wir uns am 9ten auf eine kürzere Reise von 3 Legoas, auf welcher wir in dem dichten Walde eine Menge interessanter Pflanzen und schöner Blüthen unseren Herbarien einverleibten. Die Wildniß war dicht mit dem kleinblättrigen Taquara-Rohr verflochten; einige kleine Corregos enthielten klares frisches Wasser, an ihren Ufern blühte die scharlachfarbige Bignonia. Kleine Hügel und Vertiefungen wechseln hier beständig ab; auf den Höhen ist der Wald Catinga, in den Thälern findet man noch Hochwald. Hier erfrischt eine liebliche Kühlung um so mehr, da auf den Hügeln der Boden trocken und erhitzt ist. Unsere Jäger erlegten an einem kleinen Bache, in der Kühlung eines mit Hochwald erfüllten Thales mehrere Affen, unter anderen den gelbbrüstigen, den wir schon am Belmonte kennen gelernt hatten, und es fand sich bey näherer Besichtigung, daß er durch den Pfeilschuß eines jagenden Wilden noch unlängst verletzt worden war. In dieser Gegend erreicht man den Corrego da Piabanha, welchen man für die Gränze angiebt, bis zu welcher etwa die Patachos von der Seeküste aus streifen; von hier nach dem inneren Sertam hin erstreckt sich das Gebiet der Mongoyós oder Camacan-Indianer. Wir fanden von nun an an der Nordseite der großen Waldstämme sehr häufig den größten mir in Brasilien vorgekommenen Schmetterling (*) (Phalaena Agrippina), der die Breite von 9 ½ Pariser Zollen erreicht, und auf einem schmutzig weißgrauen Grunde mancherley schwärzliche Zeichnungen trägt. Dieser Schmetterling bringt hier in der Kühlung den Tag hin und verläßt seinen Aufenthalt in der Abenddämmerung. Um ihn zu fangen, mußte man sich demselben mit größter Vorsicht nähern, und dennoch flog er uns oft davon; wir ersannen

(*) Siehe Cramers Schmetterlinge Vol. I. Tab. 87. Fig. A. und Merian Sur. Ins. Tab. 20.

daher ein sicheres Mittel, indem wir den jungen Botocuden Quäck nahe hinzutreten und denselben mit einem stumpfen Pfeil schießen ließen, wodurch er betäubt zur Erde fiel. Quäck hatte sich in dieser sonderbaren Art von Jagd eine große Fertigkeit erworben.

Wir erreichten nun eine Bergkette (Serra), in welcher viel Barrigudo-Holz und andere starke Stämme wachsen, fanden aber viele umgestürzte Bäume in der Straße, welche uns nöthigten einen Pfad durch das Dickicht zu bahnen, wodurch wir bedeutend aufgehalten wurden. Da wo Catinga war, beobachteten wir oft colossale Stämme von vier bis fünfeckigtem Cactus, unter andern einen derselben, der 50 bis 60 Fuß hoch zwischen allen andern Waldbäumen hinaufgewachsen war, und über 2 Fuß im Durchmesser hielt. Auch andere Arten dieses sonderbaren Pflanzen-Geschlechts werden oft bedeutend hoch in diesen Tropenwäldern gefunden, zum Beyspiel der hier sehr gemeine Cactus brasiliensis, welchen Piso auf der 191ten Seite abgebildet hat. Unter den zoologischen Gegenständen dieser Region der Wälder fanden wir häufig in dem feuchten den Boden bedeckenden Laube die gehörnte Kröte oder Itannia (Bufo cornutus) von welchen wir viele noch sehr kleine junge Individuen fiengen, die sich durch die Lebhaftigkeit ihrer schön glänzend hellgrünen und bräunlichen Zeichnung vor den älteren sehr auszeichneten (*). An einem Baumstamme ward eine Eidechse (**)

(*) Herr Hofrath Tilesius hat in dem Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin im 3ten Jahrgange 1808, Tafel III. die Abbildung dieser Kröte gegeben. Die Zeichnung ist ziemlich gut; allein die Colorirung sehr unrichtig, denn die lebhaft violette und Orangefarbe habe ich nie an diesen Thieren gefunden. Dennoch ist diese Abbildung von allen, welche ich kenne, bey weitem die beste; denn alle übrigen, die man bisher in den naturhistorischen Werken davon gegeben hat, sind wahre Carricaturen. Herr Tilesius hat seine Abbildung nach einem weiblichen Thiere gemacht, denn das Männchen ist sehr verschieden gefärbt.

(**) Diese Art ist ein Anolis, welchen ich für neu halte und Anolis gracilis benannt habe. Er hat einige Aehnlichkeit mit Daudins Anolis à points blancs, von dem er indessen dennoch hinlänglich verschieden scheint. Sein Körper ist sehr schlank gebaut, mit langem schmalem beynahe rüsselartig verlängertem Kopfe, der

gefangen, die unter dem Halse einen großen orangefarbenen Kehlsack aufbläßt wenn man sich ihr nähert. Auch zeigte sich öfters eine röthliche Kröte mit einem dreyfachen schwarzen Kreuze auf dem Rücken (*), die man, wie alle Arten dieses Geschlechtes, in dieser Gegend von Brasilien im Allgemeinen mit dem portugiesischen Nahmen Sapo belegt. Beschäftigt mit der Betrachtung mancher Naturseltenheiten, erreichten wir im Walde eine Stelle, welche uns die erste Spur des Aufenthalts von Menschen in diesen einsamen Wildnissen zeigte. Umherstreifende Camacan-Indier hatten hier vor einigen Wochen gelagert, und sich mehrere Hütten erbaut. Sie waren von Stangen in viereckiger Gestalt zusammen gebunden, und mit Tafeln von Baumrinde nachläßig bedeckt; auf dem Boden rund umher lagen die

etwa ein Drittel der Länge des ganzen Leibes ausmacht, wenn man den Schwanz abrechnet, welcher mehr als zweymal so lang als der übrige Körper ist. Der Kopf hat beynahe die Gestalt von dem des Jacaré; unter der Kehle befindet sich ein sehr großer Kehlsack von schöner Orangenfarbe, auf welchem einige Reihen größerer, gelbgrüner Schüppchen stehen, da der ganze übrige Leib mit sehr feinen chagrinartigen Schuppen bekleidet ist. Ueber dem Rücken und die Schwanzwurzel hinab zieht ein schwacher seichter Hautkiel; die Ohröffnung ist unbedeckt, alle oberen Theile des Thieres sind dunkelröthlichbraun gefärbt, und mit Querreihen feiner weißer Punkte bezeichnet; an einigen Stellen des Körpers bemerkt man einen leichten grünen Anstrich. Daudins Beschreibung seines Anolis à points blancs ist zu unvollkommen, um hinlänglich über die Identität beyder Thierarten entscheiden zu können. Einen andern, ebenfalls schlanken, und sehr langgeschwänzten Anolis fand ich zu Morro d'Arara in den Urwäldern des Mucuri, und nannte ihn Anolis viridis. Sein Schwanz ist über zweymal so lang, als der durchaus mit gleichartigen kleinen Schüppchen bedeckte Körper. Die Farbe des Thiers, welche sich bey verschiedenen Affecten verändert, ist angenehm, gewöhnlich ein schönes helles Laub-grün, vom Kopfe bis zum Schwanze mit sieben dunkleren Querbinden, die oft dunkelgrün, oft schwärzlich, oft bräunlich erscheinen; die Seiten mit weißen Perlpunkten bezeichnet, welche im Affect blau-grünlich werden. Der Schwanz ist an der Wurzel hellgrün mit dunkleren Querbinden und Fleckchen, nach der Spitze hin mehr bräunlich, mit schwärzlich braunen Querbinden. Beyde hier erwähnte Arten leben in den Wäldern auf Bäumen und werden von den Brasilianern, zum Theil nicht ganz mit Unrecht Camaleâo (Chamäleon) genannt, da wenigstens die zuletzt erwähnte ihre Farben verändert.

(*) Bufo crucifer; ohne Zweifel DAUDINS Crapaud perlé (Bufo margaritifer, siehe hist. natur. des Rainettes, des Grenouilles et des Crapauds p. 89. T. XXXIII.

Federn der Mutums und Jacutingas, welche den Bewohnern zur Nahrung gedient hatten. In welche Region des Waldes sich aber jetzt jene wilden Jäger gewandt hatten, konnten wir nicht ergründen. Unser Führer, so wie sein dieser Wälder kundiger junger Camacan versicherten indessen, daß wir jetzt zu unserer Linken, also in südlicher Richtung, schon eine der größten, stark bewohnten Aldeas dieser Indianer vorbeygegangen seyen.

Wir erreichten, gebrannt und gestochen von Nesseln und Marimbondos, gegen Abend den Ribeirão da Issara, der mit crystallhellem Wasser über Steine herabrauscht, indessen jetzt sehr unbedeutend war, und lagerten in diesem Thale unter alten Urstämmen in einer einsam romantischen Wildniß. Unser Gepäck ward aufgeschichtet und an den Schlinggewächsen aufgehangen, und wir würden auch ohne Obdach eine gute Nacht gehabt haben, wenn nicht nach Mitternacht ein heftiger Gewitterregen uns sämmtlich aus dem tiefen Schlafe aufgescheucht hätte. Man bedeckt in solchen Fällen schnell das Gepäcke mit Ochsenhäuten, und verläßt sich auf die Dichtigkeit eines guten Mantels, und der etwa mitgeführten Regenschirme. Ein Zelt oder eine Hütte mitzuführen ist deshalb beschwerlich, weil die Fortschaffung des dazu gehörigen Gepäckes sogleich mehrere Maulthiere nöthig macht, und diese würden in zu großer Anzahl in dem ununterbrochenen Urwalde kaum Nahrung finden. Der den Mühseligkeiten einer solchen Reise sich aussetzende Reisende muß einen gesunden, zu Anstrengung jeder Art geübten Körper haben, von lebendigem Eifer für den Zweck seiner Reise erfüllt seyn, und mit guter Laune und Heiterkeit Beschwerden ertragen, zu Entbehrungen sich bequemen, und jeder widrigen Lage eine freundliche Seite abgewinnen können. Auch wir blickten jetzt mit philosophischer Ruhe in die dunkeln Regenströme hinein, scherzend über die sonderbar gruppirte Gesellschaft der Abenteuerer, welche, ein jeder auf seine Weise, nach Möglichkeit sich zu schützen suchten. Zwar trösteten wir einander mit der Hoffnung, daß auch diese Regen-Catastrophe vorüber

gehen werde, doch konnten wir es uns nicht verbergen, daß es sehr übel um uns stehen würde, wenn der Regen mehrere Tage anhalten sollte, denn alsdann erkranken die Menschen, und besonders die Lastthiere sehr schnell, welche nichts weniger als anhaltende Feuchtigkeit ertragen können; ganze Gesellschaften von Reisenden haben auf diese Art ihr Leben in kurzer Zeit in jenen dichten feuchten Tropenwäldern eingebüßt.

Der Tag brach endlich an, und welches Glück! ein heiterer Sonnenstrahl zerstreute das dunkele Gewölke und belebte die ganze Truppe mit neuem Muthe; auch war uns dieser jetzt sehr nöthig, denn wir mußten mit unseren von Mangel an Nahrung etwas geschwächten Maulthieren, und mit dem durchnäßten und daher sehr erschwerten Gepäcke beladen, die Reise über Berg und Thal fortsetzen. An diesem 10ten Januar befanden wir uns so weit vorgerückt, daß wir in einem Tage den Punkt hätten erreichen können, wo man den Rio da Cachoeira zum letztenmale passirt; um indessen unseren schwer beladenen Lastthieren nicht zu viel zuzumuthen, theilten wir dieses Tagewerk in zwey Märsche ab. Die Straße war an diesem ersten Tage ziemlich frey von Gebüschen; aber niedere stechende Pflanzen, die Jatropha urens und eine Art Ilex besonders, so wie Mimosa-Gesträuche und Marimbondos belästigten uns sehr; die letzteren indessen doch weniger als wir es erwarten mußten, da wir nun anfiengen feindlich gegen sie zu verfahren und heute eine Menge ihrer Nester zerstörten. Wir durchzogen eine bergigte Gegend, die man Serra da Çuçuaranna nennt, weil hier bey Anlegung der Straße eine rothe Unze (Çuçuaranna, Felis concolor, Linn.) erlegt ward. Die Berge dieser Kette sind nicht besonders hoch, aber dürr und trocken, mit vielen Urgebürgstrümmern und Steinen, auf welchen Catinga eine dichte Wildniß bildet, deren Boden an etwas freien Stellen, besonders in der Straße mit einem dichten Teppich von dem schönen schon erwähnten Grase bedeckt ist, welches man Capin de Sabélé nennt. Fortschreitend in diesen Gewächsen beunruhigten wir

das einsame Nest einer Macuca (Tinamus brasiliensis, Lath.), die ihre großen schönen Eyer auf die Erde legt. Man findet diese Nester häufig in jenen Wäldern, und sie haben schon manchem Reisenden zur Nahrung gedient; ein auffallendes Beyspiel findet man in der Erzählung des traurigen Schicksals der Madame Godin, die uns de la Condamine mitgetheilt hat (*); sie war so glücklich durch die Entdeckung dieser Eyer sich das Leben zu fristen, als alle ihre Begleiter an ihrer Seite den Beschwerden der Reise unterlagen. An einer der Höhen der Serra da Çuçuaranna erkrankte das beste meiner Lastthiere und blieb zurück; es mußte daher eines unserer Reitmaulthiere beladen werden. Ungeachtet man sogleich alle Hülfe anwandte, starb das Thier, und verursachte uns einen sehr fühlbaren Verlust. Vögel, die wir bisher vergebens gesucht hatten, die Geyerkönige (Vultur Papa, Linn.) zeigten sich jetzt augenblicklich in der hohen Luft; ihr feiner Geruch hatte ihnen sogleich den todten Körper verrathen, allein ihre Klugheit hielt sie in großer Entfernung, und vergebens verbarg ich einen Jäger im Hinterhalt, um sie zu überlisten. Um indessen eines solchen Vogels habhaft zu werden, blieb ich für diese Nacht in der Nähe an einem kühlen Wald-Corrego, den man nach einem, zur Zeit der Anlegung der Straße hier verstorbenen, und an die Seite derselben beerdigten Indier, João de Deus nennt. Man bezeichnete damals die Stelle seines Grabes mit einem jetzt noch vorhandenen Kreuze. Der gemeine Brasilianer übernachtet nicht gern an einem Orte, wo ein Todter begraben liegt, denn die Furcht vor Geistern ist unter diesen rohen Menschen noch sehr wirksam, wenigstens wird er in einem solchem Falle gewiß einige Rosenkränze herunter murmeln; sind aber mehrere Menschen beysammen, so hat er schon mehr Muth, denn er glaubt, der Geist werde dadurch entfernt. Die Stelle bey dem Kreuze, wo ich unser Nachtlager aufzuschlagen gedachte,

(*) De la Condamine rélation abrégé d'un voyage etc. pag. 355.

war jetzt gerade von einem Affen (Cebus xanthosternos) in Besitz genommen, der sich indessen sogleich auf seinen luftigen Wegen ins Weite zu begeben suchte. Ein anderer Bewohner dieser Stelle vertrug sich bester mit den fremden Gästen; es fand sich nämlich an dem Blatte eines jungen Baumes das niedliche Nest zweyer Colibris (Trochilus ater) von einer Art, deren ich im ersten Bande Seite 362 erwähnt habe. Das kleine Nest war auf der Oberfläche des Blattes befestigt und aus gelbröthlicher Pflanzenwolle erbaut; es befanden sich darin zwey sehr kleine nackte Junge, die wir sogleich in unseren Schutz nahmen.

Da uns die Regengüsse der vergangenen Nacht noch in lebhaftem Andenken waren, so hieb man einen Baum (Bignonia) nieder, und schälte dessen Rinde ab, um damit eine Hütte zu decken, die wir in der Eile von Stangen zusammen banden. Die Ranchos, welche die Reisenden in diesen Wildnissen sich erbauen, machen sie von starken Cocos- oder Pattioba-Blättern, wenn sie dieselben finden können. Man steckt einige Stangen in die Erde, befestigt einige Querstangen daran, und bedeckt diese mit den Blättern dergestalt, daß dadurch ein schräger schiefwinklich geneigter Schirm entstehet. Fehlen diese Blätter, so wie es in den meisten Gegenden dieser Straße, zum Beyspiel hier zu João de Deus der Fall ist, so lößt man große Tafeln gewisser Baumrinden ab, und deckt die Hütte damit, wozu das im ersten Theile der Reise schon genannte Pao d'Arco am brauchbarsten ist.

Am 11ten Jannar früh kamen die Jäger, welche bey dem todten Maulthiere übernachtet hatten, und berichteten, daß sie einen Geyerkönig (Urubu Rei) nicht geschossen, sondern gefehlt hatten, worauf wir den Lagerplatz verließen. Die Truppe erreichte bald den Ribeirão da Cajaseira und alsdann den das Minhocas. In dieser Gegend fanden wir zum erstenmal den schönen blaubärtigen Heher (Corvus cyanopogon (*), wel-

(*) L'Acahé, d'Azara Voyages etc. Vol. III. p. 152.

chen man im Sertam von Bahia Geng-Geng nennt; es wurden mehrere dieser Vögel geschossen, da sie nicht scheu sind. Ihr Gefieder ist einfach schwarz und weiß gezeichnet, dabey durch einen schönen blauen Fleck an der Seite des Unterschnabels kenntlich; auch ist die Stirn durch einen kleinen Federbusch geziert. Aber auch der schwarze Sahui (Sahuim preto), dessen schon früher Erwähnung geschah, ward hier zum erstenmal geschossen. Ich war äußerst erfreut, diese niedliche neue Thierart kennen zu lernen, welche sich durch sehr abstechende Farben auszeichnet (*). Diese Sahuis leben in kleinen Gesellschaften von vieren bis zwölfen, und ziehen in den Kronen der Bäume umher. Sie sind in den großen Wäldern dieser Gegend sehr häufig, scheinen aber dennoch keinen großen Distrikt zu bewohnen, da ich sie an andern Orten nicht gefunden habe. Nähert man sich dem Baume, auf welchem sie sich befinden, so werden sie unruhig, verbergen sich hinter dicken Ästen, blicken neugierig mit den Köpfchen hervor und alsdann suchen sie schnell zu entfliehen. Man schießt sie leicht herab, allein zum Essen sind sie zu klein. Das Fell wird im Sertam wohl zuweilen zu Mützen verarbeitet, meistens aber bleibt es unbenutzt. Das Geschlecht der kleinen Sahuis (Jachus, Hapale und Midas) ist in den süd-amerikanischen Urwäldern unendlich zahlreich; schon jetzt kennt man viele Arten desselben, und es ist gewiß, daß man bey genauerer Durchforschung jener Wälder noch weit mehrere entdecken wird.

Unsere Jäger erlegten im Allgemeinen nur kleinere Thiere, und besonders Affen; der Wunsch, einmal einer Unze (Yaguarété) zu begegnen, ward uns nicht befriedigt, ob wir gleich oft die frische Spur dieser Raubthiere, und öfters Baumstämme

(**) Hapale chrisomelas; Körper 8 Zoll 8 Linien lang, Schwanz 11 Zoll 11 Linien; [Gesicht mit langen rostrothen Haaren umgeben, welche aufgerichtet stehen wie bey dem Simia Rosalia, eben diese schöne gelbrothe Farbe haben die Vorderarme; auf dem Schwanze befindet sich von dessen Wurzel bis zur Mitte ein schöner hell-gelbröthlicher Längsstreif; der ganze übrige Körper ist kohlschwarz.

fanden, an welchen sie ihre gefährlichen Klauen gewetzt hatten, denn zu diesem Zweck kratzt die Unze in die Baumrinden. Eben so unglücklich waren wir in Ansehung der wilden Schweine, deren Fährte wir häufig fanden, ohne nur ein einziges erlegen zu können; unser Schießen und das in dem einsamen Walde weit wiederhallende Geräusch der Lastthiere, vereint mit dem Rufen der Tropeiros mochte wohl zum Theil die Ursache davon seyn. Unsere Hunde jagten zuweilen laut, wenn sie irgend ein Thier antrafen, auch trieben sie einigemal die große Eidechse Teiú (*) in einen hohlen Baum, wo man sie mit Hülfe der Äxte hätte hervorholen können, wenn wir die dazu nöthige Zeit gehabt hätten. Der Wald war heute stark vom Regen durchnäßt, und theilte auch uns, wider unsern Wunsch, von seiner Feuchtigkeit mit, mahnte uns aber zugleich an den nöthigen Schutz bey vorkommenden Regen zu denken. Um für die nächste Nacht einen Rancho errichten zu können, nahmen wir überall Pattioba-Blätter mit wo wir sie fanden, und erreichten mit dieser wohlthätigen Bürde noch vor Sonnen-Untergang das Ufer des Rio da Cachoeira.

Der Fluß Ilhéos oder da Cachoeira wird hier zum letztenmal passirt. Er macht an dieser Stelle eine Wendung und durchschneidet die Straße, welcher er nachher bis zur See hinab beständig auf der südlichen Seite folgt. Diese zieht nun von hier aus immer in westlicher Richtung gerade fort, und

(*) Man findet in den naturhistorischen Werken über die Teiú Eidechse mancherley Unrichtigkeiten; so glaubt man zum Beyspiel nach den in Weingeist ausgeblichenen Exemplaren, daß die Zeichnung dieser rundschwänzigen Eidechse schwarz mit bläulichen Flecken sey, da diese letztere doch gelblich sind (siehe Cuvier Regne Animal. T. II. pag. 27) u. s. w. Auch habe ich nie bemerkt, daß diese große Eidechse ins Wasser eintaucht, welches übrigens gegen meine Erfahrung auch von Humboldt sagt (siehe Relation du voyage au nouveau continent T. II. pag. 80.) — Seba scheint dieses Thier auf Tafel XCVI. des ersten Bandes, Figur 1, 2 und 3 abgebildet zu haben, doch sind diese Figuren nichts weniger als richtig, indem die Grundfarbe schwärzlich, und die Zeichnung hellgelb seyn muß. Die erste Figur der Tafel CXIX, ist zu verschieden colorirt, um sie auf dieses Thier beziehen zu können.

alle Flüsse, welche sie von nun an durchschneidet, fließen dem Rio Pardo zu. Der Rio da Cachoeira ist an dieser Stelle schon unbedeutend, und war jetzt so seicht, daß man ihn leicht durchwaten konnte; er ist mit Felsstücken und Steintrümmern angefüllt, und soll sich aufwärts nun bald theilen, wo man zu den ihn bildenden Corregos gelangt. Wir errichteten am westlichen Ufer sogleich einige Hütten von Stangen und bedeckten sie gegen den Regen und Thau mit den mitgebrachten Pattioba-Blättern. Unsere Leute fiengen in kurzer Zeit ein Gericht von Fischen, besonders von Piabanhas, die unser Abendessen ausmachten.

Meine Lastthiere waren von der angreifenden Waldreise bey spärlichem grünem Futter ziemlich abgemattet, und unser Vorrath Mais beynahe verzehrt. Es wurde daher für nöthig befunden ein Dorf der Camacan-Indianer im Walde aufzusuchen, welches unser junger Camacan kannte. José Caëtano erbot sich mit demselben dahin zu gehen, um jenes nöthige Bedürfniß daselbst aufzusuchen, und im Falle der Möglichkeit selbst einige jener Wilden uns zur Unterstützung und zum Jagen zuzusenden. Die Aldea der Camacans war anderthalb Tagereisen von hier entfernt, und wir mußten uns daher darauf gefaßt machen, vier bis fünf Tage in dieser einsamen Wildniß zuzubringen. Ich gab den beyden des Waldes kündigen Männern, meinen Mulatten, Manoël, mit, einen robusten unternehmenden Menschen; alle wohl bewaffnet, mit Pulver, Bley so wie den nöthigen Lebensmitteln versehen, brachen sie früh Morgens am 12ten Januar auf. Wir übrigen, die wir bey den Hütten zurückblieben, fühlten jetzt das dringende Bedürfniß des frischen Fleisches, um mit der Fieber erregenden Fischkost abwechseln zu können. Während einige Leute die Angel auswarfen, durchstreiften die andern die nahen Urwälder, wo sie eine Menge der schwarzen Sahuis, so wie den grauen Jacchus penicillatus, Geoffr. schossen, leider genügten aber dieselben bey ihrer geringen Größe, welche die eines Eichhörnchens kaum

übertrifft, den hungrigen Jägermagen nur wenig. Diese Gegend schien jetzt an größeren jagdbaren Thieren arm zu seyn, denn in fünf Tagen erlegten alle ausgesandte Jäger nicht mehr als drey Guaribas. einen Gigó (Callithrix melanochir), eine Jacupemba, einige andere eßbare Vögel und eine bedeutende Anzahl der kleinen Sahui-Äffchen. Da nach einigen Tagen auch die Fische nicht mehr an die Angel beißen wollten, so hatten wir nichts als Carne seca und Mandiocca-Mehl zu essen. Den Lastthieren ergieng es nicht viel besser als den Menschen, denn in dem dichten Walde auf dunkel beschattetem Boden kommt wenig Grünes fort, und in der Straße fand man nur harte, größtentheils dornige Gesträuche. Kein Wunder war es daher, wenn diese klugen Thiere beständig nach besseren Weideplätzen zurückzukehren suchten, deren Andenken ihrem Gedächtnisse lange gegenwärtig bleibt. Dieses Zurücklaufen unserer Maulthiere war jetzt unsere Hauptbesorgniß und unsere ganze Aufmerksamkeit war nöthig, um dasselbe zu verhindern. Zu diesem Ende hatte man sie in die alte Waldstraße vorwärts getrieben, und dieselbe, da das Dickicht seitwärts undurchdringlich war, hinter ihnen mit langen Stangen und jungen Baumstämmen quer verschlossen. Dennoch brachen sie gewöhnlich durch, sobald die Nacht eintrat, und wir hörten sie neben uns durch den Fluß traben, ohne sie bey der großen Finsterniß sehen zu können; alsdann mußten sie mit vieler Mühe eingeholt werden. Wir fanden indessen bald, daß alle Anstrengungen der Leute nichts mehr fruchteten, denn kaum hatte man sie verlassen, als sie auch schon flüchtig durch die Dickung zurückbrachen, und an den Fluß eilten. Jetzt vermutheten wir, daß noch eine andere Ursache als das Verlangen nach besserer Weide auf sie wirke; ich sandte am frühen Morgen einige Jäger auf der Straße vorwärts, und siehe da man fand sogleich die frische Spur von zwey gewaltigen Unzen (Yaguarété), welche bey Nacht ganz in unserer Nähe umher getrabt waren, und ohne Zweifel bald ein Paar unserer Maulthiere gefangen haben

würden. Man beunruhigte nun öfters jene Gegend und zündete am Abend Feuer in der Straße an.

Die Zeit der Ruhe an diesem abgeschiedenen Orte ward von uns auf das thätigste benutzt, die uns umgebenden Wälder kennen zu lernen. Die Erndte an botanischen Seltenheiten fiel reich aus; unter andern fanden wir eine große Anzahl interessanter Farrenkräuter. Unter ihnen bemerke ich hier nur eine der schönsten Arten, das Asplenium marginatum, das etwa 10 bis 12 Fuß hoch wächst, und welches wir während der ganzen Dauer unserer Reise nur ein einzigesmal gefunden haben, und daher also mit Recht für eine Seltenheit dieser Gegend halten. Wir schossen hier mehrere uns neue Arten von Vögeln, unter andern einen rostbraunen Baumhacker (Dendrocolaptes trochilirostris des Berliner Museums) mit sehr langem sichelförmig gekrümmten Schnabel, und eine andere den Baumhackern verwandte Art, von röthlichbraunem Gefieder, die an den Bäumen umher hüpft und steigt, und dabey eine laute sonderbare Stimme hören läßt (*) u. s. w.

Nachdem wir hier am Flusse vier Tage zugebracht hatten, vernahmen wir am 16ten Januar gegen Mittag einen Schuß, und waren sogleich neu belebt von der Hoffnung, in kurzer Zeit unsere ausgesandten Leute zurückkehren zu sehen. Bald hörten wir mehrere Schüsse, deren Wiederhall durch die tiefen Wal-

(*) Dieser Vogel gehört zu einer Familie, welche mit den Baumhackern (Dendrocolaptes) und den Sängern (Sylvia) verwandt ist. Herr Temminck hat sie in der neuesten Ausgabe seines Manuel d'Ornithologie (Vol. I. p. XXXII.) mit dem Nahmen Anabates belegt. Die hier erwähnte Art nenne ich Anabates leucophthalmus; ich will sie in der Kürze beschreiben: Der männliche Vogel ist 8 Zoll 2 1/2 Linien lang, und 11 Zoll 3 Linien breit; alle seine oberen Theile sind dunkel-rostbraun oder röthlich braun, das Uropygium allmählig ins hell-rostrothe übergehend; eben so ist der ganze Schwanz gefärbt, dessen Schäfte schwarzbraun sind, Kinn, Kehle und Unterhals haben eine rein hell gelblichweiße Farbe, welche nett gegen die der oberen Theile absticht; nach der Brust hin wird die weißliche Farbe mehr gelblich schmutzig überlaufen; Bauch blaß-graugelblich, in den Seiten etwas olivenbräunlich überlaufen; Crissum sehr blaß-bräunlichgelb; innere Flügeldeckfedern hellrostgelb-röthlich; Stirn etwas mehr ins röthliche fallend; die Iris des Auges ist blaßperl- oder silberfarben-weiß.

dungen tönte, und sahen Manoël mit zwey Camacan-Indiern an dem jenseitigen Ufer erscheinen; in der Hand trug er einen noch lebenden vorzüglich schönen weißen Falken, von einer mir noch unbekannten Art. José Caëtano und sein Camacan waren nicht mit zurückgekehrt, sondern hatten der Verabredung gemäß von der Aldea der Camacans aus den Rückweg nach S. Pedro d'Alcantara angetreten. Manoël berichtete nun, er habe ein sehr kleines, ärmliches Dörfchen jener Wilden, welche in einem noch sehr rohen Zustande sich befanden, getroffen. Nur fünf Männer fand er dort, von denen der eine an einer schweren Fußwunde krank lag. Jene Camacans lebten beynahe einzig und allein von der Jagd, und pflanzten nur einige wenige Gewächse zu ihrem eigenen spärlichen Bedarf; daher erhielten wir für unsere Maulthiere leider keinen Mays. In einigen dieser Rancharias (Dörfer) der Camacans hat man noch nie einen Weißen gesehen. Andere, mehr nach dem Sertam hin gelegene Aldeas, pflanzen so viel Baumwolle, Mandiocca und Mays, daß man bey ihnen diese Produkte erhalten kann. Die Mongoyós, wie die Portugiesen sie nennen, oder die Camacans stehen größtentheils auf einer etwas höheren Stufe der Cultur als ihre Nachbarn, die Botocudos und Patachos; sie pflanzen meistens einige nützliche Gewächse, und haben seit einer langen Reihe von Jahren mit den europäischen Colonien in Frieden gelebt. Die jetzt hier eingetroffenen Männer dieses Stammes waren wohlgebildet, stark und musculös, und giengen völlig nackt, mit Ausnahme der Tacanhoba (Tacanioba) oder des Futterals von Issara-Blättern, welches die Männer nach Art der Botocudos tragen. Ohren und Lippen waren bey ihnen nicht verunstaltet. Ihre Haare lassen einige so lang wachsen, daß sie bis zu den Hüften herabhängen, und ihnen ein wildes Ansehen geben; andere hingegen schneiden sie im Genicke rund ab, welches man jedoch nur selten sieht. Ihre Bogen und Pfeile waren ganz besonders nett gearbeitet. Weiter unten wird mehr von diesem Volke geredet werden. Ich habe die Zusammenkunft mit diesen Wilden

auf der diesem Abschnitt (in der 4to Ausgabe) vorangehenden Vignette abbilden lassen; einer von ihnen hatte mit einem Pfeile einen weißen Falken von seinem Neste auf einem der höchsten Bäume herabgeschossen, in einer Entfernung, in welcher unsere besten europäischen Flinten nicht immer das Ziel treffen. Meine Freude, diesen schönen Vogel zu erhalten, war um so größer, als wir denselben zwar früher einigemal in der Luft schwebend erblickt, seiner aber nie habhaft hatten werden können; er ist uns auch auf der ganzen Reise nachher nie wieder zu Gesicht gekommen (*). Unsere beyden Wilden gafften die Fremdlinge an ohne ein Wort zu reden, und setzten sich ans Feuer nieder. Nach einer kurzen Ruhe sandte ich sie auf die Jagd aus. Ihre Gewandheit in dieser ihnen gleichsam angebornen Beschäftigung ist außerordentlich. Sie kehrten am Abend mit zwey großen schönen Affen (Cebus xanthosternos (**) und einer Jacupemba zurück, welchen der kräftige Pfeil sämmtlich die Mitte der Brust durchbohrt hatte. An demselben Tage erlebten wir gegen Abend noch eine der unterhaltendsten Jagdscenen, die man sich denken kann. Wir befanden uns sämmtlich in unsern Hütten auf verschiedene Weise beschäftigt, als nahe vor uns in dem seichten Flusse eine zahlreiche Bande von Fischottern erschien, welche unserer Gegenwart unbewußt bis zu dieser Stelle heraufgekommen war. Da diese sonst scheuen Thiere sich hier in dem seichten Wasser nicht verbergen konnten, so griff alles zu den Waffen. Leider aber waren die Gewehrschlösser nicht in dem besten Stande, und gaben zum Theil nicht Feuer; einige Schützen fehlten, und unsere Hunde wollten die heftig um sich beißenden Thiere nicht angreifen; auf diese Art entkamen die geängstigten Ottern bis auf eine einzige, welche einer meiner Leute, Ma-

(*) Dies ist ohne Zweifel MAUDUYT's petit Aigle de la Guiane (Falco guianensis, DAUDIN traité élém. et comp. d'ornith. T. II. pag. 78.)

(*) Dieser Affe, dessen ich im 1ten Bande dieses Reiseberichts erwähnte, ist nachher in dem Säugthierwerke des Herrn Geoffroy und Fr. Cuvier unter dem Nahmen des Saï a grosse tête abgebildet worden.

noël, mit einem gewaltigen Facâo-Hiebe erlegte, als sie über ein Felsstück entfliehen wollte. Die brasilianischen Fischottern haben ein sehr schönes Fell, welches aber in diesem Lande bey weitem nicht so sehr geschätzt wird, als bey uns ein europäischer Otterbalg; sie sind häufig in Süd-Amerika, und werden sehr groß, daher mögen sie wohl zuweilen Anlaß zu dem Glauben an Meer- und Flußweibchen gegeben haben, deren Existenz selbst Quandt (Seite 106) und andere Schriftsteller annehmen; glaubt man doch in unserem gebildeten Europa hier und da noch an Seeweibchen und andere ähnliche Ungeheuer. Da ich nun, nachdem die Hoffnung, auf der Aldea der Camacans Mais zu erhalten, fehlgeschlagen war, keine Aussicht hatte meine Thiere hier mit besserer Nahrung stärken zu können, so gab ich am 17ten Morgens das Zeichen zum Aufbruche. Unsere beyden Wilden, die uns nicht mehr weiter begleiten wollten, kehrten nach ihren Hütten zurück, überließen uns aber gegen Messer und andere Kleinigkeiten ihre Bogen und Pfeile. Bey der starken Hitze dieses Tages fanden wir die mit Catinga bewachsenen Höhen äußerst trocken, und das Trinkwasser war sehr selten. Dagegen fanden wir viele Isara-Blätter, die wir mitnahmen, um uns davon für die Nacht einen Schirm zu errichten. Nachdem wir einen Weg von etwa 2 ½ Legoas zurückgelegt hatten, lagerten wir gegen Abend an einem guten hellen Corrego, und zogen am 18ten wieder etwa drey Legoas weit fort. Um die Mitte dieses Tages erreichten wir ein Thal, Buqueirâo genannt, angefüllt mit Hochwald, in welchem ein kleiner ziemlich ausgetrockneter Bach sich dahin schlängelte; seine Ufer, so wie der ganze Boden des Thales, waren von mancherley verschieden gebildeten Farrenkräutern mahlerisch bedeckt. Hier wuchsen viele Arten der Anemia, und besonders eine noch unbekannte Pteris, deren sterile Blätter (frondes steriles) pfeilförmig, die fructificirenden aber von völlig verschiedener, tief eingeschnitte-

(*) Herr Professor Schrader zu Göttingen hat diese interessante Pflanze Pteris paradoxa benannt.

ner Bildung sind, so wie viele andere schöne Arten dieser interessanten Familie. Mein Hühnerhund suchte eifrig in diesem Gesträuche und brachte plötzlich eine große Macuca völlig unversehrt hervor, welche er wahrscheinlich auf dem Neste erhascht haben mußte. Zu dieser Jagdbeute gesellten unsere vorangezogenen Jäger noch eine zweyte Macuca, einen Gigó und einen Sabélé (Tinamus noctivagus). Der sanfte Berghang, welchen wir aus dem Buqueirâo hinaus zu ersteigen hatten, wurde einigen unserer abgematteten Maulthiere so schwer, daß sie alle Schläge nicht mehr achteten, und weit hinter den übrigen zurückblieben; sie zerflossen dabey im Schweiß, denn die Hitze war sehr drückend, und die ganze Luft mit electrischer Materie überfüllt, welche sich durch eine Menge von Gewittern ins Gleichgewicht zu setzen suchte; auch donnerte es häufig, als wir zwischen zwey klaren Corregos, von denen diese Gegend den Nahmen der Duos Riachos erhalten hat, unser Lager aufschlugen. Bey dem drohenden Donner, welcher ununterbrochen über den dunkeln Urwäldern hinrollte, sahen wir mit Besorgniß der Nacht entgegen, die wir hier ohne Schutz unter freyem Himmel zubringen sollten. Wir suchten deshalb unsern Lagerplatz so gut es möglich war, mit Ochsenhäuten zu einer Art von Hütte einzurichten, die uns jedoch keinen besonderen Schutz gegen die Gußregen der Tropengewitter gewährt haben würde; es fiel jedoch zum Glück kein Regen, und die Gewitterwolken vertheilten sich. Das Holz, welches wir in der Nähe unseres Lagerplatzes abhieben, verbreitete einen äußerst aromatischen Zimmetgeruch, weshalb es von den Brasilianern Canella genannt wird. Blüthen und Früchte desselben habe ich nicht erhalten können, ohne Zweifel aber hat Arruda diesen Baum unter dem Nahmen Linharia aromatica beschrieben (*).

Von unserer diesmaligen Lagerstelle hatten wir bis zum Flusse Catolé vier Legoas, welche wir am 19ten zurücklegten.

(*) Siehe Kosters travels etc. pag. 493.

Die Straße führt über mancherley Höhen durch den ununterbrochenen Urwald fort; wir überschritten mehrere Corregos und fanden mancherley Vögel und Pflanzen. Gegen Abend traten wir auf eine von dem hohen Wald befreyte, nur mit Gesträuchen bewachsene Stelle am Ufer des Baches Catolé, wo vor einigen Jahren der Capitam Mor Antonio Dies de Miranda, von seinen Negern eine Pflanzung hatte anlegen lassen, die aber nun wieder verlassen und verödet ist. Eine alte geräumige Hütte mit mehreren Lehmwänden und einem Dache von Baumrinden, welche den Negern zur Wohnung gedient hatte, fanden wir in sehr schlechtem Zustande, und von Ameisen, Sandflöhen (Pulex penetrans) und Eidechsen (Stellio torquatus) bewohnt, welche 14 Zoll und darüber lang waren; sie gewährte uns indessen doch einen leidlichen Schutz gegen Sonne und Regen, weshalb wir uns denn, diese Unannehmlichkeiten nicht achtend, ohne Zeitverlust der Ruhe überließen, nachdem wir mit einer hinreichenden Anzahl im Flusse gefangener Piabanhas, Guaraïbas und anderer Fische, unsere frugale Mahlzeit gehalten hatten. Man hat von Catolé etwa zwey Tagereisen bis zu den ersten menschlichen Wohnungen an einer Stelle, welche den Nahmen Beruga trägt. Dorthin beschloß ich sogleich einige Leute mit leeren Maulthieren zu senden, um Mays für unsere ermattete Tropa herbey schaffen zu lassen, weil wir nicht hoffen durften, unser Gepäck aus diesen unwirthbaren Wildnissen heraus zu bringen, bevor nicht unsere Thiere durch diese kräftigere Nahrung gestärkt waren. Während ich die Zurückkunft dieser Leute erwartete, ließ ich von den andern die Wälder in allen Richtungen durchstreifen.

Mancherley Vögel belebten die Gesträuche in unsrer Nähe, besonders die Schaaren der Anacans (Psittacus severus, Linn.) und der Tiribas (Psittacus cruentatus), auch manche kleinere interessante Vögel, unter andern der Fliegenfänger mit zwey verlängerten Schwanzfedern (*), der schwärzliche Kernbeißer

(*) Le Colon; Azara voyages dans Amer. merid. etc. Vol. III. p. 369.

mit rothem Schnabel (Loxia grossa, Linn.), so wie mehrere den Baumhackern (Dendrocolaptes) und den Sängern (Sylvia) verwandte Vögelarten, welche Herr Temminck, wie weiter oben schon gesagt ist, unter dem Nahmen Anabates in ein neues Genus vereinigt hat. Diese Vögel zeichnen sich sämmtlich durch eine aus mehreren lauten Tönen zusammengesetzte Stimme aus; sie hüpfen und steigen seitwärts an den Zweigen umher, drehen sich nach allen Seiten, und sind in beständiger Bewegung. Unter ihnen erwähne ich einiger von mir hier vorgefundener neuen Arten des Anabates erytrophthalmus (*), des leucophthalmus (siehe die vorhergehenden Seiten), des atricapillus (**) mit schwarzbraunem Scheitel, des macrourus (***) u. s. w. Sie bauen beynahe sämmtlich von vielen ineinander gefügten trockenen Zweigen ein sonderbares hängendes Nest, deren wir mehrere in unserer Nähe an isolirten alten Bäumen bemerkten. Die niederen Gebüsche belebten die schwärzlichen Kernbeißer mit

(*) Anabates erythrophthalmus, ein schöner Vogel; Länge 7 Zoll 9 Linien, Breite 7 Zoll 8 Linien; die Iris des Auges lebhaft brennend mennigroth, Stirn, Kinn, Kehle und der größte Theil des Unterhalses so wie der ganze Schwanz sind rostroth; letzterer weniger lebhaft und schön gefärbt als Stirn und Kehle; der ganze übrige Körper ist oliven-graubraun, an Brust und Bauch etwas mehr ins rostgelbröthliche fallend; die kleinen kurzen Flügel haben einen starken Anstrich von Rostroth; die äußeren Zehen sind nur sehr wenig vereint.

(**) Anabates atricapillus, von Illiger Sylvia rubricata genannt. Scheitel, ein Streif durch die Augen, und ein anderer vom Unterkiefer unter dem Auge hin sind schwarzbraun; ein Streif zwischen Scheitel und Auge, ein anderer unter dem Auge, Kehle, Seiten- und Obertheil des Halses, Unterrücken, Schwanz und alle unteren Theile roströthlich, Bauch olivenbräunlich überlaufen, Schwanz schön hell rothbraun, Rücken dunkler rostbraun, Flügel von eben der Farbe aber etwas dunkel und gelbbräunlich gerandet.

(***) Anabates macrourus, auf dem Museo zu Berlin Sylvia striolata genannt; 6 Zoll 10 Linien lang, 8 Zoll 11 Linien breit; der Schwanz ist über 3 Zoll 3 Linien lang, der Vogel trägt die schön hellgelblich-rostrothen Federn desselben etwas buschig auseinander gebreitet, und ist dadurch von ferne kenntlich; alle oberen Theile des Körpers sind rostbräunlich, sehr stark ins Rostrothe fallend: am Scheitel sind die zugespitzten Federn schwarzbräunlich eingefaßt, übrigens rostroth, und mit noch lebhafteren röthlichen Schäften; Oberhals etwas heller gefärbt, die Federschäfte sind hier hell rostgelb; der ganze Vorderkörper ist auf röthlich braunem Grunde mit hell rostgelblichen Strichen bezeichnet; Unterrücken und obere Schwanzdeckfedern bräunlich rostroth, ersterer verloschen heller gestrichelt.

rothem Schnabel (Loxia grossa, Linn.) und die Tangara mit gestreiftem Kopf (Tanagra silens, Linn.) und viele kleine Arten von Kernbeißern, Sängern und Fliegenfängern, so wie die Rohrdrossel mit nacktem Halsflecke (Turdus brasiliensis) die Rohrgehäge an den Ufern des Baches. Ein noch unbeschriebener Vogel (*) mit lautem dreystimmigen Rufe, den er beständig hören läßt, war hier ebenfalls nicht selten. Er ist verwandt mit derjenigen Familie der Sänger (Sylvia), welche einen gekrümmten verlängerten Schnabel haben. Ich hatte ihn schon am Rio Doçe, nachher aber in bedeutender Entfernung nicht mehr gefunden. An den Ufern der einsamen Waldbäche lebt in diesen Wäldern ebenfalls paarweise der grüne Sichelschnabel (Tantalus cayennensis, Linn.), der auf alten umgefallenen Stämmen im Wasser sitzt, und eine laute sonderbare Stimme hören läßt; die Brasilianer nennen ihn Caraüna, wie weiter oben schon gesagt worden ist. Er ward nahe bey unserer Wohnung geschossen, und mein Hühnerhund brachte ihn aus dem Bache ans Land. Dieser Hund fand besonders seine Beschäftigung an den kleinen Preiás (Cavia Aperea, Linn.), welche in den Gebüschen bey unserem Hause sehr häufig waren; er suchte beständig nach diesen kleinen Thieren umher; auch erlegte man mehrere derselben, deren Fleisch zum Essen für uns Europäer zu weichlich war. An diesem einst angebauten Platze fand ich den Satz

(*) Dieser Vogel scheint in Herrn Temminck's neues Genus Opetiorynchos zu gehören; und ich belege ihn mit dem Nahmen turdinus, da er etwa die Zeichnung unserer Drossel hat. Der männliche Vogel mißt 7 Zoll 11 Linien in der Länge, und etwas über 9 Zoll in der Breite; alle seine oberen Theile sind hell graubraun, und die Federn haben etwas blässere Ränder, besonders an Kopf und Oberhals; ein Streif über das Auge vom Schnabel nach dem Hinterkopf hin, Kehle, Unterhals und Brust sind weißlich; die Kehle ist ungefleckt; Unterhals, Brust und Bauch mit einzelnen etwas spitzwinklichen graubraunen Drosselflecken besetzt, mittlere Schwanzfedern an den Seiten schwarzbräunlich gefleckt, und neben diesen dunklern noch mit blaß gelbröthlichen Fleckchen bezeichnet; große Flügeldeckfedern mit blaßröthlichem Rande und ähnlichen Querfleckchen. Es giebt außer diesem noch mehrere andere ähnliche Vögel in Brasilien, welche eine den Sängern Sylvia) sehr nahe verwandte Familie bilden, und sich sämmtlich durch eine sehr laute, aber unmelodische sonderbare Stimme auszeichnen.

wieder vollkommen bestätigt, daß die inneren großen Urwälder ärmer an verschiedenartigen Thieren sind, als bebaute Gegenden; denn wo nur eine Rosse oder eine von Holz entblößte Stelle ist, da zeigt sich sogleich eine größere Verschiedenheit der Thierarten. Es ist gewiß, daß auch die innersten Gegenden der großen Wälder ihre eigenen Geschöpfe haben, allein bebaute Gegenden besitzen an den Gränzen der sie umgebenden Waldungen stets die mannigfaltigste thierische Schöpfung.

Wir hatten jetzt, da gerade die Höhe des Sommers war, eine bedeutende Hitze. Am 22ten Januar stand das Thermometer von Reaumur im Schatten Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr auf 24½°, und in der Sonne stieg es in wenigen Minuten auf 31°, andere Tage waren noch heißer, doch selten fand ich 30° im Schatten. Am folgenden Tage stiegen mehrere Gewitter auf, es donnerte und regnete heftig, allein kein Blitz ward bemerkt. Diese häufigen Gewitterregen hatten nach und nach den Fluß mehr angeschwellt, so daß endlich die Fische für uns eine Seltenheit wurden, und die Nässe erschwerte ebenfalls die Jagd. So kam es, daß wir öfters Mangel litten, und genöthigt waren, mit ein wenig lederartigem altem Salzfleische unsern Hunger zu stillen. Unsere Lastthiere erregten in dieser Periode unser lebhaftes Mitleiden, denn sie fanden in dem hohen Walde kaum so viel Futter, um ihr Leben zu fristen, und standen gewöhnlich um unsere Hütten herum, als wollten sie Nahrung von uns fordern. Die Noth wurde immer drückender, aber das alte Sprüchwort »wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten« wurde auch jetzt bewährt gefunden. Guaribas (Mycetes ursinus) hatten sich unserm Aufenthalte genähert, und brüllten plötzlich aus vollen Kräften. Wir alle sprangen von unsern Sitzen auf, ergriffen die Gewehre und schon nach einer halben Stunde hatten wir einige große Affen erlegt, welche Fleisch für mehrere Mahlzeiten lieferten; zugleich hatte man auch am Flusse einen glücklichen Fischfang gethan. So vergieng unter naturhistorischer Beschäftigung schnell

die Zeit in dieser Einöde, bis wir endlich am sechsten Tage dieses Aufenthalts gegen Abend das Rufen und Schießen unserer von Beruga zurückkehrenden Leute frohlockend vernahmen. Sie brachten eine Menge Mays mit, wovon man den hungrigen Thieren sogleich ein Futter vorzuschütten eilte, und sich an dem Anblicke labte, den uns die Befriedigung ihres Heißhungers gewährte.

Über den Fluß Catolé, welcher dem Rio Pardo zufließt, lagen an der Stelle wo wir uns gelagert hatten, glücklicher Weise umgefallene Baumstämme, so daß sie fast eine Brücke von einem Ufer bis zu dem andern bildeten. Diese boten uns die einzige Möglichkeit dar, denselben zu überschreiten, da zwey Canoes, welche der Capitam Mor für die Reisenden hierhin gestiftet hatte, von den Fluthen fortgerissen zu seyn schienen. Wir entdeckten endlich nach langem Suchen das eine derselben unter den Stämmen im Sande halb vergraben, aber alle angewandte Mühe meiner Leute, dasselbe hervorzuziehen, wobey sie bis an die Brust im Wasser arbeiteten, war vergeblich. Man trug nun unser Gepäck, welches in vielen schweren Kisten bestand, auf dem Kopfe über die gefährliche schwankende, von den dünnen umgefallenen Stämmen gebildete Brücke, wobey wir, dieser Art von Übergängen ungewohnte Europäer unbeladen uns kaum des Schwindels enthalten konnten, um so mehr als die vom Wasser bespülten glatten runden Stämme unaufhörlich unter unsern Füßen schaukelten. Nach etwa ¾ Stunden erreichten wir einen starken hübschen Corrego, jenseits dessen die Straße sehr bewachsen und unwegsam ist. Zu einiger Entschädigung fanden wir aber mancherley naturhistorische Unterhaltung. Oft sahen wir in der Mitte der Straße von einem überhängenden Aste an dem Faden einer dünnen Schlingpflanze einen Bündel Moos oder fadenartige Gewächse zu einem etwas pyramidenförmigen Knäul vereinigt herabhängen, dessen breitere Grundfläche den unteren Theil ausmachte. Diese Bündel hiengen sehr häufig ganz frey da, und schwankten nahe

über unseren Köpfen, so daß wir sie mit unseren Hüten zuweilen berührten. Schon war ich auf diese sonderbaren schwebenden Gegenstände aufmerksam geworden, als ich aus dem einen derselben einen kleinen Vogel fliegen sah, und nun erkannte, daß dies die luftigen Nestchen einer Art von Fliegenfänger (Muscicapa) waren (*). Dieser Vogel baut ein sehr merkwürdiges Nest von Tillandsia und anderen Faden-gebenden Gewächsen mit Moos vermischt, und hängt dasselbe frey in der Mitte einer offenen Stelle an einem Aste vermittelst einer zufällig daselbst herabhängenden Schlingpflanze auf; der kleine Eingang in diese schwebende Burg ist unten an der Basis der Pyramide, aber es befindet sich vor der Öffnung ein herabhängender Schirm, welcher dieselbe beschützt. Die jungen Vögel sitzen in diesen sonderbaren Wohnungen vortrefflich gegen die Hitze, Nässe und andere Feinde geschützt.

Als wir noch ungefähr eine halbe Legoa von dem Orte entfernt waren, wo wir unser Nachtquartier zu nehmen gedachten, trafen wir auf einen alten großen Rancho, eine Hütte mit Baumrinden gedeckt, welche noch seit jener Zeit hier existirt, wo die Straße angelegt wurde. Wir ließen uns aber durch diese Gelegenheit zu einem geschützten Nachtquartier nicht reizen, sondern zogen es vor, noch bis zu einem Corrego zu gehen, der den Nahmen Buqueirão hat, weil wir daselbst gutes Wasser zu finden hofften. Wir fanden indessen in demselben nur wenig und schlechtes Wasser. Kröten und Frösche ließen sich hier gegen Abend in Menge hören, und die Moskiten beunruhigten uns während der Nacht sehr.

Am 27ten fanden wir die Straße noch mehr, besonders mit den hohen steifen Blättern der Heliconien und mit Dornen

(*) Der kleine Vogel, welchen ich für den Erbauer dieses Nestes halte, ist ein Fliegenfänger, welchen ich Muscicapa mastacalis nannte; seine Farbe ist olivengrünlich, und das Uropygium blaßlimonengelb; die Scheitelfedern sind an der Wurzel gelb, an den Spitzen aber graugrünlich gefärbt, so daß man bey ruhiger Lage derselben erstere Farbe nicht bemerkt; Schwanz und Flügel sind schwärzlichbraun; die ganze Länge des Vogels beträgt etwa 4 3/4 Zoll.

verwachsen; auch der schmerzhafte Stachel der Marimbondos vermehrte die Beschwerde des Tages. Aber die Hoffnung, heute die ersten menschlichen Wohnungen zu erreichen, half uns diese Beschwerden fröhlich überwinden, und rasch zogen wir Berg auf Berg ab fort, da unsere Maulthiere bey jeder Mahlzeit mit einem kräftigen Futter von Mays unterstützt wurden. Nach einem Wege von etwa 2 ½ Legoas erreichte die Tropa einen Bach, an welchem die Bewohner von Beruga vor einiger Zeit eine Pflanzung angelegt, und dazu den Wald an einer gewissen Stelle niedergehauen hatten. Hier athmeten wir etwas freyer, denn obgleich rundum alles hoher finsterer Wald war, so erblickten wir dennoch einige Bergkuppen und glaubten nun schon aus dem finstern Gefängniß der ewigen Urwälder erlößt zu seyn. Allein es war noch ein beschwerliches Stück Weges in der bewachsenen Straße zurückzulegen. Viele Stellen waren mit Taquara (Rohr) überwachsen, welches das Gebüsch mit seinen Zweigen und klein gefiederten Blättern gleichsam zu einem Knäul verflicht. auch war an vielen Stellen dieser Straße das 30 bis 40 Fuß hohe, schon öfters erwähnte Taquarussú zu bedeutenden Gehägen aufgeschossen, welche mit ihren Dornen für uns undurchdringlich gewesen seyn würden, wenn nicht das Facâo einen Weg hindurch gebahnt hätte; seine starken Glieder versorgten uns indessen öfters mit kühlendem Getränke, denn die Natur giebt auf der einen Seite reichlich wieder was sie auf der andern nimmt. Kleine Gesellschaften des gelbgrünen Kernbeißers mit schwarzer Kehle (Loxia canadensis) belebten diese hohen Rohrdickichte. Die Straße zieht jetzt über Höhen hinweg, welche mit Catinga bewachsen sind, und einen steinigten Boden haben. Ob sie gleich nur sanft ansteigen, so erhebt sich doch die Gegend allmählig immer mehr. Beynahe alle Corregos, welche wir auf diesem Wege antrafen, waren ausgetrocknet und zeigten nacktes Steingerölle von Urgebürgen mit vielem Quarz gemischt. Unsere Hunde jagten öfters das Cutia (Cavia Aguti, Linn.) an diesen Höhen, wir waren jedoch nicht so glücklich

eines davon zu bekommen. Überhaupt bemerkten wir in dieser Gegend sehr wenige Thiere, nur das hängende Nest des kleinen Fliegenfängers war häufig. An einem Corrego fanden wir wieder eine alte Hütte mit Rinde gedeckt, in deren Nähe ein schönes niedriges Gewächs mit röhrenförmigen, hoch brennend orangefarbigen Blumen (*) unsere Aufmerksamkeit häufig beschäftigte. Diese Pflanze findet sich von hier nach den höhern Gegenden des Sertam hin häufig in der Straße. Noch eine halbe Legoa, und der Ruf des Hahns, dieses steten Begleiters der Menschen, selbst in diesen entlegenen Einöden, ward plötzlich vernommen. Wir traten an das Tageslicht, und vor uns lag eine große Pflanzung von hohem Mays und Mandiocca. Der blaue Himmel war seit langer Zeit zum erstenmale wieder auf eine bedeutende Weite sichtbar, und über den Wäldern zeigte sich ein schönes blaues Gebürg mit mancherley Kuppen und Felsen, deren Anblick uns neu und erfreulich war. Wir befanden uns an dem kleinen Flusse Beruga, der hier in der Nähe in den Rio Pardo tritt. Hier haben die ersten Bewohner in diesem Sertam, drey Familien von farbigen Leuten sich angebaut, als man zur Zeit der Anlegung der Straße zur Bequemlichkeit der Reisenden hier eine Aldea gründen wollte. Diese Menschen besitzen schon bedeutende Pflanzungen und sind noch immer mit dem Niederhauen der Waldungen beschäftiget, um ihre Roçados zu erweitern. Einen Beweis der Fruchtbarkeit des Bodens giebt die Höhe und Stärke, welche hier der Mays erreicht; auch ist sein Ertrag äußerst ergiebig. Jetzt war diese Frucht noch nicht reif; auch die Bananen, deren man viele angepflanzt hatte, waren noch nicht zeitig, und wir konnten keine andere Lebensmittel als Farinha erhalten. Drey kleine Häuser von Letten mit Rinden gedeckt voll Carapatos (Acarus) machen bis jetzt die Aldea von Beruga aus; einige Mongoyós (Camacans), die hier im Taglohn arbeiten, wohnen mit ihren

(*) Ich habe die Frucht dieser schönen Pflanze nicht kennen gelernt, sie kann daher nicht genau bestimmt werden, scheint aber eine Ruellia zu seyn.

Weibern und Kindern in einer nicht weit entfernt liegenden kleinen Hütte. Sie giengen bis auf wenige halb nackt, und an mehreren Stellen des Leibes mit Urucu und Genipaba roth und schwarz bemahlt, um den Hals trugen sie die dicken runden Saamenkörner einer gewissen Grasart an Schnüren gereiht. Die Regierung hat einen Mulatten zum Commandanten der Camacan-Indier ernannt, welcher sich hier aufhält; unter seinem Befehl stehen die verschiedenen Aldeas oder Rancharias derselben; er versammelt sie, wenn sie gegen feindselige Stämme von Wilden, zum Beyspiel die Botocudos, eine Unternehmung machen sollen, und wie man sagt, haben sie sich bey solchen Gelegenheiten recht gut gezeigt.

Die Zeit von 22 Tagen, welche wir seit der Abreise von S. Pedro bis zur Ankunft zu Beruga in den großen Urwäldern zugebracht hatten, ohne menschliche Wohnungen zu sehen, erzeugte in uns den lebhaften Wunsch einmal wieder geschützt vor Regen und Thau, unter Dach und Fach auszuruhen; daher achteten wir die Qual nicht, welche wir in diesen elenden Wohnungen von unzähligen Carapatos und Moskiten zu erwarten hatten, und machten am 28ten hier einen Ruhetag. Die Lebensmittel, die wir hier erhielten, bestanden in schwarzen Bohnen und Farinha; zwar keine besonders köstliche Gerichte, aber Leute, welche eine lange Zeit der Entbehrung durchlebt haben, sind an Genügsamkeit gewöhnt. Unsere Thiere konnten hier zwar ausruhen, fanden aber keine gute Weide, denn eine jede dem Walde abgewonnene Stelle war zur Pflanzung benutzt; daher kam es denn, daß unsere Tropa nächtlicher Weile öfters in die Mays-Pflanzungen eindrang. Meine Leute jagten und fischten an dem zur Ruhe bestimmten Tage. Zu letzterem Endzwecke giengen sie eine halbe Legoa weit nach dem Rio Pardo und brachten viele Fische zurück. Der Conquistador (jetzt Coronel) João Gonsalves Da Costa hat diesen Fluß von hier bis zu seiner Mündung nach Patipe hinab beschifft, wovon weiter unten geredet werden wird.

Die Wälder, welche die Pflanzungen zu Beruga ringsum nahe einschließen, gewähren wie die zu Catolé, besonders dem Ornithologen eine angenehme fruchtbare Unterhaltung, denn überall werden sonderbare Vogelstimmen gehört. Viele Arten der Tanagra und Loxia bemerkt man, zum Beyspiel Tanagra silens, gujanensis, magna, brasilia, brasiliensis, cayennensis und andere mehr, ferner Loxia grossa, canadensis, die verschiedenen Arten der Pipras; man hört die durchdringenden Stimmen zahlreicher Papageyen, welche sich in dem Mays versammeln, den sanft schnarrenden Pfiff des Tucan (Ramphastos dicolorus) und den zweystimmigen Ruf des Arassari (Ramphastos Aracari), so wie den oft wiederholten Pfiff der Çurucuás (Trogon).

Der Aufenthalt zu Beruga gab zwar unserer Reise durch die Urwälder eine willkommene Unterbrechung, aber vollendet war sie noch nicht; denn wir hatten nun noch zwey Tagereisen bis Barra da Vareda, wo man die offenen oder wenigstens mit Wald und Blößen oder Trifften abwechselnden Gegenden des Sertam der Capitania von Bahia betritt. Ich verließ Beruga am 29ten und folgte der Straße, welche unmittelbar jenseit der Pflanzungen sich wieder in den ununterbrochenen Urwald vertieft, der hier größtentheils mäßig hoch und Catinga ist. Zwar sind diese Wälder noch ziemlich verflochten und geschlossen; dennoch ist die Straße weniger unwegsam, da sie von hier an schon mehr benutzt wird. Ein Camacan hatte hier mit dem Pfeil kürzlich eine Unze (Yaguaréte) erlegt, deren Skelet ich noch im Walde an der Seite des Weges fand. Der Schädel zeigte, daß sie sich gerade im Wechsel der Zähne befunden hatte; dieses Skelet würde daher ein interessantes Stück für ein osteologisches Cabinet gewesen seyn, wenn nicht einige Knochen desselben durch Raubthiere schon entwendet gewesen wären. Bey dem Bache, welcher den Nahmen Iboya führt, befanden wir uns dem Rio Pardo, mit welchem nicht weit von hier der erstere sich vereint, so nahe, daß wir das Rau-

schen desselben hörten. Der Iboya fließt auf einem Bette von glatten Granittafeln, die wir so schlüpfrig und zum Theil schräg geneigt fanden, daß man die mit Hufeisen versehenen Maulthiere und Pferde, um sie vor dem Fallen zu sichern, mit größter Vorsicht hinüber führen mußte. Auf dem westlichen Ufer fanden wir ein mit Rinde gedecktes offenes Haus erbaut, und dabey einen Coral für die Viehheerden, die, wie man bey Anlegung des Weges hoffte, hier durchziehen würden. Wir traten nun in das Thal des Rio Pardo ein, und zogen an dessen nördlichem Ufer durch hohen Urwald hin; zu unserer rechten Seite erhob sich die Thalwand, deren Wald nach den Höhen hinauf niedriger wird, oder zu Catinga ausartet. Der Fluß rauschte jetzt trübe und grau, wildschäumend über Felstrümmer dahin. Hier hatten wir zuweilen den freyen Anblick des blauen Himmels und der hohen einschließenden Waldgebürge. Diese Wildniß ist imposant und schauerlich. Die öde Stille wurde nur durch das Brausen des Flusses unterbrochen, bis sich die lauten sonderbaren Stimmen eines großen Schwarms des rothhälsigen Gaviâo (Falco nudicollis) hinein mischten, deren Schall in dem wilden Thale durch ein starkes Echo wiederholt wurde. Unsere Jäger konnten nicht hoffen, sie in der Höhe, in der sie sich sehen ließen, zu erreichen, dagegen zog ein anderes Schauspiel sie an. Eine große Bande von Miriki-Affen (Ateles hypoxanthus) zog schnell von Ast zu Ast über uns hin; man erlegte drey dieser Thiere, nachdem man sie lange beobachtet hatte. Die Gränze, die man hier für den Aufenthalt dieser Affenart angiebt, befindet sich in der Nähe und ist der Corrego do Mundo Novo; denn diese Thiere scheinen mehr die ebenen hohen Wälder zu lieben, als trockene Höhen mit Niederwald. Quäck hatte mehrere der großen weißlichen Nachtschmetterlinge (Phalaena Agrippina), die hier sehr häufig waren, erlegt. An einer Stelle, wo die Straße etwa hundert Schritte vom Flußufer sich entfernt, führten unsere der Gegend kundige Leute uns plötzlich durch das dichte Ge-

sträuch auf einem kaum bemerkbaren Pfädchen, nach dem Flußufer hinab. Hier fanden wir ein Paar mit Rinde bedeckte Schoppen, welche, obgleich schon baufällig, uns doch hinlänglichen Schutz gegen Regen und Thau versprachen; man zündete daher sogleich Feuer an und richtete unsere erlegten Affen zur Abendmahlzeit zu. Unsere Maulthiere hatte man in die alte Straße getrieben, und ihnen wieder mit quervorgelegten Stangen den Rückweg versperrt. Dieser Lagerplatz hatte durch den wilden Charakter der furchtbaren Einöde viel Mahlerisches. In den trüben, schäumenden Fluthen des Flusses lagen kleine Inseln, Felsblöcke an welchen schöne Pflanzen wuchsen und unsere Begierde reizten. Unter ihnen zeichnete sich eine schöne hohe gelbblühende Pflanze aus, welche wir aus der Ferne für eine Oenothera hielten. An den Ufern hiengen die blühenden Ranken der schön gefärbten Trompetenblumen (Bignonia) herab.

Die Nacht in dem kühlen Thale war sehr feucht; daher brachen wir am 30ten früh auf, und erstiegen sogleich, nachdem wir unfern unseres nächtlichen Bivouacs den Corrego do Mundo Novo überschritten hatten, eine Gebürgskette, deren Berge bey einer bedeutenden Höhe eine abgerundete Gestalt haben, und mit Felsstücken und Granitblöcken überschüttet sind, in welchen besonders sehr große Stücke von weißem Quarze vorkommen; das Ganze ist mit dichtem Urwalde oder Catinga bewachsen. Dieses Gebürge trägt den Nahmen der Serra do Mundo Novo. Der erste Berg ist der höchste; er erhebt sich zwar nur mit sanften Abhängen, aber man bedarf einer ganzen Stunde, um ihn zu ersteigen. Von da aus wechseln Höhen und Thäler, bis man endlich in eine ansehnliche Tiefe hinabsteigt. Der Rio Pardo rauscht zur Linken in gleicher Richtung mit der Straße durch ein tiefes Thal dahin. Die Waldungen, welche das Gebürge bedecken, waren angefüllt mit einer großen Menge verschiedener Arten von Bignonia, die uns durch die mannichfaltigste Farben-Abwechslung sehr angenehm unterhielten; sie zeigten alle Schattirungen von weiß,

gelb, orange, violet und rosenroth. Die Stimmen der Sabélés (Tinamus noctivagus) und der Arapongas (Procnias nudicollis) schallten im Grunde der tiefen Thäler, wie auf den hohen Bergspitzen, und belebten die einsame Wildniß. Sobald wir die angreifende Serra zurückgelegt hatten, fanden wir den Wald immer mehr in Catinga verwandelt, denn er war selbst in der Tiefe nur 40 bis 60 Fuß hoch mit vielen Bromelia- und Cactus-Stauden angefüllt, mit Mooszöpfen (Tillandsia) behangen, und mit mancherley Holzarten gemischt, welche hier nur eine unbedeutende Höhe erreichen. Hier findet man das Pao de Leite (wahrscheinlich ein Ficus), welches wegen seines ätzenden Milchsaftes gefürchtet ist; aber nirgends wollte sich die wohlthätige nährende Milch des Palo de Vaca uns zeigen; welches Herr von Humboldt beschreibt (*); diese Milch würde in unserer Lage ein großes Labsal gewesen seyn. Wir fanden ferner den tonnenartigen Barrigudo-Baum (Bombax), der hier nur zu geringer Höhe aufwuchs, viele Arten von Mimosa, von Bignonia u. s. w. und dazwischen Felsstücke und Granitblöcke. Alles dieses zeigt an, daß man von der feuchten schattenreichen Region der großen Küstenwälder durch den Urwald allmählig zu höheren trockneren Gegenden hinangestiegen ist. Ich fand hier unter andern einen merkwürdigen isolirten Granitblock, welcher 20 bis 30 Fuß im Quadrate hielt. Er war oben mit Erde bedeckt, in welcher eine einzig schöne Vegetation von Bromelien und Cocospalmen dicht verflochten wucherte. Dieser kleine Garten im Walde gab ein höchst mahlerisches Bild, und erinnerte an jene blühenden Fels-Inseln, welche die erstarrten Gletscherthäler am Mont-Blanc zieren, und daselbst Gärten oder Courtils genannt werden. Die Hitze war in diesen niederen, wenig Schatten gebenden, und daher von den Strahlen der Sonne ausgetrockneten und verbrannten Waldungen sehr groß, und gab den Reisenden bald die Farbe der Botocudos.

(*) Siehe von Humboldt Voyage au Nouveau Continent etc. T. II. pag. 107.

Wir ertrugen sie jedoch ohne Klage, da wir uns jetzt gleichsam in einer neuen Welt befanden; denn seitdem wir die Serra überstiegen hatten, hörten wir in den Waldungen von einem fremdartigen Charakter auch lauter uns neue Vogelstimmen, erblickten neue Schmetterlinge, und ergötzten uns an mancherley uns völlig fremden Gewächsen. Alles was uns umgab, kündigte eine von der bisher gesehenen ganz verschiedene Schöpfung an, und die Beobachtung dieser mancherley Gegenstände, welche nun bey jedem Schritte unsern Sammlungen neuen Zuwachs versprachen, erfüllte uns mit lebhafter Ungeduld, das Ziel unserer heutigen Tagereise zu erreichen.

Wir näherten uns nun dem zweyten von Menschen bewohnten Platze Barra da Vareda genannt, wo wir uns am Ende unserer mühseligen Waldreise sahen. Mit frohem Staunen schauten wir um uns her, als wir aus dem Walde heraustraten, und plötzlich eine offene mit Gras und Gesträuchen bewachsene Fläche an der Seite eines sanften Thales erblickten, das rundum in der Ferne von sanft erhobenen und abgerundeten Waldbergen eingeschlossen, und an einigen Stellen mit weitläuftigen Pflanzungen angefüllt sich vor uns öffnete. Lebhafte Freude äußerte sich jetzt allgemein in unserer Gesellschaft, bey dem Gedanken, alle Beschwerden jener angreifenden Waldreise so glücklich überstanden zu haben, und sie wurde um so inniger, da die Bewohner von Barra da Vareda uns versicherten, daß wir vom Glücke sehr begünstigt worden seyen, indem Menschen und Thiere schwerlich jene Gegend verlassen haben würden, wenn ein anhaltendes Regenwetter eingetreten wäre. Wir überschauten vergnügt die weiten Pflanzungen und die minder hohen Berge, und unser Auge maß getröstet den zurückgelegten Raum der Urwälder, da wir uns im sicheren Hafen befanden, wo Lebensmittel im Überflusse den Menschen wie den Thieren eine nöthige und reichliche Erholung versprachen. Unsere Tropa zog fröhlich über das mit hohem Grase bedeckte Campo dahin, wo in den Gebüschen und einzeln vertheilten

mannichfaltigen Gesträuchen von Mimosa, Cassia, Allamanda, Bignonia und andern Arten, verschiedene uns neue Vögel sogleich unsere Neugierde reizten. Niedliche Tauben mit verlängertem keilförmigen Schwanze (Columba squamosa (*) schritten häufig paarweise auf dem Boden umher, die Virabosta, ein schwarzer glänzender Pirol, fiel in Flügen auf einen Buchsbaum nieder; aus dem Grase flogen der glänzende Fringilla nitens, Linn., so wie der rothhaubige Finke (**) auf, und Rindvieh weidete häufig auf diesen wildbewachsenen Triften. Wir zogen bey den ärmlichen Wohnungen, welche hier ein Paar farbige Pflanzer erbaut hatten, vorüber, und erreichten die bedeutende Fazenda des Herrn Capitam Ferreira Campos, welcher der Eigenthümer des größten Theiles dieser Ländereyen ist. Hier wurden wir mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen und erholten uns bald vollkommen von den Mühseligkeiten der zurückgelegten Waldreise.

(*) Siehe Temminck hist. natur. des Pigeons Tab. 59, wo sie schön abgebildet ist.

(**) Fringilla pileata; Männchen 5 Zoll 6 Linien lang, 7 Zoll 7 Linien breit; ganzes Gefieder aschgrau, an den oberen Theilen ein wenig bräunlich beschmutzt; Brust, Bauch, After und Steiß weißlich, in den Seiten dunkler; Kinn und Kehle weißlich; Unterhals und Oberbrust blaßaschgrau; Flügel und Schwanz dunkelgraubräunlich; Scheitel mit schmalen, beynahe 1/2 Zoll langen hochfeurig scharlachrothen Federn besetzt, welche ein wenig über den Hinterkopf hinausreichen und zu einer Haube aufgerichtet werden. Dieser rothe Scheitel ist auf jeder Seite von einem schwarzen Streif eingefaßt, welcher sogar in der Ruhe die rothen Federn etwas verbirgt.

V.

Aufenthalt zu Barra da Vareda und Reise bis zu den Gränzen der Capitania von Minas Geraës.

Beschreibung dieser Gegend. Angicos. Vareda. Wilde Viehzucht im Sertam. Die Vaqueiros. Tamburil. Ressaque. Ilha. Valo, Gränzdouane von Minas. Ansicht der Campos Geraës; ihre Beschreibung und Naturmerkwürdigkeiten. Jagd des Ema und des Geriema.

Das sanft abgeflächte Thal von Barra da Vareda wird an der südöstlichen Seite von dem Rio Pardo, der hier den Bach Vareda aufnimmt, durchschnitten, und hat von diesem seinen Nahmen erhalten. Hier hat Herr Capitam Ferreira Campos, ein Europäer, dem Walde ausgedehnte Pflanzungen abgewonnen, in welchen er Mandiocca, Mais, Baumwolle, Reis, Kaffee und alle übrigen Produkte des Landes bauet (*). Neben diesen Pflanzungen befinden sich indessen noch ansehnliche wüste Plätze, mit hohem dürrem Grase bewachsen und hie und da mit Gebüschen und Gesträuchen bedeckt, die den wilden rauhen Charakter tragen, der den Ländern der heißen Zone in beyden Hemisphären eigen ist; weshalb man hier leb-

(*) Zucker wird wenig angepflanzt, und wenn es geschieht, so benutzt man ihn meistens nur zu Branntwein.

haft an die noch öderen Wildnisse in Afrika und Indien erinnert wird, die an großen Waldungen nicht so reich sind als Süd-Amerika. Um diese rauhen Trifften urbar zu machen, gebraucht der Besitzer fortwährend eine bedeutende Anzahl von Negern. Der Reichthum eines brasilianischen Pflanzers besteht in seinen Sclaven, und die Summen, welche man aus dem Ertrage der Pflanzungen löset, werden sogleich zum Ankauf von Negern verwendet. Man behandelt sie meistens leidlich, und hier zu Barra da Vareda erhielten sie sehr gute Nahrung. In der Hitze des Mittags trug man ihnen große Gefäße mit der besten Milch in die Pflanzungen, wo sie arbeiteten, auch erhielten sie kühlende vortreffliche Wassermelonen (Melancias) in Menge. Leute, welche 120 und mehrere Sclaven besitzen, pflegen hier zu Lande in einem schlechten Hause von Letten zu wohnen, und gleich armen Leuten von Mandiocca-Mehl, schwarzen Bohnen und Salzfleisch zu leben. Auf Verbesserung ihrer Lebensart denken sie selten, und ein bedeutendes Vermögen macht ihr Leben nicht froher. Hier im Sertam indessen wird der Gewinn, welchen man aus den Pflanzungen zieht, durch den Erlös aus der Viehzucht meistens bey weitem übertroffen. So hielt auch mein gastfreundlicher Hauswirth auf den neu angebauten Campos seines Gutes bedeutende Heerden von schönem Rindvieh und viele Pferde; die ersteren werden von Negerknaben gehütet und kehren Abends nach der Fazenda zurück; wo man sie in einen großen Coral eintreibt, um die Kühe zu melken. Ich sah hier zum erstenmal die Viehzucht des Sertam, wovon ich indessen weiterhin weitläuftiger reden werde; auch fand ich hier schon die zur Wartung des Viehes bestimmten Leute, die Vaqueiros oder Campistas, wie man sie in Minas nennt, vom Kopfe bis zum Fuß in Rehleder gekleidet. Dieser Anzug erscheint bey dem ersten Anblicke sonderbar, ist aber dennoch sehr zweckmäßig, weil diese Leute oft dem wild aufwachsenden Vieh durch dornige Gebüsche und Catingas nachjagen, und dasselbe einfangen oder zusammentreiben müssen. Ihr Anzug wird

aus sieben Rehfellen (*) gemacht, und besteht in dem Chapéo, einem kleinen runden Hute, welcher einen schmalen Rand und hinten einen herabhängenden Flügel hat, um den Nacken zu schützen; ferner in dem Gibâo oder der Jacke, welche vorne offen ist und unter welcher vor der Brust der Guarda Peito getragen wird, ein breites Stück Leder, welches bis über den Unterleib herab hängt; alsdann in den Beinkleidern oder Perneiras, woran unten sogleich die mit Spornen versehenen Stiefeln befestigt sind. Eine solche Bekleidung hält lange, ist kühl, leicht, und schützt gegen die Dornen und spitzigen Zweige. Der Vaqueiro, auf einem guten mit einem großen Bauschensattel belegten Pferde reitend, führt eine lange am Ende mit einem stumpfen Dorn von Eisen versehene Stange in der Hand, mit der er die oft wilden Ochsen von sich abhält oder niederwirft, und gewöhnlich auch eine Schlinge (Laço), um damit die schüchternen Thiere einzufangen. Auf der hier beygefügten Vignette Nr. 17, (in der 4to Ausgabe) habe ich ein Paar dieser Leute in ihrem originellen Costüme abbilden lassen, und zwar in dem Moment, wie sie im Begriff sind auf einen Ochsen einzusprengen, um ihn niederzuwerfen. Eine jede Vieh-Fazenda besitzt eine hinlängliche Anzahl solcher Leute, und man wählt dazu Neger, Mulatten, Weiße und selbst zuweilen Indier. Sie sind öfters zugleich gute Jäger, und geübt mit starken, besonders dazu abgerichteten Hunden, die Unzen oder die großen Katzen zu jagen, welche in der Nähe der Viehheerden ihren Stand zu wählen pflegen. Der Eigenthümer der Fazenda versendet seine Vaqueiros nach Bedürfniß in die verschiedenen Distrikte seines Viehstandes, und pflegt zu dem Ende mehrere Vieh-Fazendas anzulegen, wo immer einige dieser Leute wohnen, und von aller Welt abgeschieden, ein wahres Einsiedlerleben führen. Es befinden sich zu Barra da Vareda auch

(*) Das Leder des veado Mateiro (Guazupita, des Azara) ist am stärksten, man gebraucht es gewöhnlich zu der Jacke; leichtere Anzüge hingegen giebt das Veado Catingeiro (Guazubira des Azara).

immer einige Familien von Camacan-Indiern, welche gegen Bezahlung arbeiten, besonders nach Holz oder der Jagd wegen in die Wälder gesandt und auch zum Niederhauen der Waldungen benutzt werden. Aus den Pflanzungen des Grundherrn pflegen sie zu benutzen was ihnen beliebt, und Herr Capitam Ferreira war zu gutherzig, um es ihnen zu verbieten. Sie gehen mit einigen Kleidungsstücken, besonders mit Hemden bedeckt, und einige Weiber trugen Schürzen von baumwollenen Schnüren. Die meisten von ihnen waren getauft, und einige hatten auf die Stirne ein rothes Kreuz mit Urucú gemahlt, die Weiber zwischen den Brüsten schwarze Linien in Halbkreisen, so wie andere ähnliche Striche am Körper und im Gesichte. Die rothe Farbe bereiten sie in länglichen Stücken, gleich den Tafeln der chinesischen Tusche, indem sie die rothe Haut von den Kernen des Urucú in diese Form zusammendrücken. Ich fand unter diesen Indiern einen alten Mann, der zwar etwas graue Haare, aber einen starken robusten Körper hatte, die Sprache der Portugiesen verstand und mit denselben lebte. Er hatte vor Zeiten einen seiner Landsleute erschossen, der bey Aufsuchung der Camacans in den Wäldern den Portugiesen gedient hatte, als diese von dem unseligen Eifer, die Wilden mit Feuer und Schwert zur Annahme des Christenthums und zur Taufe zu zwingen, getrieben, bewaffnete Partheyen in das Innere der Wälder eindringen ließen. Ein solcher bewaffneter Haufe nahm damals, geführt von einem zu ihnen übergegangenen Wilden den Weg in diese Gegend. Die Camacans entflohen nach allen Richtungen, der erwähnte alte Mann aber, der sich unter ihnen befand, folgte den zurückkehrenden Portugiesen unbemerkt in einiger Entfernung mehrere Tagereisen weit nach, bis es ihm gelang seinem verrätherischen Landsmann einen Pfeil durch die Brust zu schießen. Der brasilianische Tell spieste alsdann den Todten mit mehreren Pfeilen an die Erde an, und ist jetzt noch stolz auf diese Heldenthat.

Herr Capitam Ferreiro Campos hatte mich mit meiner

zahlreichen Tropa auf die gastfreundschaftlichste Weise aufgenommen, und auf das uneigennützigste mit Lebensmitteln, mit vortrefflicher Milch, einem für uns bis jetzt seltenen Labsale, und mit einer großen Quantität Mais für unsere Thiere versorgt. Es gewährte ihm ein besonderes Vergnügen mir seine schönen ausgedehnten Pflanzungen zu zeigen, in welchen ich indessen den Reis und Mais durch Mangel an Regen etwas zurückgeblieben fand. Übrigens waren die hier aufgehäuften Vorräthe von Mais und Baumwolle sehr beträchtlich; es lagen unter andern 91 Arroben Baumwolle in großen viereckigen Säcken von roher Ochsenhaut eingenäht, schon zur Versendung nach Bahia bereit. Ochsenhäute, welche im Sertam so gemein sind, gehören hier zu den nöthigsten Bedürfnissen; man schneidet sie in Riemen, macht Stricke und Halftern daraus, und braucht sie auch um die Ladung der Lastthiere damit zu bedecken. Das Vieh giebt hier sehr große Häute, da es selbst groß und fleischig ist; man kauft eine vorzügliche Haut etwa für 3 bis 4 Gulden. Nur selten und blos zur eigenen Consumtion schlachtet man das Rindvieh, man sendet vielmehr zahlreiche Boiadas (Ochsenheerden) unter der Leitung einiger berittenen Vaqueiros zum Verkauf nach Bahia. Ein starker Ochse wird hier zu 7000 Reis (1 ⅓ Carolin) verkauft, in Bahia aber besser bezahlt. Benachbarte Gutsbesitzer pflegen ihr Vieh gemeinschaftlich zu versenden.

Theils um mich über die Viehzucht dieser Gegenden näher zu unterrichten, theils um die naturhistorischen Merkwürdigkeiten in diesen höheren Gegenden, die mit der inneren Capitania von Minas Geraës vieles gemein haben, kennen zu lernen, verweilte ich hier einige Zeit. Unter den Säugthieren fand ich eine noch nicht beschriebene Art von Cavia, Mocó (*) genannt, ein kleines Thier von der Größe eines Kaninchens, welches in

(*) Cavia rupestris, eine Thierart, von der ich in der Isis, Jahrgang 1820 Heft I. eine kurze Nachricht gegeben habe.

den aufgehäuften Felstrümmern der Gebürge des Rio Pardo, in den oberen Gegenden des Belmonte, am Rio S. Francisco und ähnlichen Orten lebt. Ein Camacan, welcher von mir zum Jagen ausgesandt worden war, brachte vier dieser Thierchen ein, deren Fleisch gut zu essen ist. Koster sagt, das Mocó lebe in dem Sertam von Açu, und nennt es eine Art Kaninchen. Unter den Vögeln befanden sich manche uns neue interessante Arten, welche nur den Rücken von Minas Geraës bewohnen, besonders viele Arten von Illigers Genus Myothera, so wie auch viele kleine körnerfressende Vögel; unter ihnen mancherley Arten der Kernbeißer und Finken, zum Beyspiel Loxia torrida, lineola oder crispa, die aber keine krause Federn des Unterleibes hat, Pyrrhula misya, Vieill., Fringilla nitens, Emberiza brasiliensis, Linn., Fringilla pileata, der Chingolo und der himmelblaue Kernbeißer (Grosbec bleu de ciel) des Azara u. s. w. — Unsere botanischen Sammlungen wurden mit mancherley Grasarten, mit schönen Farrenkräutern (Filix) und mit einigen schön blühenden Gewächsen bereichert, unter welchen die Allamanda cathartica mit hochgelben großen Blumen sich auszeichnete, die an einigen Stellen sehr häufig als ein starker Strauch zwischen den Felsstücken wuchs. Auch fanden wir hier einen Prachtbaum aus dem Genus Cassia, welcher eine kugelförmige schattenreiche Krone bildet, und über und über mit hochorangefarbenen langen Blumkegeln, der Blüthe der Roßkastanie (Aesculus) ähnlich, geschmückt war (*); diese Bäume tragen unendlich viel zur Verschönerung der übrigens graulich und düster gefärbten Gebüsche und Weideplätze bey.

Am 5ten Februar nahm ich Abschied von unserem gütigen Hauswirthe und verließ Barra da Vareda. Unweit des Wohnhauses tritt man in einen Wald, welcher sich drey Legoas weit ausdehnt, und allmählig ansteigt. Die Berge dieser höhe-

(*) Diese prachtvolle Cassia bildet eine neue Species, wenn sie nicht etwa in der zu Montpellier erschienenen Monographie dieser Gewächse beschrieben ist.

ren Gegend sind sanft abgerundet und verkündigen die Nähe der offenen Ebenen und hohen Rücken, welche einen großen Theil des inneren Brasiliens bilden. Es war uns sehr wohlthuend, die trocknere, gesündere Luft dieser hohen Gegenden zu athmen, nachdem wir so lange in den feuchten Küstenwäldern mühsam gegen das Fieber gekämpft hatten; hier im Sertam hat man diese ermattende Krankheit nicht leicht zu befürchten. Die Flüsse fließen hier schnell über Felsstücke dahin, ohne sich mit faulenden Gewässern von Sümpfen zu mischen, deren Dünste in den Küstenwäldern eine feuchte, weniger gesunde Luft verursachen. Selbst die Milch, dieses Hauptprodukt der Weidegegenden, erregt in den niedrigen feuchten Regionen nur zu leicht Übelbefinden und Fieber; hier aber schadet sie nicht und ernährt eine Menge von Menschen, deren kräftiger Bau und gutes Aussehen schon von einer gesünderen Luft und Lebensart zeugen.

Der Wald von Barra da Vareda gehört, wie alle Wälder in diesen höheren Gegenden, nicht mehr zu den hohen Urwäldern, sondern ist Catinga, jedoch von der höheren Art. Eine große Menge schöner Bäume und Pflanzen standen jetzt gerade in der Blüthe, unter anderen schöne Trompetenblumen von den angenehmsten Farben, ein Baum mit hochscharlachrothen Blumen aus der Familie der Malven, der ein neues Genus bilden wird, und eine schön hellzinnoberroth blühende rankende Pflanze aus der Diadelphia u. s. w. Eine Menge Colibris von der Art des Trochilus moschitus, Linn., mit rothem Scheitel und goldfarbener Kehle, umschwirrten diese Blumen. Der Wald hat an manchen Stellen, mit hohem Sumpfrohr bewachsene Lagoas, an anderen, ausgedehnte nackte Plätze, die man abgebrannt hat, um dadurch Gras für das Vieh zu erzeugen; solche Stellen überziehen sich sogleich mit hohem Farrenkraut (Pteris caudata), dessen horizontal gestellte Frondes einen eigenen Anblick gewähren. Mit dem Ende des Waldes erreicht man angenehme grüne Wiesen, welche ungeachtet der trockenen Jahreszeit, dennoch das frische Grün unserer europäi-

schen Wiesen bewahrt zu haben schienen; finsterer Wald rund umher hob angenehm die hellgrüne Fläche. In dem hohen Grase weidete ein bunter Haufe von Stuten mit ihren Füllen, welche bey dem ungewohnten Anblick unserer vorüberziehenden Tropa schnell entflohen.

Hier blüheten am Rande des Waldes Bäume von 20 bis 30 Fuß Höhe aus der Syngenesia; Streifen von Wald wechseln mit Wiesen ab und Lagoas ziehen sich in der Tiefe derselben hinauf. Unter manchen neuen Gegenständen, die hier unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen, nenne ich die einzeln überall vertheilten hohen Cactus-Stämme mit ihren stachlichen Kanten, welche oft eine bedeutende Höhe erreichen; ihr unten verholzter Stamm trägt nur noch undeutlich das Gepräge der Ecken, womit ihn die Natur in früheren Jahren bezeichnet; dies zeigt sich sodann um so deutlicher an den gleich Girandolen ausgebreiteten Zweigen, die jetzt mit ihren rundlichen Früchten überhäuft waren. Dieser Cactus scheint hexagonus oder octogonus zu seyn, er treibt am oberen Ende seiner Zweige sehr große weiße Blumen, und die Früchte werden begierig verzehrt von einer noch unbeschriebenen Art von Papageyen, dem Perikit mit orangefarbenem Bauche, welchen ich Psittacus cactorum (*) genannt habe. Er frißt das blutrothe Fleisch der Frucht, und erhält davon den Schnabel roth gefärbt. Mit jenen steifen Gestalten der Cactus contrastiren hier recht auffallend einzelne starke Bäume der gelbblühenden Cassia. In diesen für uns neuen Triften zeigten sich unsern Jägern bald mancherley interessante Jagdgegenstände. Zwischen dem grasen-

(*) Psittacus cactorum; 9 Zoll 8 Linien lang, 15 Zoll und einige Linien breit; Schwanz verlängert und keilförmig; alle oberen Theile des Vogels schön lebhaft papageygrün, auf Scheitel und Hinterhals etwas graubraun gemischt, der erstere beynahe ganz von dieser Farbe; Backen Kinn und Kehle hell oliven-grau-bräunlich, nach der Brust hinab immer mehr ins Olivenfarbene übergehend; Brust, Seiten und Bauch bis zum After lebhaft orangefarben; Schwungfedern an der Spitze und Vorderfahne etwas himmelblau: Schwanz hellgrün, die mittlern Federn schmutzig, alle an der inneren Fahne gelblich.

den Rindvieh flog am Ufer einer Lagoa oder Wasserpfütze der große Jabirú (Mycteria americana) auf; hier belegt man diesen großen schönen Vogel, welcher der seltenste der großen Sumpfvögel dieser Gegend ist, mit dem Nahmen Tuyuyú; an seinem blendend weißen Gefieder und dem lang ausgestreckten Halse unterschied man im Fluge das rothe Halsband recht deutlich. Bald erhoben sich in Menge die Waldpelikane (Tantalus Loculator, Linn.) und die Störche (Ciconia americana) beyde hier ebenfalls Jabirú genannt. Alle diese Vögel sind groß und haben weißes Gefieder, daher verwechseln sie die Brasilianer mit einander, und da sie gewöhnlich nicht geschossen werden, so wissen auch geübte Jäger sie öfters nicht richtig zu unterscheiden. Die Bedeutungen der von Marcgrave angegebenen Thiernahmen passen meistens erst nördlich von Bahia in Pernambuco.

Eine sehr laute Vogelstimme erregt in diesen Waldtrifften sogleich die Aufmerksamkeit des ins Freie tretenden Jägers; Flüge der Curikake (Tantalus albicollis) (*) steigen mit helltönender Stimme in weiß und schwarzbunten Geschwadern auf, und ziehen über die niederen Waldrücken hinweg nach Lagoas, Gewässern und Viehtrifften hin, welche ihr beständiger Aufenthalt sind. Dieser Vogel trägt hier den Nahmen, welchen ihm Marcgrave in seiner Naturgeschichte von Brasilien beylegt; er ist im Fluge sehr kenntlich durch seinen weißen Hals, und seine schwarzbunten Flügel, wie durch seine laute verschieden modulirte, nicht übel klingende Stimme. Hier beobachtet man zuweilen auch die in prachtvoll rosenrothen Flügen in die Lüfte

(*) Den Vogel, welchen Marcgrave Curicaca nennt, hielt man gewöhnlich für Linné's Tantalus Loculator, bis Herr Prof. Lichtenstein in seiner Erläuterung des Marcgravschen Werks durch die wieder aufgefundenen Original-Abbildungen diesen Irrthum berichtigte. Aller angewandten Mühe ungeachtet habe ich diesen Vogel nie erhalten können; er zeigte sich uns täglich in kleinen Gesellschaften, wo er einen schwärzlichen oder schwarzbunten Körper und weißlichen Hals zu haben schien. Das hier Gesagte reicht aber hin zu bestätigen, daß die Curikake des Sertam von Bahia und die Curicaca des Marcgrave ein und derselbe Vogel sind.

sich aufschwingenden, und von einer Lagoa der andern zueilenden Löffelreiher (Platalea Ajaia, Linn.) Alle diese scheuen wilden Vogelarten erheben sich sogleich bey dem Anblicke der Menschen, fallen aber bald wieder zwischen dem grasenden Rindviehe und den Pferden ein, da der hier häufig umher reitende Vaqueiro sie wohl oft stört, aber nicht mit der Flinte beunruhigt. Pferde und Ochsen scheuen diese zahlreichen Bewohner der Sümpfe und Trifften nicht, sie grasen in brüderlicher Eintracht mit ihnen, und fliehen nur den Menschen, der überall in der Natur als der ärgste Tyrann erscheint, um ihren Frieden und ihre Harmonie zu stören.

Abwechselnd durch Wiesen und Streifen von Gebüschen hinziehend, findet man nun die Gegend immer offener und ebener. Die weiten ebenen Trifften des erhöhten Rückens, auf dem wir uns jetzt befanden, waren von der Mittagssonne erhitzt, deren Strahlen von vielen Steinen zurückgeworfen um so heftiger brannten. Gegen Abend erreichten wir ein altes verfallenes Haus, Anjicos genannt, welches im Gebüsche unweit einer Lagoa erbaut war. Hier hatte ehemals Capitam Ferreira, der Eigenthümer dieser Viehtrifften gewohnt. Diese Gegend ist bekannt als muthmaßlich die letzte oder östliche nach der Küste hinab, in welcher die Klapperschlange, Cobra Cascavella der Portugiesen (Crotalus horridus Linn.) vorzukommen pflegt. Von dem Geschlecht der Klapperschlangen, welches Amerika, und ganz besonders der nördlichen Hälfte dieses Continents angehört, kannte man in Süd-Amerika nur einen Repräsentanten, bis Herr von Humboldt uns noch zwey neue Arten desselben (*) kennen lernte. Von hier nach Minas Geraës und in das innere Brasilien wird der Schauerklapperer immer häufiger; man findet ihn oft von beträchtlicher Größe, und am häufigsten in den Catingas oder niederen Gebüschen und in den

(*) Crotalus Loeflingii und Crotalus cumanensis; siehe v. Humboldt Abhandlungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie T. II. pag. 1.

steinigen Gesträuchen der Trifften. Hier verläßt dieses träge Thier Tage lang sein Lager nicht, und sucht gern den einmal gewählten Standort wieder auf. So hat man gesehen, daß bey einer gewissen Stelle einige Stücke Vieh von einer Heerde gebissen wurden, und an den Folgen des Bisses starben; man wurde aufmerksam und untersuchte den Weg, welchen die Heerde genommen hatte, fand gewöhnlich die Schlange in ruhig aufgerollter Stellung liegen, und tödtete sie mit leichter Mühe. Die Klapperschlange und der Çurucucú dürften sich in Ansehung ihres Giftes wohl wenig nachgeben; beyde leben hier, so wie auch die Jiboya (Boa constrictor), allein die Sucuriuba kennt man hier nicht, diese kommt dagegen in Minas desto häufiger vor, wovon ich mich an sehr großen Häuten überzeugte, welche von dort her gebracht worden waren. (*).

Die Gebüsche von Anjicos ernähren eine Menge verschiedenartiger Vögel, besonders Perikitten und schwarze Pirole. Das verfallene Haus, worin wir unser Nachtquartier nahmen, war voll unansehnlicher Abendfalter (Hesperia), die in so großer Anzahl umherflogen, daß man sich vor ihrer Zudringlichkeit nicht retten konnte; große Fledermäuse waren ihre Verfolger, und schwirrten ebenfalls um die Köpfe der Menschen herum.

Von Anjicos erreichte ich nach einem Wege von vier Legoas eine Vieh-Fazenda des Capitam Ferreira, welche den Nahmen Vareda trägt. Man findet auf diesem Wege anfangs weite Trifften oder Ebenen mit hohem jetzt dürrem Grase und kleinen Gesträuchen dazwischen. Hier suchte das Auge vergebens einen angenehmen erheiternden Ruhepunkt, denn nur grau und dunkelgrün gefärbte Gebüsche und überall einzeln

(*) Die Boa, deren Herr v. Eschwege im 2ten Hefte Seite 276 seines Journals von Brasilien unter dem Nahmen Sucuriú erwähnt, ist ohne Zweifel nicht Boa constrictor, sondern Boa Anacondo, Daud. — Uebrigens bezeugt auch der Verfasser, daß man die Gefahr der Klapperschlange weit übertrieben habe, am a. O. Heft I. Seite 15.

vertheilte girandolartige hohe Cactus-Stämme zeigten sich demselben, und gaben der Landschaft einen steifen todten Charakter. So zogen wir dahin durch weite Wiesen, die fern den Horizont begränzen, wo Pferde und Rindvieh in glühender Mittagssonne, gepeinigt von unzähligen Stechfliegen (Mutucas) weiden, und durch niedrige Wäldchen und Ebenen mit kurzem Grase und vielen Steinen. In diesen Trifften zeigte sich uns zuerst der Specht des Campo (Picus campestris (*), der blos den hohen inneren Rücken von Brasilien bewohnt, aber beynahe die ganze Breite von Süd-Amerika einnimmt, wie ihn denn Azara unter den Vögeln von Paraguay zuerst beschrieben hat. Er lebt besonders von Termiten und Ameisen, welche in diesen Ebenen unendlich häufig sind. Man findet hier in Wäldern und Trifften große kegelförmige Hügel von gelbem Letten, welche oft fünf bis sechs Fuß hoch, und von Termiten erbaut sind; in den offenen Gegenden oder dem Campo haben sie gewöhnlich eine mehr abgeflächte Gestalt (**). Ähnliche Nester von rundlicher Form und schwarzbrauner Farbe hängen an den dicken Ästen der Bäume, und ein jeder der Cactus-Stämme trägt eines oder mehrere derselben. Auf diesen pflegt der genannte Specht zu sitzen und zu hacken; er wird dieser Gegend sehr nützlich durch die Vertilgung dieser schädlichen Insekten, welche in Brasilien die Hauptfeinde des Landbaues sind. Während diese gefräßigen Thiere ihre Gänge unter und über der Erde anlegen, während sie dieselben von Erde selbst an den Wänden der menschlichen Wohnungen anbringen, werden sie an allen diesen Orten von zahlreichen Feinden verfolgt. So rächen die Ameisenbären (Myrmecophaga), die Spechte, die Arten der Myotheren und viele andere Thiere den Pflanzer, dessen ganzer Gewinn öfters von diesen kleinen verheerenden Feinden verzehrt wird. Hier in den Trifften des Sertam und in den großen

(*) Picus campestris, le Charpentier des champs, Azara Voyage etc. T. IV. p. 9.

(**) Hierüber siehe v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft II. S. 109.

Campos Geraës des inneren Brasiliens verursachen sie indessen nicht so großen Schaden, als in mehr bebauten Gegenden, indem der Hauptgewinn der Einwohner auf Viehzucht beruht. Mehr zu befürchten sind hier anhaltende Dürre und Regenmangel, welche jetzt schon während drey auf einander folgenden Jahren großen Schaden verursacht hatten.

Gegen Abend erreichte ich bey einem heftigen Gewitterregen die Fazenda zu Vareda, wo die Vaqueiros eben mit dem Melken der in den Coral eingetriebenen Kühe beschäftigt waren. Ein Theil der Kühe nämlich wird Abends von der Weide zurückgetrieben; dann läßt man die Kälber trinken, welche während des ganzen Tages angebunden in einem kleinen Zwinger gelegen haben. Dies ist eine Unvollkommenheit der Viehwirthschaft im Sertam von Bahia, welche in Minas nicht statt finden soll; da treibt man die Kühe allein aus und die Kälber von ihnen getrennt auf einen andern Weideplatz, am Abend aber versammelt man die ganze Heerde bey dem Coral. Die wilde Viehzucht im Sertam steht noch in anderen Hinsichten hinter der in Minas zurück. Dort ist zum Beyspiel das Vieh zahm, und die Fazendas sind mit Gräben und Zäunen umgeben, man braucht daher nur der Kuh das Laço (Schlinge) um die Hörner zu werfen, um sie zu fangen; hier dagegen sprengt man sie zu Pferd durch Wiese und Wald, und muß sich oft durch eine Stange (Vara) vor ihr schützen. In Minas ist das Vieh größer und giebt mehr Milch, daher auch mehr Käse zum Verkauf; Kälber schlachtet man dort nie, daher setzt man, um den Käse zu scheiden, nicht Kälberlab sondern das Lab des Anta (Tapirus) des Tatú Canastra (Tatou géant, Azara), der Rehe oder Schweine dazu. Damit die Race des Viehes nicht ausarte, nimmt man in Minas den Stier stets von einer andern Fazenda; dort läßt man die Kuh auch erst im vierten Jahre tragbar werden. Butter versteht man in Brasilien nicht zu bereiten; sie würde aber auch wegen der Hitze nicht haltbar seyn, und das Einsalzen würde sie bey den

hohen Preisen des Salzes viel zu kostbar machen. Diese bekannten Regeln der Viehzucht werden hier im Sertam noch nicht genug beachtet. Die Vaqueiros oder vielmehr Campistas in Minas haben ein weit leichteres Geschäft als die des Sertam, und tragen deshalb auch nicht die lederne Kleidung, welche hier unentbehrlich ist.

Die Lage von Vareda, in einer weiten, flachen Wiesenebene, von sanften Höhen mit Catinga begränzt, wo an einigen Stellen die Lagoas der Jabirús, der Tuyuyús, der Curicácas und der rothen Löffelreiher sich ausdehnen, ist nicht unangenehm, aber gewöhnlich von Winden beunruhigt. In allen diesen Ebenen des Sertam, je mehr man sich den großen Campos Geraës von Minas, Goyaz und Pernambuco nähert, wird die Luft von Winden häufig gereinigt, daher herrscht schon so wie man Barra da Vareda im Rücken hat, kein Fieber mehr, und der an die Hitze gewöhnte Reisende findet Morgens und Abends die ihm bisher nothwendige leichte Kleidung zu kühl, und oft selbst am Tage nicht erwärmend genug. Auch wir empfanden zu Vareda sogleich eine Anwandlung von Catharr, der sich indessen bald wieder verlor, so wie wir allmählig an das kühlere Clima uns gewöhnten.

Am 8ten früh Morgens verließ ich Vareda, und setzte meine Reise durch sumpfige, mit Wasser und niedrigem Schilf angefüllte Wiesen, in welchen die Haubenente nistet (*), durch niedrige Waldungen und trockene dürre Weiden oder Trifften fort. Mancherley naturhistorische Neuigkeiten zeigten sich uns; unter diesen nenne ich nur eine neue Art Nachtschwalbe (Caprimulgus (**), hier Criangú genannt, welche am Tage umher

(*) Le Canard à Crête. Azara Voyages etc. Vol. IV. pag. 331.

(**) Caprimulgus diurnus, ein dicker kurzer Vogel mit großem Kopfe; Weibchen 10 Zoll 2 Linien lang, 27 Zoll breit; Iris kaffeebraun; alle oberen Theile sehr fein niedlich graubraun, rostgelblich und schwarzbraun gemischt; auf dem Kopfe stehen große schwarzbraune Flecken mit breiten rostgelben Rändern, und feingesprengten Pünktchen gemischt; Scapularfedern ähnlich gezeichnet, hier haben die dunkeln Flecken eine Einfassung von feiner rostgelber Zeichnung; über

fliegt, und sich auf den Trifften zwischen den grasenden Rindern und Pferden aufhält. Da wir auf unserer heutigen Tagereise viel Wald und Catinga fanden, so zeigten sich auch viele interessante Gewächse; mancherley Singvögel belebten hier wieder die Gebüsche und unter ihnen zeigte sich uns eine bis jetzt noch nicht gefundene Art von Pirol, der Soffré (Oriolus Jamacaii, Linn.) mit hochorangefarbenen und schwarzbuntem Gefieder, ein Vogel, dessen Gesang durch Mannichfaltigkeit und Abwechslung angenehm unterhält; mehrere dieser prachtvollen Thiere gaben, da sie auf einem grün belaubten Baume saßen, einen herrlichen Anblick. Die Besitzerin einer Fazenda zu Tamburil, einem Dörfchen in einer bergigten Gegend, wo wir gegen Abend eintrafen, Senhora Simoa, nahm uns in ihrem Hause, welches in einem Waldthale am Riacho da Ressaque eine angenehme Lage hat, gastfreundschaftlich auf. Wir wurden hier zwar mit vieler Neugier beschaut, da man noch nie Engländer gesehen zu haben versicherte; dennoch gieng uns nichts ab, und wir wurden für die Nacht mit einigen brasilianischen Reisenden in ein großes Zimmer einquartirt, wo wir unsere Schlafnetze aufhiengen. Als die Nacht anbrach, versammelten sich alle Genossen des Hauses, um, wie dieses hier zu Lande Gebrauch ist, eine Litaney abzusingen; denn in einsam gelegenen Wohnungen oder Fazendas ist gewöhnlich in einem der Wohnzimmer ein Kasten oder ein Schrank aufgestellt, in welchem sich einige Bilder von Heiligen befinden; vor diesen knieen die Bewohner nieder um ihre Andacht zu halten. Von Geistlichen, die mit einem Altar umherziehen, wie sie Koster im Sertam von Seara (*) fand, habe ich hier nicht reden gehört.

dem Auge ein undeutlicher hellgelber Strich; Kinn blaßgelb, graubraun quergestreift; an der Kehle steht ein breiter weißer Querfleck; die fünf vordern Schwungfedern schwarzbraun, aber in ihrer Mitte steht eine weiße Querbinde; Schwanz fein schwarzbraun und hellgelb marmorirt mit neun bis zehen gefleckten schwarzbraunen Querbinden; Unterhals und Oberbrust fein marmorirt, alle übrigen unteren Theile weiß mit blaß graubraunen Querlinien; Mitte des Bauches weiß und ungefleckt.

(*) Siehe Kosters travels etc. p. 85.

Von Tamburil nach den Gränzen von Minas hin durchschneidet man eine rauhe, einförmig mit Catinga bewachsene, etwas bergigte und von Schluchten zerrissene Gegend; man folgt dem Riacho da Ressaque, an welchem anfangs ein sehr angenehmer Weg, im Schatten überhängender, und von schönen Colibris umschwirrter Gebüsche mancherley Art, hinaufführt. Der kleine Bach macht einige Cascaden und verbreitete eine angenehme Kühlung, da die Hitze groß und der Weg zum Theil sehr beschwerlich für unsere Lastthiere war. Dabey vergütete die Mannichfaltigkeit der uns umgebenden Blumen reichlich die kleinen Beschwerden der Reise. Unter den schönen beobachteten Gewächsen nenne ich herrliche Cassia-Stämme, deren große orangefarbene Blumenbüschel den köstlichsten Geruch dufteten (*), schöne violet und roth gefärbte aber geruchlose Passionsblumen (Passiflora), und ein rankendes Gewächs mit hochdunkelrothen Blumen, welches über unseren Häuptern das Gebüsch zu einem Laubengange verflocht (**). Die Gesträuche stachlichter Mimosen von unendlich fein gefiedertem Laube waren uns Reisenden auf den zum Theil unwegsamen Pfaden sehr beschwerlich, indem sie den jetzt von der Sonne ausgetrockneten gelben oder rothen Letten, aus welchem hier die Oberfläche der Erde besteht, überziehen. Sobald man die Bergrücken erstiegen hat, welche einförmig einander überhöhen und durchaus gleichartig mit Catinga oder Carasco (***) bedeckt sind, folgt man schmalen kleinen Wiesen mit mancherley rohrartigen Gräsern angefüllt an dem Flüßchen Ressaque,

(*) Diese Art scheint Cassia mollis, Vahl, zu seyn.

(**) Wahrscheinlich eine neue Ipomœa.

(***) Carasco nennt man die niedrigste Art der Waldungen, oder die letzte Gradation derselben, welche an die großen ausgetrockneten ebenen Heiden oder Campos Geraës gränzt. Sie erreichen eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß, und scheinen aus ziemlich gleichartigen Holzarten zu bestehen; man kann sie mit den in manchen Gegenden von Deutschland vorkommenden Haselhecken oder Haselgebüschen vergleichen, mit welchen sie sehr viel Aehnlichkeit zeigen; da diese Gesträuche sämmtlich abgestorben waren, so konnten die Gewächse nicht bestimmt werden, welche sie bildeten.

und wird überall durch neue Vogelstimmen und Gewächse angenehm unterhalten. Hier fand ich nicht selten das merkwürdige Nest einer noch nicht beschriebenen Vogelart (*), das aus einer großen Menge dürren Holzes zusammengesetzt, schwebend aufgehängt und mit einer kleinen runden Öffnung als Eingang versehen ist; der Vogel pflegt alle Jahre ein neues Nest über das alte zu setzen; so daß ich dergleichen Wohnungen von drey bis vier Fuß Länge an einem dünnen Zweige aufgehängt gefunden habe. Bey der Untersuchung einer dieser luftigen Wohnungen fanden wir dieselbe an ihrem unteren Ende von einer unbekannten Mäuseart (**) bewohnt, während der Vogel selbst den oberen Theil noch im Besitz hatte.

Da, wo der Rasenüberzug die Gebürgsarten dieser Höhen hervorblicken ließ, fand ich Stavrolith in einfachen Crystallen, mit etwas Hornblende im Glimmerschiefer. Die Niederwaldungen oder Carascos, durch welche wir hinauf ritten, standen in dieser ganzen Gegend zu unserer nicht geringen Überraschung ohne Ausnahme völlig entlaubt da, wie unsere europäischen Waldungen im Winter. Bey unserer Ankunft zu Ressaque erhielt ich über diese Erscheinung keinen befriedigenden Aufschluß. Ein verständiger Pflanzer wollte sie daraus erklären, daß etwa vor zwey Jahren im Monat August ein sehr heftiger Frost das Holz getödtet habe, andere hingegen suchten die Ursache in einer

(**) Anabates rufifrons, auf dem Museo zu Berlin unter dem Nahmen des Sylvia rufifrons bekannt. Seine Länge beträgt 6 Zoll 9 Linien; alle oberen Theile haben ein leichtes blasses Graubraun, hier und da ein wenig gelblich überlaufen; Stirn und Scheitel mit schmalen zugespitzten Federn besetzt, welche aber keine eigentliche Haube bilden; Stirn dunkel-rostbraun; über das Auge hin zieht ein undeutlicher blaß weißgraulicher Strich; alle unteren Theile sind blaß graubräunlich weißlich gefärbt; Kehle und Mitte des Bauchs am weißesten; After und Seiten sind stark gelblich überlaufen; Flügel, so wie die oberen Theile im Allgemeinen etwas oliven-graubräunlich überlaufen.

(**) Mus pyrrhorinos, die Catinga-Maus mit sehr langem Schwanze; ihre Größe ist beynahe die der mittleren Haselmaus; Körper fahl graubräunlich gemischt, etwa von der Farbe des Hamsters; Gegend um die Nase, die dünnbehaarten ziemlich großen Ohren, und Schenkel in der Gegend des Schwanzes rothbraun.

besonders großen Trockenheit des Bodens. Ressaque ist der Nahme eines kleinen Ortes, wo drey Familien farbiger Leute auf einer sanften freyen, ringsum von Carasco eingeschlossenen Höhe sich angebaut haben und von Viehzucht leben. Die abgestorbenen Gesträuche, welche ringsumher den Horizont begränzen, geben dieser Gegend einen äußerst einförmigen traurigen Charakter, und nur ein Gebüsch der Agave foetida, so wie einige Orangebäume erheitern die unmittelbare Nachbarschaft der Lehmhütten. Es ließen sich in dieser traurigen Region selbst nur wenige Thiere erblicken, und nur die schwarze violet glänzende Viraboste mit rother Kehle (Tanagra bonariensis) belebte einigermaßen die abgestorbenen Niederwaldungen ringsumher. Man wies uns in einer dieser Hütten unsere Wohnung an, allein ein Schwarm gefährlicher Marimbondos suchte uns diesen Aufenthalt streitig zu machen. Sie waren eben beschäftiget in unserem Zimmer ihr Nest zu erbauen, und niemand war vor ihrem Stachel sicher; selbst unsere in der Nähe der Wohnung weidenden Lastthiere ergriffen die Flucht; nur dadurch, daß wir alle Thüren und Fenster verschlossen, gelang es uns, die ungebetenen Gäste von uns abzuwehren. Gegen Abend zog ein heftiges Gewitter auf und sandte einen wahren Gußregen von dickem Hagel begleitet zur Erde nieder. Meine Leute, welche an der wärmeren Küste nie dergleichen erlebt hatten, hoben höchst überrascht diese durchsichtigen Glaskörner auf und gaben ihr Erstaunen darüber laut zu erkennen.

Ein schmales Wiesenthal zwischen niederen Höhen mit Carasco bedeckt, welches etwa vier Legoas weit nach der Fazenda von Ilha führt, hat einen rauhen eben nicht anziehenden Charakter; denn die niederen einschließenden Gebüsche sind einförmig und zum Theil verdorrt, hohes dürres oder sumpfiges Gras zeigt sich überall und man hat dabey nicht die mindeste Aussicht. Moos und Farrenkräuter wachsen an vielen Stellen. Einige der vorzüglicheren Singvögel von Brasilien, der Canario (Emberiza brasiliensis, Linn.) und der Pintasilgo (Frin-

gilla magellanica) unterhalten den Reisenden durch ihren ziemlich angenehmen Gesang; die Viraboste (Tanagra bonariensis) zeigt sich in kleinen Gesellschaften; unter ihnen kommen höchst selten die älteren Vögel mit rother Brust vor; eine andere Tangara, welche ich nirgends beschrieben finde (*), sitzt stumm auf den höchsten Spitzen der Gesträuche, man findet hier aber besonders mancherley Arten von Fliegenfängern, und die größeren mit ihnen verwandten Arten, welche Buffon Becardes und Tyrans, Azara aber Suiriris genannt hat. Die Becarden kommen hier seltener vor als in den niederen Provinzen (**). Die Gegend flächt sich bis Ilha immer mehr ab, und das Gesträuch vermindert sich in demselben Grade, bis man in eine neue Welt, in die weite Ansicht der Campos Geraës tritt. So weit das Auge reicht, dehnen sich daselbst offene waldlose Ebenen oder sanft abgerundete Höhen und Rücken aus, welche mit hohem trockenem Grase und einzeln zerstreuten Gesträuchen bedeckt sind. In diesen weiten Campos, welche sich bis zum Rio S. Francisco bis Pernambucco, Goyaz und weiter ausdehnen, laufen in verschiedenen Richtungen die Thaleinschnitte, in

(*) Tanagra capistrata: 6 Zoll 10 Linien lang, 9 Zoll 8 Linien breit. Gestalt ziemlich die eines Dompfaffen (Pyrrhula); Zügel und Einfassung des Unterkiefers schwarz; Backen und vordere Hälfte des Scheitels hell graubräunlich fahl; Kehle, Unterhals, Brust und Oberbauch fahl gelbröthlich, alle oberen Theile aschgraublau.

(**) Die beyden gemeinsten Arten derselben hat man gewöhnlich verwechselt, und selbst Sonnini ist in diesen Irrthum verfallen. Die beyden Vögel, der Lanius Pitangua des Linné und der Sulphuratus sind einander im höchsten Grade ähnlich, wie dergleichen Wiederholungen der thierischen Formen überhaupt in Brasilien sehr häufig vorkommen. Beyde Vögel sind aber durch den Bau ihres Schnabels gar nicht zu verwechseln, indem derjenige, dessen Stimme Bentivi! oder Tictivi! beständig gehört wird, den dünneren schlankeren Schnabel, der andere hingegen, welcher deutlich Gnei! Gnei! ruft, einen bauchichten Schnabel trägt. Sonnini irrt, wenn er sagt: Azara's Nei-Nei rufe in Cayenne Tictivi! welches, wie gesagt, die Stimme des Pitangua ist, ein Irrthum, welchen auch Vieillot in seiner Naturgeschichte der nordamerikanischen Vögel begeht. Er sagt T. I. p. 78. der Tictivi rufe auch zuweilen Gnei-Gnei! welches die Stimme der andern Art (Lanius sulphuratus Linn.) ist, wie denn Azara diese beyden in Brasilien höchst häufig vorkommenden Vögel nach ihrer Stimme und Gestalt vorzüglich richtig unterschieden hat.

welchen die Flüsse entspringen, die von diesem erhöheten Rücken herab dem Meere zufließen. Unter ihnen ist besonders der Rio S. Francisco zu bemerken. Er entspringt in der Serra da Canastra, welche man als die Gränze zwischen den Capitanien von Minas Geraës und von Goyaz ansehen kann. In den Thälern, welche diese weiten nackten Rücken und Flächen durchkreuzen, findet man die Ufer der Flüsse und Bäche von Waldungen eingefaßt, auch befinden sich noch besonders in den Vertiefungen verborgen hier oder da einzelne Gebüsche, besonders je mehr man sich den Gränzen von Minas Geraës nähert, und diese Art der Bewaldung ist zum Theil einer der eigenthümlichen Charakterzüge dieser offenen Gegenden. Oft glaubt man eine anhaltende Fläche vor sich zu haben und steht plötzlich an einem schmalen, steil eingeschnittenen Thale, hört in der Tiefe einen Bach rauschen und sieht auf die Gipfel der Waldbäume nieder, welche, von mannichfaltigen Blumen verschieden gefärbt, seine Ufer einfassen. Es herrschen hier bey meist bedecktem Himmel in der kalten Zeit beständige Winde, und in den trockenen Monaten eine brennende drückende Hitze; dabey ist alles Gras vertrocknet, der Boden glühend heiß, und Mangel an trinkbarem Wasser. Aus dem Gesagten geht hervor, daß diese Campos Geraës des östlichen Brasiliens, obgleich auch waldlos und größtentheils eben, dennoch sehr verschieden von den Steppen sind, deren Vergleichung in der alten und neuen Welt wir auf eine so anziehende Art von Herrn von Humboldt geschildert lesen (*); denn die Llanos oder die nördliche Steppe am Orinoco und die Pampas von Buenos Ayres sind schon den Campos Geraës sehr unähnlich, um so mehr die Steppen der alten Welt. Sie sind nicht völlig eben, sondern mit sanften Höhen und abgeflächten Rücken abwechselnd, daher ist ihr Anblick einförmig und todt, besonders in der Zeit der Trockenheit. Dennoch sind sie nie so nackt wie die Llanos

(*) Ansichten der Natur, Band. I Seite 1. und Voyage au Nouveau Continent etc. T. II. pag. 147, 148 und 149, so wie in der Note.

und Pampas, und noch weniger als die Steppen der alten Welt, denn überall überzieht ein Gras dieselben, welches oft hoch aufschießt, und niedere Gesträuche bedecken gewöhnlich die sanfteren Gründe, auch zuweilen ganze Flächen, daher vermißt man hier mehr die dort so heftige Wirkung der Sonnenstrahlen, und es fehlen folglich die trockenen heißen Sandwinde der Llanos, der afrikanischen und asiatischen Steppen, die eine große Beschwerde für die Reisenden in jenen Gegenden sind. Hat man von der Küste aus diese erste Gradation der Höhe des inneren Brasiliens erstiegen, welche in der von mir besuchten Gegend nicht bedeutend hoch ist, indem daselbst kein Schnee fällt und nur selten Fröste und Hagel sich zeigen, auch ein großer Theil der Bäume zu allen Zeiten des Jahres das Laub behält, welches weiter nach Westen an einigen höheren Punkten schon anders ist, und wandert auf diesen Campos Geraës nach den höheren Gegenden derselben fort, so erreicht man alsdann die Gebürgsketten, welche über dieselben sich hinziehen, die indessen mit den Cordilleren des spanischen Amerika nicht zu vergleichen sind, und weder Schneekuppen noch Vulkane haben. Herr von Eschwege hat uns von den höheren Serras in Minas Geraës Nachricht gegeben, und von Humboldt erklärt die Verbindung der Gebürgsketten des spanischen und des portugiesischen Amerikas (*). Blos in Rücksicht ihrer belebten Schöpfung kommen die waldlosen Regionen von Süd-Amerika mit einander überein, und sie unterscheiden sich dadurch besonders von den Steppen der alten Welt, daß alle ihre verschiedenen Urvölker zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer, Jäger auf der untersten Stufe der Cultur, die der alten Welt hingegen Nomaden waren, ein Zustand, der in Amerika gar nicht existirt hat.

Von der Fazenda zu Ilha aus erreichte ich nach einem Wege von 1½ Legoa bey dem Quartel Geral zu Valo die

(*) Voyage au Nouveau Continent etc. Tom. II. pag. 153.

Capitania von Minas Geraës. Der Weg dahin führt durch mit hohem verdorrtem Grase bewachsene Ebenen, in welchen man hier und da einzelne vom Winde niedergehaltene Bäume und zerstreut stehende Gebüsche erblickt. Hier zeigten sich mancherley neue Vögel, unter andern der Fliegenfänger mit langem Gabelschwanze (Muscicapa Tyrannus, Linn.), der wegen seiner langen unbehülflichen Ruderfedern nur einen sehr schlechten Flug hat, und andere Arten desselben Geschlechtes. Von Blitzen umleuchtet erreichte ich Valo, ein schlechtes Haus von Letten, wo sich ein Posten von einem Furiel (Furier) und zwey Soldaten befindet, welche von dem Fähndrich hierher gesendet werden, der seinen Posten zu Arrayal do Rio Pardo hat. Sie sind bestimmt, zu Verhinderung jedes Unterschleifes alle aus- und einziehenden Reisenden zu visitiren, und jetzt das spanische Geld (Cruzados) gegen portugiesisches einzuwechseln, wobey die Regierung gewinnt. Obgleich das Haus zu Valo uns nicht einmal gegen den eindringenden Regen schützte, so beschloß ich dennoch einige Zeit hier zuzubringen, um die Campos Geraës näher kennen zu lernen.

Es war gerade um das Ende der Regenzeit, als ich mich hier aufhielt; auch herrschte schon eine ziemliche Trockenheit mit vielem Winde, und abwechselnd traten heftige Gewitter und kleine Regenschauer ein. Die Witterung war für uns, die wir während des Aufenthalts an der Küste an ein ganz anderes Clima gewöhnt waren, sehr unangenehm kalt und rauh. Früh Morgens bey Nebel stand das Thermometer von Reaumur auf 14°, und bey trockenem Wetter und schwachen Sonnenblicken oder bedecktem Himmel und Wind am Mittage auf 19½°. Diese Temperatur, so wie die gänzliche Abwesenheit der Moskiten erinnerte uns lebhaft an das Vaterland, und veranlaßte uns andere Kleidungsstücke anzulegen. Auch fanden wir es zuträglich, uns stark zu bewegen, daher wurden Excursionen in allen Richtungen dieser einsam rauhen Gegend unternommen. Wir fanden in diesen Campos Geraës, da wo sie an den Ser-

tam von Bahia gränzen, einzelne zerstreute, jedoch bedeutend von einander entfernt liegende Fazendas oder Wohnungen, wo man Mays und andere Gewächse pflanzt; Viehzucht bleibt aber immer der Haupterwerbszweig der Bewohner, obgleich die Anzahl des Rindviehes in diesen Gegenden gegen die ungeheuere Anzahl desselben in den Llanos gar nicht in Vergleichung zu bringen ist (*). Das Vieh giebt wegen der trockenen Weide wenig Milch, so daß man dies dem Deutschen erfreuliche Labsal kaum zu Kauf erhalten konnte. Pferde werden hier viele gezogen, auch sind alle hiesige Einwohner, wenn sie sich von Hause entfernen, immer zu Pferde, und selten sieht man einen Fußgänger. Die rehlederne Kleidung der Vaqueiros ist deswegen hier auch allgemein. Das weibliche Geschlecht trägt runde Filzhüte und ist eben so an das Reiten gewöhnt, wie das männliche. Um die Rehfelle recht geschmeidig zu machen, reibt man sie, nachdem sie gegerbt sind, mit Ochsenhirn ein; auf diese Art gerben auch die Wilden in Nord-Amerika ihre Thierfelle. Man behauptet indessen im Sertam, daß dergleichen Häute zwar sehr geschmeidig seyen, aber nicht länger als ein Jahr ausdauern; um ihnen eine größere Haltbarkeit zu geben, reibt man sie deshalb zuerst mit Talg und alsdann mit Hirn.

Der Handel von Minas nach Bahia wird hier auf verschiedenen Straßen betrieben. Große Tropas von 60 bis 80 und mehreren Maulthieren ziehen ab und zu, um die verschiedenen Waaren zu transportiren, wozu vorzüglich Salz gehört, an welchem in Minas Mangel ist. Sie laden zu Valo ab, um sich visitiren zu lassen, und folgen dann gewöhnlich der Straße am Rio Gavião hinab. Der Anblick einer solchen Tropa, wie ihn (in der 4to Ausgabe) die Vignette des 7ten Abschnittes dieses 2ten Theiles der Reisebeschreibung giebt, ist interessant, da er diese Campos Geraës charakterisirt. Sieben Thiere bilden eine Lot, und werden von einem Manne getrie-

(*) Alex. v. Humboldt Voyage au Nouveau Continent etc. T. II. 17tes Capitel.

ben, beladen, und gefüttert. Der erste Esel des ganzen Zuges hat eine bunt verzierte mit vielen Glocken behangene Halfter. Dem Zuge voran reitet der Herr der Tropa mit einigen Theilnehmern oder Gehülfen zur Seite, sämmtlich mit langen Degen bewaffnet, mit hohen braunledernen Stiefeln, und einem großen weißgrauen Filzhute bekleidet. Solche Züge unterbrechen zuweilen die todte Einförmigkeit dieser Campos.

Man trifft in diesen Gegenden wenig Menschen; desto reicher ist die thierische und vegetabilische Schöpfung, so daß man die rohen Bewohner darüber wohl vergessen kann. Wirklich ist die Natur dieser Campos Geraës von der der niederen Küstenregion so sehr verschieden, daß der Naturforscher hier lange Beschäftigung findet, wenn er die erforderliche Zeit darauf verwendet; manche dieser zerstreuten Naturmerkwürdigkeiten werden nur gelegentlich und daher nach und nach gefunden, und von den Bewohnern des Landes, den rohen, indolenten, und mit ihrer Viehzucht einzig beschäftigten Vaqueiros darf er keine Unterstützung erwarten; selbst zur Jagd kann man ihre Hülfe für Geld nur mit Mühe erlangen. Weit noch von jedem Anspruch auf den Nahmen gebildeter Menschen entfernt, sehen sie das Studium der Naturgeschichte und die damit verbundenen Arbeiten, als eine alberne kindische Beschäftigung an. Man erhielt hier nichts, was man nicht selbst auffand oder erjagte; deshalb waren meine Jäger unermüdet beschäftigt.

Die Zahl der Quadrupeden ist hier geringer als in den niederen Waldgegenden. Man findet indessen im Campo Geral eine Hirschart, die man Veado campeiro (*) nennt, wahrscheinlich der Cervus mexicanus der Naturforscher, welche die Größe unseres Rehbocks erreicht, ein dreyzackiges Gehörn trägt, geschwänzt und rothbraun gefärbt ist. Diese Thiere ziehen die offenen Campos dem Walde vor, und entfliehen mit gewaltigen

(*) Der Guazuti des Azara. Auch v. Humboldt Matacani in den Llanos von Calabozo gehört ohne Zweifel hierher; denn auch Azara merkt eine weiße Spielart unter diesen Hirschen an.

Sprüngen, wenn sie den Feind bemerken. Sie sind nicht leicht zu schießen, insbesondere muß man den Wind wohl beobachten, wenn man sie in den Schuß bekommen will. Man benutzt Fleisch und Fell dieser Thiere. Folgt man dem Campo noch weiter hinein bis zu den Quellen des Rio S. Francisco, so findet man, besonders in der Serra da Canastra und in anderen großen Waldungen, die große Hirschart, welche ein Gehörn trägt, das fünf und mehrere Spitzen an jeder Stange bildet, und welche hier Veado Galhero oder Çuçuapara genannt wird; sie ist wahrscheinlich identisch mit dem Guazupucu des Azara. In den Thalwäldern leben das Veado Mateiro und Catingeiro (*), welche beyde mit Hunden gejagt und wie die andern Arten benutzt werden. Von dem großen Hirsch, welchen ich jedoch nicht gesehen habe, erzählt man, daß er angeschossen, wohl auf den Jäger losgehe, was auch unsere europäischen Brunfthirsche öfters thun. Jedoch rühmt man hier dieser brasilianischen Thierart nicht den großen Verstand nach, welcher in einem neuerlich über Brasilien erschienenem Werke, unserem europäischen Hirsche zugeschrieben wird (**): daß er nämlich, wenn er verwundet worden, heilende Kräuter aufzufinden wisse, und sie in die Wunde stecke. Schwerlich dürften unsere deutschen Jäger Beyspiele eines solchen Verstandes oder verständigen Instinkts jemals bey den Thieren beobachtet haben. Nächst den Hirscharten bewohnt der Guára oder Lobo (***) diese offenen Gegenden. Er scheint in dem größten Theile von Südamerika in den von Waldungen entblößten Gegenden gemein zu seyn; daher hat ihn Cuvier mit Recht für den Canis mexicanus erkannt; passender jedoch dürfte es seyn, ihn nach seinem Aufenthalt im Campo zu benennen, wodurch er vollkommen charakterisirt wird. Man hat ihn auch Ursus cancrivorus benannt, er hat aber mit dem Bären nichts gemein; mit größerem Rechte dagegen kommt

(*) Guazupita und Guazubira des Azara.

(**) S. v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft I. S. 202 in der Note.

(***) Der Aguara-Guazu des Azara.

dieser Nahme dem süd-amerikanischen Lotor oder Procyon zu, welcher in der Nähe der Ostküste die Mangue-Gebüsche bewohnt, und daselbst unter dem Nahmen des Guassini (Guaxinim) bekannt ist. Der Guará oder rothe Wolf ist indessen hier zu Valo noch selten; etwas weiter nach Minas hinein aber häufig. Alle Bewohner haben mich einstimmig versichert, daß er sich nie an lebendigem Raube vergreife.

Die Wälder und Gebüsche, besonders die der Thaleinschnitte, bewohnt als eine Eigenheit dieser Gegend, der schwarze Guariba (Mycetes), wahrscheinlich der Caraya des Azara. Das männliche Thier hat ein schön kohlschwarz langbehaartes Fell, das des weiblichen hingegen ist blaß graugelblich fahl, eine auffallende Verschiedenheit, die sonst unter den Affen selten gefunden wird. Dem Männchen stellt man seines schönen schwarzen Felles wegen, das zu Satteldecken verarbeitet wird, sehr eifrig nach, daher findet man jetzt die weiblichen Thiere häufiger als die männlichen. Von Mycetes Belzebul scheint sich die genannte Art besonders durch die verschiedene Färbung beyder Geschlechter zu unterscheiden; denn bey jenem ist auch das Weibchen schwarzbraun. Diese Affen, da sie nur die Catingas bewohnen, kann man indessen nicht eigentlich als Thiere des Campo betrachten, dagegen gehört hierher noch mit vollem Rechte der große Ameisenbär (Myrmecophaga jubata, Linn.), der Tamandua Bandeira oder Cavallo der Brasilianer, der außerordentlich häufig angetroffen wird. Die Menge der Termitengebäude, welche in sehr abgeflächter Gestalt überall auf dem Campo dergestalt verbreitet sind, daß man je 10 oder 20 Schritte von einander entfernt eines derselben findet, bieten ihm eine sehr reichhaltige Nahrung dar; er scharrt mit seinen großen Klauen Löcher in diese Gebäude, in welche nachher kleine Eulen ihre Nester anlegen.

Unter den naturhistorischen Bekanntschaften, welche ich hier zu machen Gelegenheit fand, war indessen die des amerikanischen Straußes oder Ema (Rhea americana) vom lebhaftesten

Interesse für mich. Dieser größte Vogel der neuen Welt zeigt sich in den Campos Geraës, da er selten gejagt wird, sehr zahlreich. Hier in der Gegend von Valo zog jetzt ein weiblicher Vogel mit 14 Jungen, die vor etwa sechs Monaten ausgebrütet worden, umher. Niemand hatte ihn beunruhigt, bis wir raubsüchtige Europäer anlangten, und sogleich Anschläge auf sein Leben machten. Da diese Vögel sehr scheu und vorsichtig sind, auch den Jäger in weiter Ferne wittern, so muß man mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, um ihrer habhaft zu werden. Ein Pferd wird im Laufe von ihnen ermüdet, da sie nie geradeaus, sondern in vielen Wiedergängen entfliehen. Bey der ersten Erscheinung des Ema mit seinen vierzehn mehr als halberwachsenen Jungen, welche wir mehrere Tage vergeblich erwartet hatten, legten sich drey meiner Jäger sogleich ins Versteck, und ließen sich die stolzen Vögel zutreiben, die aber diesmal zu klug waren und sich nicht überlisten ließen. Zufällig erschien ein berittener und bewaffneter Vaqueiro, welcher ein guter Jäger war; dieser unternahm es sogleich mir einen solchen Vogel zu verschaffen. Er verfolgte die Schaar der Emas zuerst langsam, dann in vollem Galopp, und hielt sie öfters durch Vorgreifen um, worauf es ihm glückte die Bande zu trennen, und, indem er schnell vom Pferde sprang, einen der Jungen zu erlegen. Ein gut angebrachter Schuß von groben Schroten tödtet den größten Ema sogleich. Wir wiederholten diese Art von Jagd häufig, und es glückte einem meiner Jäger, dem man drey dieser Thiere zugetrieben hatte, einen alten Vogel zu erlegen. Dieser ausgewachsene Ema, es war ein Weibchen, maß in der Länge von der Spitze des Schnabels bis zum Schwanzende 4 Fuß 5 Zoll des alten Pariser Maßes, und klafterte in der Breite 7 Fuß; sein Gewicht war 56 ½ Pfund. In seinen muskulösen Magen fand ich kleine Cocosnüsse und andere sehr harte Früchte, auch vielerley Grünes, Überreste von Schlangen, Heuschrecken (Gryllus) und anderen Insekten. Das Fleisch des Ema hat einen etwas unangenehmen Geruch,

und wird daher nicht gegessen, soll aber die Hunde sehr fett machen. Aus der gegerbten und schwarz gefärbten Haut werden hier zu Lande Beinkleider verfertigt, an welchen die Narben der Federn sichtbar bleiben. Die Haut des langen Halses benutzt man zu Geldbeuteln, die großen weiß gefärbten Eyer, wenn sie in der Mitte durchschnitten werden, als Cuias oder Schüsselchen, und die Federn zu Wedeln.

In Gesellschaft des amerikanischen Straußes oder Ema, lebt in allen diesen Campos ein anderer sehr schneller Laufvogel, der Çeriema (*) (Dicholophus cristatus, Illiger), dessen laute hellklingende Stimme wir überall vernahmen; sie besteht in vielen, kurz hintereinander wiederholten, von der Höhe zur Tiefe herabfallenden Tönen. Oft sahen wir diese vorsichtigen Thiere paarweise gleich Putern umherlaufen, aber nie wollte es uns gelingen einen derselben zu erlegen. Ich hatte diese Jagd mit der Flinte lange Zeit vergebens versucht, bis eines Tages ein gefälliger Pflanzer aus der Nachbarschaft bey mir eintraf, welcher einen raschen Schimmelhengst ritt. Er erfuhr zufällig meinen Wunsch diesen Vogel näher kennen zu lernen, und versprach mir sogleich zu zeigen, wie man sich dieser Thiere bemeistern müsse. Nun ritt er in dem trockenen Grase nach der Gegend hin, wo man die Stimme dieser Vögel vernahm, und setzte, als er dieselben ins Auge bekam, seinen Hengst in einen raschen Trab. Die Jagd gieng auf diese Art unermüdet über sanfte Höhen und weite Ebenen fort, und bestand hauptsächlich in der Kunst, den schnell laufenden Vogel immer von den Gebüschen abzuhalten. Mit ungeduldigem Blicke verfolgten wir von unserer Wohnung aus den unaufhörlich trabenden Vaqueiro, bis endlich der Vogel ermüdet war. Er fliegt alsdann etwa 300 Schritte weit über der Erde hinschwebend fort, seine

(*) Palamedea cristata, Linn. — Cariama Marcgrave pag. 81. — Azara scheint einen jungen Vogel beschrieben zu haben, welches die Färbung beweißt, die er für die Iris und den Schnabel angiebt; indem die erstern bey alten Vögeln immer perlfarben weiß, der letztere aber zinnoberroth gefärbt ist.

schwachen Flügel versagen aber bald ihren Dienst, und nun ist der Jäger seiner Beute gewiß. Der Vogel fußt entweder auf einen niederen Baum, oder drückt sich platt an die Erde nieder; im ersteren Fall wird er herabgeschossen und im andern lebendig ergriffen. Das letztere glückte unserem Vaqueiro, er stieg vom Pferde, und überbrachte mir, zu unserer aller Freude den schönen Çeriema lebendig.

Dieser interessante Vogel, von dem man im 13ten Bande der Annales du Museum d'histoire naturelle de Paris die beste, dennoch aber nicht ganz getroffene Abbildung findet, scheint für Amerika das zu seyn, was der Sekretär (Gypogeranus africanus) für Afrika ist; beyde haben in ihrer Körperbildung, wie in ihrer Lebensart viel Ähnlichkeit. Der Çeriema ist ausgezeichnet durch einen Büschel schmaler verlängerter Federn, welche über der Nase aufgerichtet stehen; sein Hals ist mit langen schönen Federn bedeckt, die er nach Art unserer Rohrdommeln (Ardea stellaris, Linn.) aufbläht, dabey hat sein Schnabel eine lebhafte zinnoberrothe Farbe. Seine Flügel sind kurz und schwach, dagegen sind die langen Füße desto besser zum Laufen eingerichtet. Das Fleisch, dem Hühnerfleische an Geschmack ähnlich, wird sehr geschätzt, dennoch wird er deshalb nicht gejagt. Meine Jäger, welche diesen Vögeln besonders eifrig nachstellten, fanden am Ende des Februars auf einem niederen Baume im Campo ein Nest derselben. Es war aus Reisern erbaut, mit Letten bedeckt und enthielt zwey junge Vögel. Um die alten bey dieser Gelegenheit zu erhaschen, verbargen sie sich in der Nähe dieses Baumes, allein die schlauen Vögel ließen sich nicht hintergehen. Außer diesen haben die großen Campos des inneren Brasiliens noch manche interessante Arten von Vögeln, unter andern den großen Tucan (Ramphastos Toco, Linn.), eine große Menge von Fliegenvögeln (Trochilus), mancherley Tangaras (Tanagra) und verschiedene bisher den Naturforschern noch unbekannte Arten, zum Beyspiel

den blauen weißschwänzigen Häher (*), den gehörnten Fliegenvogel (**), den Fliegenvogel mit dem violetten Halsbande (†), die gelbröthliche Drossel (††), welche ein sonderbares künstliches

(*) Corvus cyanoleucus; 13 Zoll 5 Linien lang, 22 Zoll 4 Linien breit; an der Stirn ein Busch von schmalen, 9 1/2 Linien langen, rückwärts gekrümmten Federn, welche sich von allen übrigen des Scheitels sehr auszeichnen; Kopf, Hals und Brust schwarz, am Oberhals und dessen Seiten schön blaß indigo-blau überlaufen; Seiten des Unterhalses, Rücken, Unterrücken, Flügel und Wurzelhälfte des Schwanzes vom schönsten ungemischten Indigoblau; Brust, alle unteren Theile und die Spitzenhälfte der Schwanzfedern sind rein schneeweiß. — Er wird im Lande Piom-Piom genannt.

(**) Trochilus cornutus: eine Zierde dieses vorzüglich schönen beliebten Geschlechts; Männchen 4 Zoll 5 Linien lang, 4 Zoll 5 bis 6 Linien breit; Schnabel gerade, und 6 1/3 Linien lang; Schwanz lang und schmal keilförmig zugespitzt; die beyden mittleren Federn sind 3 Linien länger als die nebenstehenden, diese wieder um beynahe 8 1/2 Linien als die nächstfolgenden; Scheitel und ganzes Gesicht mit prachtvoll dunkelblauen festen Schillerfedern bedeckt, sie sind über jedem Auge an 4 Linien lang, und bilden daher auf jeder Seite des Kopfs einen zugespitzten Federzopf, welcher prachtvoll violett, feuerroth und grün im Lichte schillert; der übrige Scheitel ist dunkelblau, nach dem Lichte lebhaft blaugrün, stahlblau, himmelblau und ultramarinblau schillernd. Kinn, Kehle, Seiten des Kopfs bis zum Ohr sind dunkelblauschwarz, aber mit gewöhnlichen nicht schillernden Federn bedeckt, welche aber in der Mitte der Kehle beynahe 6 Linien lang sind, und hier einen spitzigen Federzopf oder Bart bilden, welcher über die milchweißen Federn des Unterhalses herab liegt, und von ihnen auf das netteste gehoben wird. Der ganze Unterhals von der blauen Kehle an so wie alle unteren Theile und der Schwanz sind milchweiß; Seiten der Brust kupfergrün; Hinterkopf und alle oberen Theile goldglänzend kupfergrün, eben so die inneren und äußeren Deckfedern der Flügel, und die zwey langen mittleren Schwanzfedern; die beyden schönen Federbüschel oder Hörner des Vorderkopfs bestehen ein jedes aus 6 größeren hintereinander gestellten Federn; ihre Spitze ist goldgrün, die Mitte goldfarben, und die Wurzel feurig kupferroth. — Ich beschrieb diesen neuen Fliegenvogel etwas weitläuftiger, weil er ganz vorzüglich schön ist.

(†) Trochilus petasophorus: 4 Zoll 10 1/2 Linien lang, 6 Zoll 8 Linien breit; Schnabel nur sehr wenig gekrümmt; Schwanz abgerundet mit breiten starken Federn; ganzes Gefieder schön goldglänzend-grün, die Schwanzfedern mit dunkelblauen etwas violetschillernden Spitzen; Kehle grün, nach dem Lichte in verschiedenen Schattirungen schillernd; Unterhals, Brust und Oberbauch grün, schön blau schillernd; Bauch etwas weißlich gemischt; vom Mundwinkel zieht ein schön dunkelblau schillender Streif bis zum Ohr und von hier bis in den Nacken; unter dem Ohre befindet sich ein schöner Busch breiter, abgerundeter fester Metallglanz-Federn, welche prachtvoll violett glänzen und schillern, er ist im Nacken unterbrochen. After, Steiß und untere Schwanzdeckfedern sind rein weiß.

(††) Turdus figulus. Mus. Berol.

Nest von Letten erbaut, und von den Bewohnern deshalb Joâo de Barro genannt wird, der Fink mit zugespitztem schwarzem Federbusche (*) und die Eule des Campo (**), welche in die Termitengebäude auf der Erde ihr Nest anlegt. Der große Tucan, dessen colossaler rother Schnabel von den Mineiros zuweilen zu Pulverhörnern verarbeitet wird, fand sich besonders da ein, wo in der Nähe der Wohnungen Goyava-Bäume (Psidium pyriferum) angepflanzt waren, allein er war äußerst schwer zu schießen.

Ich fand zu Valo einen Unterofficier (Furiel,) welcher etwas gebildet war, und mir über sein Vaterland manche Nachricht gab; er war einer der beyden Soldaten, welche den Engländer Mawe auf seiner Reise nach Tejuco begleitet hatten. Einzig und allein auf seine Gesellschaft eingeschränkt, verlebte ich hier acht Tage bey sehr rauhem unangenehmen Wetter, alsdann aber erheiterte sich der Himmel, der Thermometer stieg bedeutend, und es trat starke Hitze ein. Am Mittage stieg der Thermometer in wenig Minuten in der Sonne auf 30 ½° Reaumur, während er sich im Schatten eines offenen von der offenen Luft getroffenen Hauses auf 20° erhielt. Die Hitze war

(*) Fringilla ornata: 4 Zoll 7 Linien lang, 6 Zoll 11 ½ Linien breit; Scheitel mit einem hohen Federbusche von schmalen, mit den Spitzen rückwärts gekrümmten, über 8 Linien hohen Federn; sie sind schwarz, so wie die Einfassung des Schnabels, Kinn, Kehle, Mitte des Unterhalses, der Brust und des Bauches. — Seiten des Kopfs und der Kehle weiß; Seiten des Halses und aller unteren Theile so wie Bauch, After und Steiß fahl gelbröthlich; Hinterkopf und Nacken weißlich grau; alle oberen Theile aschgrau; große Flügeldeckfedern und obere Schwanzdeckfedern weiß, erstere hell aschgrau gemischt; Wurzel der vierten und fünften Schwungfeder weiß, daher ein weißes Fleckchen auf dem Flügel entsteht; Schwanz an der Wurzelhälfte weiß, die beyden mittleren Federn beynahe gänzlich graubraun, die übrigen mit schwarzer Spitzenhälfte und einem kleinen schwarzen Strich an der äußeren Fahne aufwärts. Das Weibchen ist einfach unansehnlich graulich oder gelblich und bräunlich gezeichnet, trägt keinen Federbusch, hat aber auch den an der Wurzel weißen Schwanz.

(**) Strix cunicularia. Molina Naturgeschichte von Chili pag. 233. — Azara Voyages etc. Vol. III. pag. 123. Diese Eulen sind sehr gemein im Campo Geral, und nisten in die von den Gürtel- und anderen Thieren in die Termitengebäude gegrabenen Höhlen.

hier um so drückender, als man wegen des gänzlichen Mangels an Wäldern und Bäumen den ganzen Tag hindurch den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist. Überall waren Gras und Gewächse in wenigen Tagen wie verbrannt, und die Maulthiere fanden wenig Nahrung. Die Emas, die sich bisher bey dem schlechten Wetter wenig gezeigt hatten, erschienen nun, Alt und Jung häufig, und so erhielt ich noch einen dritten dieser Vögel, der so schwer war, daß er von einem Manne nicht getragen werden konnte, und dessen Zubereitung für die Sammlung meine Leute einen ganzen Tag hindurch anhaltend beschäftigte.

Eine nicht unbedeutende Ausbeute gaben uns nebenher auch unsere botanischen Excursionen. Wir fanden mancherley uns neue Gewächse, unter andern sehr niedrige schöne Mimosen, welche mit weiß und rosenrothen, und eine andere mit scharlachrothen Büscheln von Staubfäden geziert waren, allein getäuscht sah ich meine Hoffnung, den einzigen unsern europäischen Fichten ähnlichen Baum von Brasilien, die Araucaria hier anzutreffen, welche übrigens in Minas und in anderen Theilen des hohen inneren Landes gefunden wird (*). Die niedrigen blühenden Gesträuche des Campo waren, wie gesagt, von einer großen Menge von Colibris und Fliegenvögeln umschwärmt. Von diesen niedlichen Thieren hat man geglaubt, daß sie blos von dem Honig der Blumen lebten; allein schon Doctor Brandes, der Übersetzer von Molina's Naturgeschichte von Chili, fand in ihrem Magen Insektenreste, und die Sache verhält sich auch vollkommen so.

Nachdem ich mich eine Zeit lang an den Gränzen von Minas aufgehalten hatte, fühlte ich mich wegen einer durch das Clima erzeugten Unpäßlichkeit, welche durch Vernachläßigung ernsthafter hätte werden können, genöthigt, das weitere Vordringen in jene Provinz aufzugeben. Unbedeutende Unpäßlichkeiten, besonders Wunden, und selbst Hautkrankheiten neh-

(*) Siehe J. Mawe's travels etc. pag 273 u. a. a. O.

men in diesem warmen Clima bey Vernachläßigung leicht einen übelen Charakter an. Viele Bewohner dieser Gegend, welche bey Anlegung der Waldstraße von Ilhéos gebraucht worden waren, haben von hartnäckigen, zum Theil langsam geheilten Wunden oder Hautkrankheiten noch die Spuren und Narben, ja nach zwey Jahren noch offene Wunden an ihrem Körper. Die schlechten gesalzenen Nahrungsmittel tragen nicht wenig zur Verderbniß der Säfte bey, die sich in bösartigen Geschwüren offenbart (*), und die Vermischung der verschiedenen Menschenracen in diesem Welttheile, wo die Volksmenge aus Blendlingen der weißen, rothen und schwarzen Race besteht, soll mancherley neue Krankheiten erzeugt haben, die man vorher nicht kannte (**).

Ich will bey Gelegenheit dieser Campos Geraës einige Worte über das Clima, und über die Schilderungen folgen lassen, welche wir von diesem Lande besitzen.

Ungeachtet des Gesagten, daß nämlich die heißen Länder durch mancherley Krankheiten, besonders dem Ausländer gefährlich sind, so vermißt man daselbst andere den gemäßigten und kalten Theilen unserer Erde eigenthümliche, und hierhin gehören besonders Brustbeschwerden, Gicht und dergleichen, woran man hier weit weniger leiden soll. Brasilien hat durch seine bedeutende Ausdehnung vom Äquator bis zum 35° südlicher Breite, eine sehr verschiedene Temperatur, und es ist vorzugsweise die Region, von welcher diese Reisebeschreibung handelt, sowohl vom Clima als durch den Boden vorzüglich begünstigt. Fruchtbar kann man dieses Land größtentheils nennen, denn Wärme und Feuchtigkeit sind in seinen meisten Provinzen in dem richtigsten Verhältnisse vereinigt. Nur die höheren Gegenden haben in der heißen Zeit zum Theil Wassermangel, doch ersetzt alsdann der Thau einigermaßen dieses nöthige Bedürfniß, ohne

(*) Siehe SOUTHEY history of Brazil Vol. I. p. 328. und Piso von den Krankheiten.

(**) Ibid. pag. 327.

daß jedoch in jenen Gegenden Zeiten der Austrocknung vermieden werden können, die einen großen Theil des Viehstandes hinwegraffen. In dieser trockenen heißen Hälfte des Jahres regnet es nicht, die Erde berstet von Hitze und Trockenheit, und man hat am Morgen und Abend selbst nur wenige Erholung, indem der Wechsel dieser bey uns so angenehmen Stunden der Kühlung zu schnell geschieht. Da Tag und Nacht einander ziemlich gleich sind, so hat man lange Nächte, die gewöhnlich schon bald nach 7 Uhr eintreten. In den niederen und ebenen Küstenländern von Brasilien ist alles ganz anders; dort lebt man in der heißen Zeit weit angenehmer, weil Lüfte, Gewässer und hohe Wälder überall Linderung geben, und in den kalten Monaten bleibt ebenfalls stets eine angenehmere Temperatur; es friert nie und ich habe den Thermometer nie unter 13° Reaumur gefunden, dabey beobachtete ich in der heißen Zeit im Schatten nie viel über 30°, woraus für das ganze Jahr eine sehr gleiche angenehme Temperatur hervorgeht, die in der kalten Zeit unserem schönsten Frühjahr etwa gleich kommt, wo auch Blumen und Früchte gefunden werden. Nicht in der kalten Zeit, sondern gerade dann, wenn die Periode der Hitze und Trockenheit ihren höchsten Grad erreicht hat, pflegen sich die heftigen Gewitter einzustellen, alsdann wird die lechzende Erde mit unendlich fruchtbaren Regen getränkt und neu belebt, sichtbar erhebt sich nach einigen Wochen dieser abwechselnden heftigen Regenschauer bey größerer Wärme die verdorrte Vegetation des Campo, oder der höheren offenen Gegenden, und selbst in den niederen bewaldeten Provinzen tritt ein neues kräftigeres Leben der vegetabilischen Schöpfung ein. Gewöhnlich sind Februar, März, April und May Regenmonate, und die auf sie folgenden Monate Juny, July, August, September, nennt man die kalte Jahreszeit, auf welche alsdann October, November, December, Januar, wo die größte Hitze ist u. s. w. folgen. Diese Jahreszeiten sind aber in den verschiedenen Gegenden von einander abweichend, je nachdem sie mehr nördlich

oder südlich liegen. In manchen Jahren regnet es kaum sechs Wochen etwas anhaltend, in anderen dauert diese Zeit länger, doch irrt man sehr, wenn man sich einbildet, es regne täglich und die ganze Zeit hindurch anhaltend. Man hat überhaupt von jenen entfernten Ländern bey uns eine zum Theil sehr unrichtige Idee, wozu besonders gewisse Reisende beygetragen haben, welche sich nicht blos an dasjenige hielten, was sie selbst sahen, so wie Schriftsteller, welche Schilderungen von Ländern geben, die sie nie gesehen haben. Solche Beschreibungen, in dem Sorgestuhl entworfen, nachdem aus allen bekannten Schriften über den gewählten Gegenstand das Interessanteste ausgehoben, und ohne Sachkenntniß nach Gefallen geordnet ist, können vielleicht wegen ihrer Schreibart, und der angenehmen Darstellung anziehen, sie bleiben aber ohne Werth, da sie überall Blößen geben. Falsche übertriebene Schilderungen sind da nicht zu vermeiden, wo die eigene Ansicht, die Wahrheit fehlt, es werden Dinge auf das Ganze angewandt, die nur für seine einzelnen Theile gehören, und wie könnte man zum Beyspiel von einem so großen Lande, wie Brasilien, Übereinstimmung in allen Theilen erwarten, da doch jede Provinz ihre Eigenheiten hat. So findet man zum Beyspiel von Brasilien gesagt, daß baumartige Farrenkäuter überall vorkommen, man findet die Schönheit des Landes im Allgemeinen übertrieben, man liest von schnatternden und klappernden Affen, von schmetternden Singvögeln, von Pomeranzenbäumen in den Wäldern, von der Agave foetida (Baumaloe) auf Bäumen, von einer Menge alberner den Schlangen angedichteten Eigenschaften, erhält übertriebene Schilderungen der Wälder, denn selten wird man alle die anziehenden interessanten Gegenstände so vereint finden, wie manche Schriftsteller sich in ihren Lehnstühlen einbilden mögen, nachdem sie diese Beschreibungen von Reisenden entlehnt haben, die ebenfalls zu blumigt zu schildern pflegen u. s. w.

VI.

Reise von den Gränzen von Minas Geraës nach Arrayal da Conquista.

Vareda. Die Geschäfte der Vaqueiros. Jagd der Unze. Arrayal da Conquista. Besuch bey den Camacans zu Jiboya. Einige Worte über diesen Stamm der Urbewohner.

Um von unserem bisherigen Aufenthalt nach der Hauptstadt Bahia zu gelangen, muß man den Sertam dieser Capitania quer durchschneiden; ich reiste daher auf demselben Wege, welchem ich gefolgt war, wieder längs dem Ribeirão da Ressaque hinab nach Vareda. Die Hitze war drückend, desto wohlthuender aber der Schatten, welchen alte Mimosen, mit vielästigem weislich gefärbtem Stamme und zart gefiedertem lebhaft grünem Laube uns gaben. Schöne Cassia-Stämme mit rundlich geschlossener und mit hochgelben Blumen überladener Krone erfreuten uns durch ihren Wohlgeruch. Ich fand am Ressaque ein getödtetes Jacaré (Crocodilus sclerops), dessen Vorkommen an dieser Stelle beweißt, daß dieses Reptil selbst zuweilen hoch hinauf in den kleinen Bächen steigt. Termiten-Gebäude waren in allen offenen und bewaldeten Gegenden unendlich häufig; sie entstehen nach und nach durch immer neu hinzugefügte Erdhaufen oder Nester, welche endlich sich zu ei-

nem Ganzen vereinigen, da Regen und Witterung sie abflächen und in die Form des Ganzen niederdrücken. Wie unendlich groß ihre Menge sey, davon kann man sich einigermaßen eine Vorstellung machen, wenn man die enorme Ausdehnung des inneren Brasilien bedenkt, dabey die Zahl der kleinen Thierchen in Anschlag bringt, welche ein einziges solches Gebäude bewohnen, und nun hinzufügt, daß man nicht zwanzig Schritte weit gehen kann, ohne auf eine solche Wohnung zu stoßen. Azara erwähnt dieser Termiten unter dem Nahmen Cupiy (*).

Nachdem wir auf der Fazenda zu Vareda wieder angelangt waren, beschäftigten wir uns einige Zeit mit der Jagd der zahlreichen Sumpfvögel, welche man in den größten europäischen Museen selten so vereinigt findet als hier. Die Geschwader der rosenrothen Löffelreiher (Platalea Ajaja, Linn.), die Jabirùs, die Tuyuyùs, Curicacas, die Çeriemas, Caroês und andere mehr, leben hier alle gesellschaftlich vereint, ziehen von einer Lagoa zur andern, und jede Art zeigt in dieser natürlichen Menagerie, den originellen Charakter, welchen die Natur ihr einprägte. Unsere Jagdzüge fielen in Absicht auf die Çeriemas und Curicacas (Tantalus albicollis, Linn.) immer ungünstig aus, dagegen erhielt ich einige bis jetzt von den Naturforschern noch nicht gekannte Vogelarten. In den Catingas leben hier zwey Arten von Papageyen, der Papagayo verdadeiro (Psittacus amazonicus, Lath. und Kuhl.) welcher wegen seiner Gelehrigkeit im Sprechen, Pfeifen und Singen am beliebtesten ist und eine andere Art, welche ich Psittacus vinaceus (**) benannt habe; beyde ziehen gegen Abend unter lautem Geschrey in die höheren Stellen des Waldes auf ihren einmal erwählten Standort, um daselbst zu übernachten. Hier darf sie alsdann der Jäger nur erwarten oder aufsuchen, um

(*) Azara Voyages etc. Vol. I. pag. 190.

(**) Herr Doctor Kuhl, dem ich die Beschreibung dieser bis jetzt verkannten Papageyenart mittheilte, hat sie in seinem Conspectus Psittacorum pag. 77 bekannt gemacht.

eines glücklichen Schusses gewiß zu seyn. In allen Trifften ist hier auch der Dornkibitz (Vanellus cayennensis) unendlich häufig, er ist wie die meisten Vogelarten sehr menschenscheu, zwischen dem weidenden Vieh aber sieht man ihn ruhig auf dem Boden umher spazieren, indessen Pirole und der weiße Caracara (Falco crotophagus oder degener,) ruhig auf dem Rücken der Kühe sitzen. Der Spiegel der Gewässer war von mancherley Enten und Taucherarten belebt, unter denen sich zwey Arten durch ihr angenehm abwechselndes Gefieder auszeichneten, der Aréré (Anas viduata, Linn.) (*) und eine andere schöne Entenart mit schwarzem Kopfe, welche Linné Anas dominica benamt hat.

Die belebte immer schöne, immer thätige und mannichfaltige Natur bildet hier einen auffallenden Contrast mit dem großen Haufen der Bewohner, welche roh und unwissend sind, wie das Vieh, welches sie beständig warten, und das der einzige Gegenstand ihrer Gedanken ist. Die Vaqueiros kann man in der That lederne Menschen nennen, denn vom Kopf bis zu den Füßen sind sie in diesen Stoff gehüllt. Ihr runder lederner Hut dient ihnen im Nothfalle zum Teller, Trinkgefäß u. s. w., und ihr lederner Anzug, den sie oft in langer Zeit nicht ablegen, schützt sie in den dornigen Wildnissen, in denen sie einen großen Theil ihres einförmigen Lebens zubringen müssen, um das Rindvieh auf die bereits oben beschriebene Weise zu hüten und einzufangen, welches letztere oft nicht ohne Lebensgefahr abgeht. Weniger beschwerlich ist das Einfangen der Pferde, man treibt ihre Trupps zusammen, und bringt sie in den bey der Fazenda angebrachten Coral, der von starken Pfählen umgeben ist. Hier untersucht man die etwa beschädigten Thiere, zähmt die Fohlen u. s. w. Der Coral hat zwey Abtheilungen, um die Pferde und das Hornvieh zu trennen. Will man von

(*) Von Buffon in den Planches Enluminées No. 808 sehr gut abgebildet. Sie lebt auch am Senegal in Afrika, woher man nach Frankreich den brasilianischen völlig ähnliche Exemplare gesandt hat.

den ersteren einfangen, so tritt ein Vaqueiro mit dem Laço (Laufschlinge) in die Mitte des Platzes und läßt die Pferde im Kreise um sich herum laufen. Die Schlinge ist ein langer Strick, der an einem Ende einen eisernen Ring hat, durch welchen das andere Ende gezogen wird; man faßt dieselbe weit geöffnet in die rechte Hand, den übrigen Theil des Strickes aber regelmäßig in Windungen kurz zusammen in die linke, und indem man sie nun beständig über dem Kopfe schwingt, wird sie von dem Vaqueiro, der durch lange Übung dieses Geschäft mit einer seltenen Geschicklichkeit verrichtet, unter 50 bis 60 und mehrere dicht zusammen gedrängte Pferdeköpfe richtig auf den zum Fange bestimmten geworfen. Sobald das Pferd sich gehalten fühlt, zieht es rückwärts, um sich von dem Stricke zu befreyen, worauf alsdann mehrere Leute über dasselbe herfallen, es greifen, knebeln und niederwerfen. Die gefangenen Pferde gebehrden sich oft unbändig, steigen, schlagen über, zerren, springen, schlagen aus u. s. w., allein die ihnen um den Hals gelegte und sich immer fester zuziehende Schlinge macht es ihnen unmöglich lange Widerstand zu leisten. Nicht selten beschädigen sie sich dabey selbst, und ich sah bey dieser Behandlung eine Stute auf der Stelle todt niederfallen. Ein solcher Verlust wird indessen bey der großen Menge von Pferden, die man unterhält, leicht verschmerzt. So wie das junge unbändige Pferd gefangen ist, wird es sogleich gesattelt und ihm ein Zaum angelegt, worauf ein Neger-Junge es besteigt, spornt und peitscht; es wird alsdann losgelassen und rennt nun im Kreise umher, oder steigt und schlägt aus, allein der Vaqueiro sitzt unbeweglich fest, und mattet das Thier völlig ab, bis es in Schweiß gebadet, zitternd sich dem Stärkeren ergiebt, worauf es dann bald völlig gezähmt wird. Die Vaqueiros suchen eine Ehre in dieser Bändigung wilder Pferde, und sie haben es darin zu einer seltenen Fertigkeit gebracht; doch nehmen sie auch öfters Schaden dabey. Kostet es indessen auch einem das Leben, der reiche Eigenthümer achtet es nicht hoch; es ist ja

nur ein Neger=Junge, der hier nicht höher geachtet ist als das Vieh. Die Bolas (*) des spanischen Amerika, die man in den Pampas von Buenos Ayres und allen jenen benachbarten Gegenden gebraucht, um das Vieh so wie wilde Thiere damit einzufangen, ja die man selbst gegen den Feind mit Vortheil angewandt hat, sind verwandt mit dem Laço, man kennt sie aber hier im Sertam nicht.

So beschwerlich und ermüdend die Arbeiten der Vaqueiros sind, so bringen sie dagegen die übrige Zeit gewöhnlich in der höchsten Unthätigkeit bey ihrem Viehe hin und schlafen oder ruhen ganze Tage. Essen und schlafen sind dann ihre einzigen Unterhaltungen. Ihre Nahrung ist kräftig, denn sie leben von Milch, die man blos zur Consumtion oder zur Bereitung von Käsen, aber nicht zum Verkauf benutzt, von Mandioccamehl und getrocknetem Ochsenfleische. Dieses letztere zu bereiten salzt man das Fleisch nicht ein, sondern schneidet es so auseinander, daß es in schmale Lagen oder Bänder zerfällt; diese werden auf Stricken von Ochsenhaut in der Sonnenhitze getrocknet, und erhalten auf diese Weise in einem bis zwey Tagen eine solche Festigkeit, daß sie hart und klingend wie Horn werden; nur ist bey dieser Procedur einige Aufsicht nöthig, damit die Sonne und die Luft recht in alle Höhlungen eindringe.

Der Ertrag der Viehwirthschaft im Sertam ist beträchtlich, da man hier eine vortreffliche Gelegenheit des Absatzes nach der Hauptstadt hat; in anderen Gegenden des inneren Brasilien, in welchen man überall ausgebreitete Viehzucht besitzt, fehlt dieser Absatz, und das Vieh ist daher dort ungleich geringer im Preise. Am Rio S. Francisco kauft man einen großen schweren Ochsen für 2000 Reis (etwa ½ Carolin), in Bahia hingegen galt er zu dieser Zeit etwa 9 bis 11000 Reis. Die Besitzer dieser Vieh=Fazendas senden gewöhnlich ein bis zwey Mal im Jahr Ochsenheerden (Boiadas) oder Pferde

(*) Siehe Azara essais sur l'hist. natur. des quadr. du Paraguay Vol. I. pag. 52 und 125. so wie in verschiedenen anderen Schriftstellern.

(Cavalerias) nach der Hauptstadt, wo sie schnell verkauft sind. Den bedeutenden Ertrag dieses Handels kann man leicht berechnen; denn wenn man eine Boiada nur zu 150 bis 160 Stück annimmt, so giebt dies schon zu einem Mittelpreise von 10000 Reis der Ochse, einen Ertrag von 5000 Patacken (etwa 5000 Gulden). Die Pferde sind hier im Verhältniß theuer, denn man verkauft ein schlechtes, stark gebrauchtes Pferd selten unter 16 bis 18000 Reis. Der Vortheil der Viehzucht wird in diesen Gegenden dadurch besonders groß, daß man keine bedeutende Kosten dabey hat; die nöthigen Sclaven sind die einzigen erforderlichen Auslagen, da das Futter für das Vieh in diesen Climaten, wo es immer Sommer ist, zu keiner Zeit etwas kostet; es geht Jahr aus Jahr ein in der Weide, und nur anhaltende Dürre kann ihm nachtheilig werden. Unendlich viel bedeutender könnte indessen in diesen Gegenden der Gewinn aus der Viehzucht werden, wenn die Bewohner nicht immer bey den alten Gewohnheiten stehen blieben, und selbst über Verbesserung nachdächten, oder von den in andern Ländern längst aufgenommenen, einige Kenntniß zu erlangen suchten.

Einen interessanten Anblick gewähren diese weiten Trifften, angefüllt mit Rindvieh und Pferden, zwischen denen hier und da ruhig und ungestört mancherley große Vögel umherschreiten. Hier üben, im vollen Gefühle ihrer Kraft, die Stiere ihre Herrschaft über die Heerden. Ein jeder von ihnen hält seinen Distrikt, den er brummend mit niedergesenktem Kopfe vertheidigt, indem er mit dem Fuße in dem Boden wühlend den benachbarten Gegner zum Kampf herausfordert. Oft kommen diese stolzen Thiere alsdann zusammen, kämpfen Stunden lang, und der Besiegte räumt dem Sieger das Feld. Das hiesige Rindvieh ist mittelmäßig groß, fleischig und stark; die Stiere haben größere Hörner als bey uns, und am Ende des Schwanzes eine dickbehaarte Quaste; ihre Farbe ist schwarzbraun, oder graugelblich fahl, und nur seltener gefleckt. Man zieht auch Schweine im Sertam, welche viel Speck geben.

Ein Hauptgeschäft, welches dem Vaqueiro ebenfalls obliegt, ist der Schutz der Heerden gegen die Raubthiere. Man kennt in diesen Wildnissen drey Arten von großen Katzen, welche dem Rindvieh und den Pferden nachstellen; die gefleckte Unze, Yaguareté (Onça pintada), den schwarzen Tieger (Tigre) und die rothe Unze (*) (Onça Çuçuaranna.) Die erstere und letztere sind die gewöhnlichsten, und von der ersteren giebt es zwey Varietäten oder Racen, gerade wie bey dem Panther und dem Leoparden von Afrika. So wie man dort eine Art mit zahlreicheren und kleineren Flecken hat, so auch in Brasilien; von beyden habe ich die Felle erhalten, ohne aber das ganze Thier zu sehen. In vielen Gegenden von Brasilien belegt man die größere Unze, welche sich durch eine geringere Anzahl großer Ringflecken auszeichnet, mit dem Nahmen Cangussú, im Sertam von Bahia aber belegte man die kleiner gefleckte Art mit dieser Benennung. Wenn man, wie die französischen Naturforscher gethan haben (Dictionnaire des sciences naturelles T. VIII. p. 225.), annehmen will, daß der schwarze Tieger nur eine Varietät der gefleckten Unze ist, so müßte er nothwendig zu der klein gefleckten Race oder dem Cangussú des Sertam von Bahia gehören; denn die auf seiner kohlschwarzen Haut noch dunkler angedeuteten Flecke sind klein und zahlreich. Ich habe dunkelbraune große Katzenfelle gesehen, welche kleine schwarze runde und volle Flecke hatten, diese gab man ebenfalls für die Art des schwarzen Tiegers aus; daher muß ich glauben, daß diese große raubgierige Katze eine von der gefleckten Unze verschiedene Art ausmacht. Die rothe Unze (Felis concolor, Linn.) oder der Guazara des Azara ist am wenigsten gefährlich, ob sie gleich sehr groß wird; sie wagt sich nur an das junge Vieh, da hingegen die gefleckte und der schwarze Tieger den schwersten Ochsen fangen, und ihn weite Strecken mit dem Gebisse hinweg zu schleifen im Stande sind. Sie

(*) Felis Onca, Linn., Felis brasiliensis und Felis concolor, Linn; die letztere scheint unbezweifelt Azara's Guazuara.

tödten oft mehrere Stücke in einer Nacht, saugen ihnen das Blut aus und fressen erst später von dem Fleische. Gewöhnlich hält man auf den Fazendas gute Hunde zur Jagd dieser gefährlichen Raubthiere, mit welchen man der blutigen Spur folgt, wenn die Unze vom Raube gesättigt, sich in einem benachbarten dornigem, oder mit Bromelien angefülltem Dickicht zur Ruhe begeben hat. Sobald das Raubthier die Hunde gewahr wird, sucht es einen schräg geneigten Baum zu erklimmen und wird mit der gehörigen Vorsicht von dieser unsicheren Wohnung herabgeschossen; eine Ansicht dieser Art von Jagd giebt (in der 4to Ausgabe) die Vignette dieses VI. Abschnittes. Allein nicht immer geht die Jagd so leicht ab; denn recht starke Unzen räumen den Hunden nicht so leicht das Feld, sie tödten im Gegentheil öfters einen oder ein Paar derselben, nehmen sie selbst mit und verzehren sie. Nicht gar weit von Valo befand sich im Sertam eine berüchtigte große Unze, welche den Hunden nie aus dem Wege gieng. Drey Vaqueiros waren eines Tages im Walde dem Vieh gefolgt, und ihre umher schweifenden Hunde hatten zufällig die frische Fährte des Raubthiers gefunden und dasselbe gestellt. Die drey Männer waren ohne Schießgewehr, blos mit ihren lanzenartigen Varas bewaffnet und überlegten, ob es dennoch rathsam sey, die seltene Gelegenheit zu benutzen. Sie entschlossen sich dazu und giengen muthig auf das drohend zwischen den tapferen Hunden stehende Unthier los. Die Unze griff sogleich an und verwundete die drey Jäger nach einander, welche ihr aber mit ihren Stangen wiederholte Stöße und eine Menge Messerstiche beybrachten. Einer von ihnen, der weniger Muth hatte, suchte sich, nachdem er verwundet worden, zurückzuziehen. Schon befand sich der Tapferste unter den Klauen des Feindes niedergeworfen, als der Furchtsame sich wieder ermannte, beyde griffen mit neuem Eifer an, und tödteten das Thier mit vielen Stößen. Kaum konnten die schwer Verwundeten gegen Abend nach Hause zurückkehren. Sie zeigten den Ort an, wo sie so ehrenvoll gekämpft hatten, man gieng dahin

und fand die stolze Unze in ihrem Blute ausgestreckt von mehreren getödteten braven Hunden umringt. Dieser in jener Gegend des Sertam allgemein bekannte Vorfall, der mir von glaubwürdigen Männern mitgetheilt ward, beweißt, daß man Unrecht hatte, wenn man die süd-amerikanische Unze feige nannte; auch hat man überall in Brasilien, besonders in früheren Zeiten, wo die Raubthiere in bewohnten Gegenden noch häufiger waren, einzelne Fälle gehabt, wo Menschen angefallen und getödtet wurden, ob dies dennoch gleich weit seltener vorfällt, als man dasselbe von Indien und Afrika erzählt. Verschiedene Schriftsteller haben Beyspiele ähnlicher Vorfälle aufgezeichnet, zum Beyspiel der Jesuit Eckart (siehe von Murrs Reisen einiger Missionäre u. s. w. Seite 542) und andere. Außer den genannten großen Arten findet man im Sertam von Bahia noch mehrere kleine, zum Theil ebenfalls schön gezeichnete wilde Katzen; unter ihnen nenne ich, als mir bekannt, den Mbaracayá (Felis pardalis), den Gato Murisco oder in manchen Gegenden Hyrára (Felis Yaguarundi), ferner eine rothe ungefleckte Art, wahrscheinlich den Eyra des Azara, und eine neue bis jetzt noch nicht bekannte, welche ich ihres sehr langen Schwanzes wegen, Felis macroura nannte. Von ihr habe ich eine vorläufige Notiz dem Herrn Doktor Schinz in Zürich mitgetheilt, der sie in seiner Übersetzung von Cuvier Regne Animal zu benutzen wünschte. Sie hat beynahe die Zeichnung des Mbaracayá oder Chibiguazu des Azara, ist aber kleiner, schlanker, und hat einen weit längeren Schwanz.

Die Jagd der verschiedenen eßbaren Thierarten würde den Vaqueiros eine angenehme Abwechslung in ihren Nahrungsmitteln verschaffen können, wenn Pulver und Bley in diesen Gegenden nicht so seltene theuere Artickel wären. Eben deswegen sind auch in vielen Gegenden die Jäger selten, und die Bewohner bleiben unabänderlich bey ihrer Nahrung von Mandioccamehl, schwarzen Bohnen und Ochsenfleisch.

Die einförmige Lebensart, welche den Vaqueiro an das

Vieh fesselt, mit dem er zusammen aufwächst, bildet rohe, unwissende, gegen alles Übrige gleichgültige Menschen, die weder über sich selbst nachdenken, noch irgend einige Kenntniß von der sie umgebenden Welt haben. Schulen und Lehranstalten für das Volk sind hier eine völlig unbekannte Sache, und es ist eben so wenig für die geistige Bildung dieser Menschen, als für die Erhaltung ihres Lebens durch ärztliche Hülfe gesorgt. Daher bleibt für diese weiten, schwach bevölkerten Länder noch unendlich viel zu wünschen und zu thun, worauf eine thätige, für das Wohl ihrer Unterthanen besorgte Regierung gewiß mit der Zeit ihr Auge richten wird.

Das Wetter, welches zu Vareda bisher windig und kühl gewesen war, erlitt jetzt eine bedeutende Veränderung. Es trat eine beträchtliche aber doch noch durch Wind etwas gemilderte Hitze ein. Am 5ten März, einem der heißesten Tage, stand am Mittage der Thermometer von Reaumur auf 28 ½ °, Abends in der Dämmerung desselben Tages auf 15 °, und eine Stunde später, als der Thau fiel, auf 14°. Der letztere war während der schönen hellen Nächte außerordentlich stark, er allein ernährt die von der Hitze des Tages lechzende Vegetation.

Da ich meiner angestrengten Bemühungen ungeachtet manche naturhistorische Gegenstände, die ich hier aufzufinden gehofft hatte, nicht zu sehen bekam, so beschloß ich Vareda zu verlassen, und nach Arrayal da Conquista zu reisen. Ich verließ daher die offenen Campos, durchzog mit meiner Tropa eine mit dichten Catingas, oder trockenen Niederwaldungen bedeckte Gegend, und übernachtete zu Os Porcos, wo ein Paar farbige Leute einsam mit ihren Familien wohnen. Sie nähren sich von ihren Pflanzungen und der Viehzucht, und wissen in ihrer Abgeschiedenheit nichts von der übrigen Welt, weshalb denn auch unsere Ankunft sie in nicht geringes Staunen versetzte. Sie versammelten sich, begafften uns, und baten sogar alle ihre Nachbarn zu ihnen zu kommen, um die in ihrem Hause angekommene große Seltenheit zu besehen. Sie betasteten unsere

Haare, befragten uns ob wir lesen, schreiben und beten könnten, ob wir Christen seyen, welche Sprache wir redeten, und gönnten uns nicht eher einige Ruhe, bis wir ihnen Proben von allen unseren Fertigkeiten gegeben hatten. Die Schnelligkeit indessen mit welcher wir schrieben, unsere Bücher mit Kupferstichen, die Farben und die Zeichnungen, so wie Doppelflinten, die wir ihnen zeigten, erregten bey ihnen eine große Verwunderung, und sie gestanden endlich ein, daß unsere Lage wirklich besser sey als die ihrige, da wir die Welt kennen zu lernen im Stande seyen, bemerkten aber nebenher doch einstimmig, es gäbe doch sonderbare Menschen in der Welt, welche es nicht scheueten sich den Gefahren und Beschwerden so weiter Reisen auszusetzen, um die kleinen Insekten und Pflänzchen in fernen Ländern aufzusuchen, die hier höchstens verwünscht oder von den Kühen aufgesucht würden.

Um einem schönen Paare des Tuyuyú (Mycteria americana) nachzustellen, blieb ich einen Tag zu Porcos; allein obgleich diese Vögel sich hier beständig an einer gewissen Lagoa aufhielten, so waren wir doch nicht so glücklich einen derselben zu erlegen, da sie äußerst scheu und vorsichtig sind. Ich war indessen Zeuge, daß diese Thiere auch auf Raub ausgehen, denn ich sah einen derselben einen Wasservogel im Fluge auf das heftigste verfolgen.

Von Porcos aus erreichte ich in einer sehr kleinen Tagereise das Arrayal da Conquista, den Hauptort dieses Distriktes. Auf diesem Wege fand ich interessante Gegenden, welche besonders mit schönen Waldungen bedeckt waren. Mancherley schöne blühende Bäume und Gesträuche zierten mit ihren mannichfaltigen Blumen den Weg, und einige Arten derselben dufteten einen angenehmen Jasmingeruch; Cupim-Gebäude sind überall in dem schattenreichen Walde zerstreut. Einige rundum vom Walde eingeschlossene Wiesen unterbrachen angenehm die Einförmigkeit der Gebüsche; ihr lebhaftes Grün mit mancherley schönen Grasarten und rohrartigen Gewächsen, die die Auf-

merksamkeit des Botanikers fesseln, erinnerte an die frischen Wiesen der gemäßigten Zone, und was noch mehr das Andenken an die stillen anziehenden Waldscenen meines Vaterlandes belebte, war ein Reh, welches wir in dem hohen Grase weidend erblickten. Gewöhnt, allen Thierarten sogleich den Krieg zu erklären, schlichen unsere Jäger von den Gebüschen gedeckt heran, um es zu schießen; es wurde angeschossen und entfloh, die Hunde verfolgten es vergebens, und es ist ohne Zweifel die Beute eines der Bewohner von Porcos geworden, welcher Zeuge dieser Jagdscene war. An einem alten Stamme fand ich die schöne grüne unschädliche Natter, welche man hier Cobra verde nennt, die aber nicht mit jener schädlichen Art verwechselt werden darf, welcher man in anderen Gegenden denselben Nahmen giebt. Ich fand auf dem Arrayal zufällig den Capitam Mor Antonio Dies de Miranda, den Commandanten dieses bedeutenden Distrikts, der mich in seinem jetzt unbewohnten Hause gastfreundschaftlich empfieng und beherbergte.

Arrayal da Conquista ist der Hauptort dieses Distrikts, der ungefähr so viel bedeutet als eine Villa an der Küste. Er besteht aus etwa 30 bis 40 kleinen niedrigen Häusern, und einer jetzt noch im Bau begriffenen Kirche. Die Bewohner sind arm, daher haben die reichen Gutsbesitzer dieser Gegend, die Familie des Coronel João Gonsalves da Costa, der Capitam Mor Miranda und noch einige andere den Bau derselben bis jetzt auf ihre Kosten betrieben. Außer dem nöthigen Lebensunterhalt, welchen die Bewohner aus den Pflanzungen ziehen, erhält diese Gegend etwas Nahrung durch den Absatz der Baumwolle und der Ort selbst durch den Ochsenhandel, welcher nach Bahia getrieben wird; auch werden die vom Rio S. Francisco kommenden Boiadas hier durchgetrieben, und man sieht zuweilen in einer Woche über 1000 Ochsen nach jener Hauptstadt ziehen. Dieses Vieh wird auf dem weiten Wege gewöhnlich mager; alsdann läßt man es hier eine Zeit lang in der Weide gehen, um es erst wieder sich erholen zu

lassen. Ein großer Theil der Bewohner sind Handwerker und müßige junge Leute, welche mancherley Unordnungen veranlassen, da hier keine Polizey ist. Trägheit und leidenschaftlicher Hang zu geistigen Getränken sind Hauptzüge dieser Leute, daher sind Streitigkeiten und Ausschweifungen sehr häufig; auch fliehen die besseren und angeseheneren Bewohner der Gegend diesen übelberufenen Ort, und leben auf ihren Fazendas im Lande zerstreut. Sehr oft wurden wir Fremden hier von Betrunkenen belästigt, und es kostete uns oft sehr viele Mühe diese unangenehmen zudringlichen Menschen wieder los zu werden. Da einer gefährlichen Landessitte gemäß, jedermann sein Stilet oder Dolch im Gürtel trägt, so fallen unter diesem rohen unmoralischen durch keine Aufsicht gezügelten Volke, nicht selten Mordthaten und Gewaltthätigkeiten vor, wie denn auch vor wenigen Wochen einer der Bewohner einen anderen durch einen Flintenschuß verwundet hatte. Es ist aus diesen Gründen dem Reisenden anzurathen, daß er zu Arrayal da Conquista die möglichste Vorsicht gebrauche, um sich und seine Leute vor Unannehmlichkeiten zu bewahren. Naturforscher finden hier unter den Bewohnern immer einige Jäger, welche zur Anschaffung naturhistorischer Gegenstände gebraucht werden können. Man verschaffte mir hier unter andern den brasilianischen Fuchs, der eine Nacht vorher die Hühner der Bewohner heimgesucht hatte. Dieses Thier ist Azara's Aguarachay, eine fahl graugelbliche und weisgrauliche Art, die ohne Zweifel über ganz Süd-Amerika verbreitet ist; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die grauen surinamischen, vielleicht selbst die virginischen Füchse von dieser Art sind. In den meisten Gegenden der Ostküste nennt man dieses Thier Cachorro do Mato, zu Conquista aber verwechselte man es mit einer anderen Art und nannte es Raposa. Vergleicht man seine Bildung und Farbenvertheilung aufmerksam mit der des pensylvanischen Fuchses (Canis griseoargenteus, Renard tricolor), so findet man im Allgemeinen viel Ähnlichkeit, und es ist eine Frage, ob der Aguarachay nicht

als eine durch das Clima erzeugte Abart des andern betrachtet werden muß. Die Lage von Conquista ist übrigens nicht unangenehm, besonders wenn man aus der Vertiefung eines sanften Thales gegen den hohen, sanft abgerundeten Waldrücken hinblickt, an dessen dunkelbewaldetem Abhange der Ort in einem weiten länglichen Quadrate erbaut ist, dessen obere Seite die in der Mitte desselben stehende Kirche auszeichnet. Rundum ist alles dichter dunkeler Wald, daher zeigt sich das Quadrat als ein hellgrüner Wiesen-Platz, mit seinen darauf erbauten Häusern sehr angenehm. Vor Zeiten war diese ganze Gegend Wald und Wildniß. Ein Conquistador, ein unternehmender Capitam aus Portugal, kam als ein Abenteurer mit einem bewaffneten Trupp zuerst hierher, und bekriegte die damals diesen Landstrich bewohnenden Urbewohner, die Camacans, die sich bis in die Gegend der jetzigen Villa da Cachoeira de Paraguaçú oder bis zu dem Wohnsitze des Stammes der Cariri- oder Kiriri-Nation ausgedehnt haben sollen. Er eroberte den Platz und gründete das Arrayal, dem man den Nahmen Conquista beylegte. Nachdem er sich endlich mit den Wilden in ein Einverständniß eingelassen und den Anfang gemacht hatte sich anzubauen, bemerkte er, daß seine Soldaten sich von Tag zu Tag verminderten; er erfuhr endlich, daß die Wilden sie einzeln unter mancherley Vorwand in ihre Wälder lockten und sie daselbst tödteten. Ein Soldat, den ein Indier auf solche Weise so weit in den Wald geführt hatte, daß er sich nun seiner bemächtigen zu können glaubte, war stark genug den Camacan mit seinem Messer zu tödten, und öffnete bey seiner Zurückkunft in das Arrayal dem Commandanten über das treulose Betragen der Indianer die Augen. Dieser lud nun, nachdem er vorher seine Leute die Waffen hatte bereit halten lassen, alle Wilden zu einem Feste ein, und als die sorglose Menge nichts ahndend sich der Freude überließ, schloß man sie plötzlich von allen Seiten ein, und tödtete sie größtentheils. Seitdem zogen sich die Wilden mehr in die Waldungen zurück, und das Arrayal er-

hielt Ruhe und Sicherheit. Die zunehmende Bevölkerung schränkt nun diese Wilden immer mehr ein, sie leben aber jetzt noch einzeln in kleinen Rancharias oder Aldeas (Dörfern) vereint, zum Theil kaum gekannt in den großen Wäldern, welche sich vom Rio Pardo, am Rio dos Ilhéos bis zum Rio das Contas ausdehnen. Sie reichen hier nicht ganz bis zur Seeküste hinab, denn dort streifen beynahe bis zu dem letztgenannten Flusse einzelne Gesellschaften der Patachos. Die den portugiesischen Ansiedlungen näher gelegenen Aldeas der Camacan-Indier pflanzen Mays, Baumwolle und Bananen, sind aber dem ungeachtet noch völlig roh; sie gehen zum Theil noch nackt und ihre Hauptbeschäftigung bleibt immer die Jagd. Die Regierung hat Directoren, welche Portugiesen sind, in diese Dörfchen eingesetzt, um jene Wilden zu civilisiren; allein dieses Mittel fruchtet nur wenig und sehr langsam, da die Directoren selbst rohe Menschen, oft Soldaten oder Seeleute und eben nicht geeignet sind, sich Vertrauen zu erwerben. Man tyrannisirt die armen Indier, gebraucht sie wie Sclaven, verschickt sie, kommandirt sie zum Wegebau, zum Holzhauen, zu weiten Bothengängen, bietet sie gegen feindliche Tapuyas auf, und bezahlt sie gar nicht, oder nur schlecht, weshalb sie denn auch, bey der ihnen noch immer einwohnenden Liebe zur Freiheit, sehr gegen ihre Unterdrücker eingenommen sind.

Ich hatte auf der Reise durch die Urwälder noch völlig rohe Camacans gesehen, jetzt war ich daher begierig ein Dorf dieser Leute zu besuchen, welches eine Tagereise vom Arrayal entfernt war, in den hohen Urwäldern an der schon früher erwähnten Serra do Mundo Novo liegt, und den Nahmen Jiboya trägt. Der dahin führende Pfad ist wild und uneben und mäßige Anhöhen wechseln ununterbrochen mit kleinen Thälern ab. Bey dem Eintritt in diesen Weg ist die Gegend noch etwas bewohnt, das Land ist vom Holze befreyt und zu Pflanzungen benutzt; allein bald vertieft man sich in Waldungen, welche eine einsame erhabene Urwildniß bilden. Sie haben be-

sonders an ihrer vorderen Gränze geschlossene Dickungen von dem hohen Taquarussú-Rohre, in welchen wir den schwarz und weißen Würger (Lanius picatus, Linn.) zum erstenmale fanden. Weiterhin sind die hohen Waldbäume mit den sonderbarsten Schlinggewächsen verflochten; an den faulenden Urstämmen wuchern Farrenkräuter, Piper, Begonia, Epidendrum, Cactus und andere Pflanzengeschlechter und die hier herrschende einsame Stille wird von dem lauten Rufe der scharlachrothen Araras und des Çurucuá (Trogon) oder anderer Vögel unterbrochen. Hier wo der Freund und Forscher der Natur bey jedem Schritte von neuen interessanten Gegenständen unterhalten wird, müßte man lange verweilen, und sich in diese Wildniß vertiefen können, um den neuen jetzt zuerst erblickten Thieren nachzueilen. Mancherley schöne Vögel unterhielten uns, unter andern war hier der bunte Manakin mit zwey verlängerten Schwanzfedern (Pipra caudata, Lath.) sehr häufig, und wir schossen eine schöne neue Tangara (*) mit hochgelb gefärbtem Scheitel. Durch mancherley Abwechslungen der Gegend, welche dem Reiter ein kaum gangbares Pfädchen zeigt, erreichten wir das Wiesenthal Iboya, und von hier aus rundum von hohen geschlossenen Urwaldungen umgeben, die kleinen stillen Hütten jener Indier, die jetzt schon anfangen sich in den Willen ihrer Unterdrücker zu beugen und ihre Sitten und Gebräuche anzunehmen. Diese Wohnungen waren von einem dichten Gebüsche von Bananen-Bäumen eingeschlossen, hinter welchen sich unmittelbar

(*) Tanagra auricapilla: 6 Zoll 2 1/2 Linien lang, 8 Zoll 11 Linien breit; Scheitel hochcitrongelb; Stirnrand, Seiten des Scheitels und Augengegend schwarz; Gegend des Ohres, unterer Theil der Backen und ganzer Oberkörper olivengrau, am Rücken etwas dunkeler; Flügel und Schwanz schwarz; über die ersteren läuft in der Mitte quer hin eine breite weiße Binde; alle Vorderfahnen, so wie die beyden hintersten Schwungfedern sind gänzlich schwarz; alle unteren Theile vom Schnabel an sind sanft-röthlichgelb und diese Farbe ist gegen die schwarzen Federn des Mundwinkels nett abgesetzt. Dem Weibchen fehlt der gelbe Scheitel. Diese Tangara scheint Azara's Lindo brun à huppe jaune Vol. III. pag. 244 zu seyn, doch ist in diesem Falle die Angabe der Farben von dem spanischen Schriftsteller sehr oberflächlich und selbst unrichtig behandelt worden.

gleich den Pfeilern eines Säulenganges die hohen Urstämme dicht aneinander gedrängt und mit tausendfältigen Gewächsen verflochten gleich einer Wand erhoben; aus ihrem Dunkel schallte häufig die angenehme Stimme der Taube hervor, welche die Portugiesen Pomba margosa (Columba locutrix) nennen. Die Bauart jener Hütten ist einfach von Holz und Letten und sie sind mit Baumrinden gedeckt. Die Bewohner, welche zum Theil schon etwas bekleidet, zum Theil aber noch völlig nackt einher giengen, pflanzen Mays, Bananen, Mandiocca, etwas Baumwolle, und Bataten in Menge; zufrieden mit den Produkten, wie sie die Mutter Natur ihnen reicht, waren sie indessen bis jetzt noch zu träge sich Farinha zu bereiten.

Herr Capitam Mor Miranda, der in der Nähe in den großen bergigen Wildnissen eine Menge Rindvieh wild erzieht, hatte jetzt zufällig hier Geschäfte und fand sich mit uns zugleich ein, welches mir den interessanten Anblick eines Tanzes dieser Indier verschaffte. Als ein sehr wohldenkender Mann ist er überall geliebt, und Reisende dürfen es nicht versäumen, seine Bekanntschaft zu machen, da er überdies die erste Person in diesem Distrikte ist. Ich brachte die Nacht in seiner Gesellschaft zu Iboya hin, und kehrte alsdann am folgenden Tage mit ihm nach dem Arrayal zurück.

Ich lasse nun einige Worte über den Stamm der Urbewohner folgen, deren einsame Wohnsitze ich hier besucht hatte.

Die Camacan-Indianer sind in ihrem Körperbaue wenig von ihren Brüdern an der Ostküste unterschieden; sie sind wohl gewachsen, mäßig groß, stark, breitschulterig, mit markirt indianischem Gesichte, und schon von ferne daran kenntlich, daß sie, selbst die Männer, ihr langes starkes Haar den Rücken hinabhängen lassen (*). Ihre Haut hat eine schöne braune oft

(*) Viele amerikanische Stämme, besonders die Urvölker von Guiana, halten lange Haare für ein Zeichen der Freiheit, daher schneiden sie dieselben ihren Sclaven ab, so wie dieß auch bey Trauerfällen gebräuchlich ist. Siehe Barrere pag. 128.

ziemlich dunkele, oft mehr gelbliche oder röthliche Farbe. Sie gehen größtentheils nackt und nur theilweise etwas bekleidet; im ersteren Falle tragen die Männer an einem gewissen Theile des Körpers die Tacanhoba, welche bey den Botocudos auf der 14ten Platte Figur 4 (in der 4to Ausgabe) abgebildet worden ist, und die von den Camacans mit der Benennung Hyranayka belegt wird. Das Haar der Augenbraunen und des Körpers rupfen sie aus, oder schneiden es ab und durchbohren zuweilen das Ohr mit einer Öffnung von der Größe einer Erbse. Ihre Hautfarbe pflegen sie zuweilen durch aufgetragene Pflanzensäfte zu verändern, besonders durch Urucú und Genipaba, auch noch durch eine andere rothbraune Farbe, welche sie Catuá nennen und aus der Rinde eines mir unbekannten Baumes ziehen. Am Rio Grande de Belmonte habe ich des Überrestes eines indischen Stammes erwähnt, welcher sich selbst gegenwärtig noch Camacan nennt, aber von den Portugiesen den Nahmen Meniän, nach deutscher Aussprache etwa Meniäng, erhalten hat. Wie ich aus den erhaltenen Nachrichten schließe, so sind diese Meniäns wirklich ein versprengter, völlig ausgearteter Zweig der Camacans, die aber heut zu Tage nicht mehr rein sind, da die meisten von ihnen schon krauses Negerhaar und eine schwärzliche Farbe haben, auch, ein Paar alte Leute ausgenommen, nichts mehr von ihrer Sprache wissen. Die Sprachproben, welche ich später von ihnen geben werde, sind aus der angegebenen Ursache auch nicht mehr als ächt anzunehmen, und die Abweichungen, welche man von der Sprache der wahren Camacans finden wird, dürfen den Sprachforscher in diesem Punkte nicht irre führen, da es eine anerkannte Erfahrung ist, daß unter den amerikanischen Urvölkern Trennungen einzelner Stämme, Familien und Horden oft Einfluß auf die Sprache gehabt haben, so daß man mancherley Mundarten und Abweichungen bey verschiedenen Zweigen einer und derselben übrigens völlig übereinstimmenden Nation findet. Man wird auch unter diesen Worten der Meniäns verschiedene Ausdrücke

finden, welche sie von anderen sie umgebenden Nationen angenommen haben.

Die Camacans waren ehemals ein unruhiges, freiheitsliebendes, kriegerisches Volk, welches den portugiesischen Eroberern jeden Schritt streitig machte, und nur nach bedeutenden Niederlagen genöthigt ward, sich tiefer in die Waldungen zurück zu ziehen, bis die Zeit auch bey ihnen nach und nach ihren Einfluß äußerte. Dennoch blieben ihnen die ursprünglich angebornen Charakterzüge treu, denn Freiheit und Vaterlandsliebe äußern sich noch jetzt lebhaft bey ihnen; ja es hält schwer sie von ihrem Geburtsorte hinweg zu bringen, und nur ungern kommen sie zu den Europäern in die behauten Gegenden, auch kehren sie, wie alle jene Wilden, lieber in ihre finsteren Wälder wieder zurück. Durch häufige Beyspiele von den tyrannischen Maßreglen der Weißen vorsichtig gemacht, versteckten sie selbst ihre Knaben und jungen Leute im Walde, als wir ihre Wohnungen besuchten. Sie haben sich nach und nach an feste Wohnsitze gewöhnt, an Hütten von Holz, selbst mit Letten erbaut, und mit Tafeln von Baumrinden gedeckt. Zum Schlafen bedienen sie sich nicht der Netze, wie die Stämme der Lingoa geral, welche die Küste bewohnen, sondern sie bereiten in ihren Hütten Schlafstellen (Camas) von Stangen auf vier Pfählen, welches sie mit Bast (Estopa) bedecken. Die Kinder pflegen mit den Hunden auf der Erde zu liegen. In manchen Zügen scheinen diese Leute mit den alten Goaytacases etwas übereinzustimmen. Sie bereiten Kochgeschirre von grauem Thone, so wie überhaupt unter ihnen weit mehr Kunstfertigkeiten gefunden werden, als unter den Stämmen der Ostküste. Das Bedürfniß animalischer Nahrung wissen sie, da sie keine Hausthiere besitzen (*), durch ihre Geschicklichkeit im Jagen zu befriedigen, aber sie kennen auch sehr gut die

(*) Die Camacans besitzen keine andere Hausthiere als Hunde, welche sie von den Europäern erhalten haben; ein Beweis, daß in Amerika ursprünglich keine Hirten- oder Nomadenvölker existirten. Hierüber siehe von Humboldt in der Beschreibung seiner Reise Vol. II. pag. 160.

Vortheile, welche ihnen aus der Cultur gewisser nützlicher Gewächse hervorgehen. Sie pflanzen um ihre Hütten herum eine Menge Bananenstämme, Mays, Mandiocca, deren Wurzeln sie gebraten essen, und Bataten. Die Baumwolle cultiviren sie ebenfalls in kleinen Quantitäten und verarbeiten sie geschickt zu Schnüren, besonders die Weiber wissen den Faden äußerst nett zu drehen, und künstliche vierfache Schnüre daraus zu verfertigen. Sie verarbeiten dieselben zu mancherley Endzwecken, besonders aber zu ihren Kleidungs- oder Putzgegenständen und zu ihren Waffen. Unter den ersteren ist ein Hauptgegenstand das Guyhi, oder die Weiberschürze, Tafel 21. Figur 4 (der 4to Ausgabe.) Sie besteht in einem künstlich mit feinen Schnüren übersponnenen Stricke, mit ein Paar großen Quasten an den Enden, von welchem eine Menge andere runde Schnüren herabhängen, um eine Schürze zu bilden; der Strick wird von den Weibern um die Hüften gebunden und es sind diese Schürzen das einzige Kleidungsstück derselben, da wo sie noch in einem etwas rohen Zustande leben; früher kannten sie auch dies noch nicht, sondern giengen völlig nackt, oder späterhin mit einem um die Hüften gebundenem Stück Baumbast. Über die Geschicklichkeit mit welcher diese rohen Menschen die Schnüre jener Schürzen zu bearbeiten verstehen, kann man sich nicht genug wundern; zu größerer Verzierung pflegen sie dieselben wohl mit der Catuá-Farbe rothbraun und weiß zu färben. Ein zweytes Stück aus der Hand dieser Waldnymphen, sind die von Baumwollenschnüren geknüpften Säcke, welche sie jedesmal umhängen, sobald sie die Hütte verlassen. Diese sind von geknüpfter oder geschlungener Arbeit, und werden weiß oder gelblich und rothbraun abwechselnd mit Catuá gefärbt, dabey haben sie einen ebenfalls geknüpften Riemen, mit welchem sie über die Schulter getragen werden. Die Männer führen beständig solche Beutel, wenn sie auf die Jagd ziehen, ich habe dieselben (in der 4to Ausgabe) Figur 5 auf der 21ten Platte abbilden lassen.

Die Waffen der Camacans zeigen, daß auch selbst die

Männer dieses Volkes mehr angeborne Kunstfähigkeit besitzen, als die der andern Stämme der Tapuyas. Ihr Bogen (Cuang) ist stark, schön glatt polirt von dunkel schwarzbraunem Braüna-Holz, und viel besser gearbeitet als bey den übrigen Stämmen; längs seiner ganzen Vorderseite hinab führen sie eine Hohlkehle, die indessen etwas weniger tief eingeschnitten ist als bey den Machacaris; diese Bogen übersteigen die Höhe eines Mannes und sind sehr elastisch und stark. Die Pfeile (Hoay) sind besonders nett gearbeitet. Sie unterscheiden sich in ihren drey Arten nicht von denen der übrigen Stämme, allein sie haben, wie bey den Machacaris, unter der Spitze einen langen Aufsatz von Braüna-Holz, und unten steht der Rohrschaft weit über die Befiederung hinaus, unter welcher sie noch zwey kleine Büschelchen von bunten Federn anzubringen pflegen. Die Befiederung des Pfeiles ist von schönen rothen und blauen Arara-Federn gewählt, äußerst genau gebunden und gesetzt, und die Bunde sind gewöhnlich abwechselnd mit weiß und rothbraun gefärbter Baumwolle sehr zierlich gewickelt. Bogen und Pfeil sind (in der 4to Ausgabe) auf der 21ten Tafel, Figur 1 und 2 vorgestellt. Sie bereiten auch zur Zierde gewisse Pfeile, welche mit vieler Kunst durchaus von festem schönem Holze so dünn und schlank gearbeitet werden, wie man es von solchen rohen Händen und bey so schlechten Instrumenten nicht erwarten sollte. Diese Pfeile sind von dunkelbraunem Braüna-Holz oder von schön rothem Brasilienholz gemacht, äußerst glatt und glänzend polirt und die Bewickelung daran ist mit gefärbter Baumwolle, weiß und rothbraun auf eine zierliche Art gemacht, wie (in der 4to Ausgabe) Figur 3 auf der 21ten Tafel zeigt. Auf ähnliche Weise verfertigen sie lange glatte Stäbe, welche man vor Zeiten zuweilen in den Händen ihrer Anführer sah. Bey feyerlichen Gelegenheiten, besonders bey ihren Tänzen, sieht man auch jetzt wohl noch auf ihren Häuptern eine Mütze von Papageyfedern, welche sie Scharó nennen, und die besonders nett gearbeitet ist. Auf einem Netze von Baumwollenfäden

knüpfen sie eine jede Feder einzeln an, so daß auf dem oberen Theile der Mütze ein großer kronenartiger Busch von den Schwanzfedern des Jurú (Psittacus pulverulentus) oder anderer Arten von Papageyen steht, aus dessen Mitte sie gewöhnlich ein Paar große Arara-Schwanzfedern hervortreten lassen. Der ganze Busch ist grün und roth und nimmt sich recht hübsch aus. Die 1te Figur auf der 22ten Platte (in der 4to Ausgabe) giebt eine genaue Abbildung dieses Putzes, auch auf der Vorstellung des Tanzes der Camacans Tafel 20 sind sie vorhanden. Die Federmützen, welche die Stämme der Urvölker am Amazonenflusse trugen, als die Portugiesen und Spanier sie zuerst besuchten, waren gerade auf die hier bey den Camacans beschriebene Art gemacht, wovon man sich noch gegenwärtig in dem Museum zu Lisboa, an der dort aufbewahrten schönen Sammlung von Federzierrathen überzeugen kann, auch trugen nach Barrere die Völker in Guiana ähnliche Mützen.

Bey ihrer Geschicklichkeit zu allen Handarbeiten sind diese Leute jetzt, nachdem ein Theil von ihnen einen geringen Grad von Cultur angenommen hat, den Portugiesen sehr nützlich. Besonders zur Urbarmachung der Ländereyen sind sie sehr brauchbar, denn das Niederhauen der Waldungen geht ihnen sehr schnell von statten, da sie mit der Axt besonders geschickt arbeiten. Sie sind geübte Jäger und vortreffliche Bogenschützen, wie ich davon öfters Zeuge gewesen bin, und viele von ihnen verstehen mit der Flinte recht gut umzugehen. Man gebraucht sie jetzt gegen die Einfälle der Botocudos am Rio Pardo, wozu sie von dem über sie gesetzten Capitam Paulo Pinto aufgeboten werden. Sie fürchten die Botocudos, welche ganz kürzlich vor meiner Anwesenheit unter ihnen, einige ihrer Leute am Rio Pardo erschossen haben, daher sahen sie besonders aufmerksam und mit Ingrimm den jungen Botocuden Quäck an, welcher sich in meiner Gesellschaft befand. Sie sollen übrigens brav seyn, und öfters Gefangene von jenen Barbaren gemacht haben. Friedlich sie besuchende Fremde empfangen sie

sehr gut, und als im Jahre 1806 der Capitam Mor João da Sylva Santos eine ihrer Aldeas im Sertam besuchte, ward er feyerlich empfangen. Der Anführer war roth bemahlt, den Kopf, die Füße und Vorderarme ausgenommen; auf dem Kopfe trug er eine jener schönen Federmützen, über die Schulter eine dicke rothgefärbte baumwollene Schnur mit zwey Quasten von Thierzähnen und Anta-Hufen; seine Haare hiengen lang den Rücken hinab, in der Hand führte er einen langen Staab (Vara) von rothem, ohne Zweifel Brasilienholz, schön und glatt gearbeitet. Ueber und unter jedem Auge hatte er einen rothen Halbmond gemahlt. Caüi fehlte bey dieser Gelegenheit nicht und sie tanzten die ganze Nacht hindurch. Den Europäern pflegen sie außer ihren Waffen und Kunstarbeiten Lichter von Wachs zu verkaufen, welche hier in den Waldungen, wenn man sie brennt, einen angenehmen Geruch von sich geben; diese Lichterchen bereiten sie sehr gut in langen Schnüren, wickeln sie künstlich in längliche Bündel zusammen und kleben außen um dieselben herum große Blätter; außer dem Wachse verkaufen sie aber auch Honig, welchen sie in Menge aus den hohen Waldbäumen ausnehmen. Der Honig ist eines ihrer beliebtesten Nahrungsmittel; sie sind übrigens nicht eckel in ihrer Kost, denn ich fand Füße des Anta in ihren Hütten, welche völlig in Fäulniß übergegangen waren und dennoch als ein Leckerbissen von ihnen verzehrt wurden. Das Fleisch des Tatu verdadeiro (Tatu noir, Azara) sollen sie dagegen nicht essen, da es doch für die Europäer ein beliebtes Gericht ist.

Die Männer behandeln ihre Weiber, wie bey den meisten rohen Völkern, etwas streng, dennoch nicht übel. Ein Theil dieses Volks, der mit den Portugiesen in näherer Berührung lebt, spricht schon einigermaßen portugiesisch. Ihre eigene Sprache klingt barbarisch, wegen ihrer vielen Kehl- und Nasentöne, dabey brechen sie die Endungen der Worte kurz ab, reden auch leise und mit halbgeöffnetem Munde. Haben sie eine gute Jagdbeute gemacht, oder sonstige Gelegenheit zur Freude, so findet man

sie sehr aufgelegt, ein Fest mit Tanz und Gesang zu feyern; alsdann kommen ihrer viele zusammen, und beginnen diese Lustbarkeit auf folgende Art. Sie schneiden den dicken Stamm eines Barrigudo-Baums (Bombax), welcher ein weiches, saftiges Mark enthält, quer durch und höhlen ihn aus, lassen aber unten einen Boden stehen; auf diese Art entsteht ein Faß, welches zwey bis zwey und ein halb Fuß hoch ist, und welches sie auf einer ebenen Stelle, zwischen oder neben ihren Hütten aufstellen. Während dieses von den Männern ins Werk gerichtet wird, sind die Weiber beschäftigt Caüi von Mays oder Mandiocca zu machen. Zwölf oder sechszehn Stunden vorher kauen sie die Mayskörner (denn sie lieben diese Frucht am meisten zu diesem Endzwecke, bedienen sich aber auch der Bataten dazu und speyen dieselben in ein Gefäß, in welchem sie mit warmem Wasser gähren; alsdann schütten sie das Gemisch in das Faß von Baumrinde, wo es zu gähren fortfährt; jetzt macht man Feuer unter dasselbe, nachdem es durch Eingraben seines unteren Theiles in die Erde festgestellt worden ist. Die ganze Tanzgesellschaft hat sich indessen gehörig aufgeputzt, die Männer sind mit schwarzen Längsstreifen, die Weiber mit halbbogenförmigen concentrischen Kreisen über jeder Brust, und mit Streifen im Gesichte u. s. w. bemahlt. Einige setzen ihre Federmützen auf und stecken bunte Federn in die Ohren; einer von ihnen führt in der Hand ein Instrument von einer Menge von Anta-Hufen, welche in zwey Bündeln an Schnüren befestigt sind; sie nennen dasselbe Herenehediocá, es dient den Takt anzugeben und giebt ein lautes Klappern, wenn es geschüttelt wird; die 3te Figur auf der 22ten Platte (in der 4to Ausgabe) zeigt eine Abbildung davon. Zuweilen gebrauchen sie auch ein kleineres Instrument, welches sie Kechiech (deutsch auszusprechen) nennen, Figur 2 auf der 22ten Platte, welches aus einer Calebasse an einem Stiele von Holz besteht, in welche man einige kleine Steine gethan hat, und das, wenn es geschüttelt wird, ebenfalls ein Geklapper hören läßt. Dieses Instrument ist wahrscheinlich mit

den Maracas, den Hausgötzen der Tupinambas, oder anderer brasilianischer Urvölker verwandt, welche diese auch bey ihren Tänzen gebrauchten; selbst im nördlichen Amerika, zum Beyspiel in Florida haben die Spanier in früheren Zeiten dergleichen gefunden (*). Der Tanz beginnt nun; vier Männer gehen etwas nach vorne über geneigt, mit abgemessenen Schritten hinter einander im Kreise herum, alle singen mit geringer Modulation Hoy! Hoy! He! He! He! und einer von ihnen rasselt dazu mit dem Instrumente abwechselnd, bald stärker, bald schwächer, nachdem er es für passend hält. Die Weiber mischen sich nun ein; je zwey und zwey einander anfassend, legen sie die linke Hand an den Backen, und gehen abwechselnd Männer und Weiber bey dem Schalle jener schönen Musik stets im Kreise um ihr beliebtes Faß herum. In der heißesten Jahreszeit tanzen sie in der Mittagsstunde auf diese Art im Kreise herum, daß ihnen der Schweiß in Strömen vom Leibe fließt. Sie gehen dann abwechselnd zu dem Fasse, schöpfen mit einer Cuia und trinken Caüi. Die Weiber begleiten den Gesang mit lauten halbhohen Tönen, die sie ohne alle Modulation geradehin ausstoßen, und gehen dabey mit gebeugtem Kopfe und Oberleibe. Auf diese Art werden sie nicht müde die ganze Nacht hindurch zu tanzen, bis das Faß ausgeleert ist. Eine anschauliche Vorstellung einer solchen Lustbarkeit giebt (in der 4to Ausgabe) die 20te Platte. Es scheint, daß diese Tänze einige Ähnlichkeit mit denen der Coroados in Minas Geraës haben (**). Zuweilen sollen sich die Tänzer auch in zwey Reihen stellen, und gegen einander tanzen, so daß immer eine Linie die andere zurücktreibt. Bey diesen festlichen Gelegenheiten soll, nachdem man die Nacht hindurch getanzt hat, auch oft noch ein anderes Spiel statt finden. Um ihre Kraft zu zeigen laufen die jungen Männer

(*) Hierüber siehe Barrere pag. 156 und Southey's history of Brazil. I. pag. 635. Die Fußschellen, deren sich viele Völker von Brasilien und Guiana bey ihren Tänzen bedienen, habe ich bey den Camacans nicht gefunden.

(**) S. v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft I. S. 142.

nach dem Walde, hauen dort ein schweres cylinderförmiges Stück eines Barrigudo-Astes ab, welches so lange sich der Saft noch darin befindet, sehr ins Gewicht fällt, und stoßen an jedem Abschnitte einen Stock hinein, um es besser anfassen zu können. Dieses Stück Holz ergreift nun der erste beste von ihnen, legt es auf seine Schulter und läuft damit nach Hause zu; alle übrigen folgen ihm schnell nach, und suchen ihm die Last abzunehmen. Auf diese Art wetteifern sie bis zu der Stelle, wo die Schönen versammelt sind, und ihnen ihren Beyfall bezeigen. Oft ist das Holz so schwer, daß einer oder der andere der rüstigen Ritter Schaden nimmt. So wie sie ankommen, pflegen sie sich, völlig in Schweiß gebadet, sogleich in den Fluß zu stürzen, um sich abzukühlen, wodurch schon mancher seinen Tod gefunden haben soll.

Wenn ein Camacan krank wird, läßt man ihn ruhig liegen; kann er noch gehen, so verschafft er sich selbst seine Nahrungsmittel, im anderen Falle soll er völlig hülflos bleiben. Diese Gleichgültigkeit gegen Kranke und Hülflose bezeugen viele Schriftsteller, unter anderen Gumilla von den Völkern am Orinoco, wo diese Unempfindlichkeit eben so auffallend ist, als der Gleichmuth mit dem sie Schmerzen ertragen und selbst den Tod erwarten (*). Arzneyen haben sie wenige; ein Mittel indessen, welches sie für wirksam halten, besteht darin, den Kranken, nach Art der Bogaier oder Semmeli der Arowacken und anderer Völker in Guiana (**), mit Tabacksrauch zu beblasen. Der Patient verhält sich leidend bey der Operation, und der Arzt murmelt dabey einige Worte, die man leider nicht versteht. Stirbt ein Kranker, so vereinigen sie sich um ihn her, beugen die Köpfe über den Todten hin, und heulen Tage lang heftig, Männer und Weiber. Dieses Weinen ist erkünstelt und dauert oft sehr lange, sie ruhen sich abwechselnd etwas aus und wenn man die Trauer für beendigt hält, so hebt sie plötzlich mit

(*) Siehe Gumilla histoire de l'Orenoque T. I. pag. 328.

(**) Quandt Nachrichten von Surinam Seite 61.

erneuerter Kraft wieder an. Der Todte soll oft lange über der Erde bleiben. Die Seelen der Verstorbenen sollen sie als ihre Götter ansehen, dieselben anbeten und ihnen die Gewitter zuschreiben. Sie glauben auch, daß ihre Verstorbenen, wenn sie im Leben nicht gut behandelt worden sind, als Unzen wiederkehren, um ihnen zu schaden; daher sollen sie ihnen ins Grab eine Cuia, Panella (Kochtopf) etwas Caüi, so wie Bogen und Pfeile mitgeben. Diese Gegenstände legen sie unter den Todten, dann füllen sie die Grube mit Erde, und zünden ein Feuer darauf an.

Um diese wenigen Nachrichten über den merkwürdigen Stamm der Camacans noch etwas zu vervollständigen, will ich hier noch hinzufügen, was die Corografia über diesen Gegenstand sagt, da dieses Buch bis jetzt in Deutschland nur wenigen Lesern bekannt seyn dürfte. »Die Mungoyóz (auszusprechen Mungoyós; den Nahmen Camacan, den sich dieses Volk selbst beylegt, scheint die Corografia gar nicht zu kennen), mit welchem im Jahre 1806 ein Friede zu Stande gebracht wurde, fand man in sechs bis sieben wenig volkreiche Dörfer in der Nachbarschaft und nördlich vom Flusse Patype (Rio Pardo) vereiniget. Eine jede Familie lebt in ihrer Hütte getrennt, und Alle pflanzen verschiedene Arten von Bataten, Kürbissen, Iniamen, Wassermelonen und vortreffliche Mandiocca (hier ist die Rede von der Mandiocca-doçe oder Aipi), auch sammeln sie große Quantitäten von Honig. Nirgends sind sie so wenig ökonomisch als bey der Benutzung der Bienen. Sie nehmen selbst bey denjenigen, welche man in ihren Wohnungen findet, Wachs und Thiere miteinander heraus, und reinigen das Ganze durch eine Art von Schwinge; Wachs und Bienen werden in einer gewissen Portion Wasser zerlassen, wodurch ein berauschendes Getränk entsteht, welches sie fröhlich stimmt und zuweilen selbst wüthend macht. Sie bereiten noch ein anderes geistiges Getränk durch einen Aufguß auf gestampfte Bataten und Mandioccawurzel, der bald in Gährung übergeht.«

»Die Väter geben ihren neugebornen Kindern einen Nahmen, ohne alle weitere Ceremonien. Sie beweinen die Todten, und beerdigen sie nackt in sitzender Stellung (*). Sie singen und tanzen nach dem Schalle eines Instruments, welches eben so einfach als wenig sonor ist und aus einem mit einer dünnen Schnur bespannten Bogen besteht (**). Die Weiber tragen zierlich gearbeitete baumwollene Franzen, welche ihnen vorne beynahe bis zu den Knieen herabreichen. Die Männer verbergen den Geschlechtstheil in einem Geflechte von Palmblättern (***), übrigens bedecken sie ihren wohlproportionirten Körper nicht. Sie bringen den größten Theil ihrer Zeit in den Wäldern auf der Jagd, oder beschäftigt mit Aufsuchung der verschiedenen Arten der Früchte hin. Die Verfertigung irdener Gefäße ist die einzige Kunst, welche sie üben; sie benutzen die Rehfelle, um Blasebälge daraus zu machen, und fangen am Halse an, wenn sie die Haut des Thieres abziehen wollen. Der Hund ist nach ihrer Ansicht das nützlichste der Hausthiere, und auch das einzige, das sie für die Jagd erziehen. Den Europäer beneiden sie am meisten wegen seiner eisernen Instrumente. Ihre Heilmittel bestehen in Pflastern von gekaueten Kräutern, in Bädern und gekochten Getränken, welche sie sämmtlich durch Erfahrung und durch Überlieferung ihrer Voreltern kennen gelernt haben. Bogen und Pfeile sind ihre einzigen, sowohl für den Krieg als die Jagd hinreichenden Waffen. Diejenigen Mongoyóz, welche die christliche Religion angenommen haben, ziehen die Flinte jenen Waffen vor.«

(*) Diesen Gebrauch des Begrabens in sitzender Stellung sollen sie jetzt nicht mehr haben.

(**) Das Instrument, dessen die Corografia hier erwähnt, habe ich unter den Camacans nicht gefunden; sie haben dasselbe aber vielleicht in einigen den Portugiesen nahe gelegenen Dörfern oder Aldeas von den Negersclaven angenommen, welche ein solches besitzen und häufig zu spielen pflegen.

(***) Dieses Futteral von Issara-Blättern ist (in der 4to Ausgabe) Tafel 14. Fig. 4 abgebildet, da es mit dem der Botocuden vollkommen übereinkommt

VII.

Reise von Conquista nach der Hauptstadt Bahia und Aufenthalt daselbst.

Mahlerisches Thal von Uruba. Cachoeira. Coronel João Gonçalves da Costa. Rio das Contas. Fluß Jiquiriçá, Laje; Unangenehmer Vorfall daselbst. Gefangenschaft zu Nazareth das Farinhas. Fluß Jagoaripa. Insel Itaparica. Çidade de S. Salvador da Bahia de Todos os Santos.

Um von Arrayal da Conquista durch den inneren Sertam der Capitania von Bahia nach der Hauptstadt zu gelangen, hat man mehrere Wege. Die Hauptstraße von Minas Novas und Minas Geraës dahin, führt über die Villa de Cayeté und Villa do Rio das Contas nach Villa da Cachoeira de Paraguaçú. Eine andere hingegen läuft, dem Arrayal, wo ich mich befand, näher, am Flusse Gavião hinab; man erreicht sie von hier in zwey Tagreisen; sie ist aber ein Umweg. Die Straße nach der Hauptstadt, welche die Boiadas aus der Gegend von Conquista zu nehmen pflegen, ist die nächste; auch ich wählte diese, da sie von wenigen Reisenden betreten wird, um so mehr, da am Gavião kürzlich Räuber einige Tropas überfallen haben sollten. Die genannte Straße für die Boiades, welche in der trockenen Jahrszeit ziemlich gut ist, hat bis über die Fazenda von Tamburil hinauf, der

Coronel João Gonçalves da Costa auf seine Kosten anlegen lassen, wofür er, wie für mehrere ähnliche gemeinnützige Unternehmungen, zu denen er einen großen Theil seines Vermögens verwandte, bisher noch nicht von der Regierung entschädigt worden ist. Wenn man das Arrayal verläßt, so tritt man in eine einförmig wilde, hohe Waldgegend, wo Hügel an Hügel und Kopf an Kopf gereihet, Gebürge und Höhen, eine hinter der andern dem Auge sich darstellen; alle sind einförmig wild mit niederem Walde bedeckt, so wie auch selbst das Arrayal rundum von Waldungen eingeschlossen wird. Diese weiten schwach bewohnten Wildnisse waren vor etwa 60 bis 70 Jahren von den Urbewohnern, den Camacans, bevölkert, die jetzt sämmtlich schon in die großen Hochwälder der Seeküste näher hinabgedrängt sind, wo ihnen noch lange ein freies unangefochtenes Jagdrevier bleiben wird.

Ich fand jetzt in den menschenleeren Wäldern in der Nähe von Conquista nur Beschäftigung durch die mannichfaltigen Gewächse, deren Blumen zum Theil die lieblichsten Wohlgerüche entgegen hauchten, ehe man sie selbst noch entdecken konnte. Einzelne Wohnungen oder Fazendas,, deren man gewöhnlich nach einem Wege von drey, vier, fünf bis sechs Legoas eine erreicht, unterbrechen nur selten die Einförmigkeit dieser Reise. Ich übernachtete am Abend des ersten Tages auf der Fazenda von Priguiça, wo sich ein nettes, mit Backsteinen geplattetes Haus befand, das sich vor den anderen dieser Gegend vortheilhaft auszeichnete, ob es gleich nicht groß war. In der Abenddämmerung ertönte in den benachbarten Waldsümpfen das sonderbare Concert des schmiedenden Laubfrosches (Ferreiro), welches dem Lärm eines vereinten Haufens von Blechschlägern gleicht; es war uns aber nicht möglich eines jener sonderbaren Thiere zu fangen.

Einer meiner Leute, welcher später der Tropa nachgefolgt war, hatte mit seinem Stocke auf einem niederen Baumzweige die große Nachtschwalbe erlegt, deren früher unter dem Nah-

men des Caprimulgus aethereus erwähnt worden ist. Diese Vögel sind in den Wäldern häufig, und nähren sich besonders von Schmetterlingen, deren größere Arten, dem prachtvoll blauen Papilio Nestor und Menelaus, so wie dem weißen Laërtes, Fabr. sie nachstellen. Da dieser sonderbare Dämmerungsvogel, dessen ungeheuer weiter Rachen zum Fange dieser Insekten vollkommen geeignet ist, die großen Flügel derselben nicht mit verschluckt, so sieht man dieselben überall auf der Erde umhergestreut liegen. Ich fand in den Wäldern dieser Gegend auch noch eine andere wahrscheinlich bis jetzt unbekannte schöne Art der Nachtschwalben (*), welche sich durch eine lebhaft orangefarbene Iris auszeichnet. Die obengenannten beyden Arten schöner Schmetterlinge bemerkten wir besonders häufig am zweyten Tage unserer Reise, als wir Priguiça verließen. Hier war der Wald höher, schattenreicher und mehr geschlossen als am ersten Tage; die großen Schmetterlinge flatterten in bedeutender Anzahl hoch oben an den Gipfeln der Bäume, wo sie

(*) Caprimulgus leucopterus: so nenne ich diese schöne Art, welche ich in keinem naturhistorischen Werke beschrieben finde. Weibchen 11 Zoll 6 Linien lang, 22 Zoll 6 Linien breit; Iris des Auges hoch orangefarben; Schnabel sehr breit und gebildet wie an Caprimulgus grandis; Ferse sehr kurz und nackt, kaum 4 Linien hoch; Flügel schmal und lang; Schwanz aus 10 ziemlich gleichen Federn bestehend, nur die äußerste von ihnen ist ein wenig kürzer; Gefieder bey dem ersten Anblicke ziemlich dunkel schwarzbräunlich, nur bilden die größeren hinteren Flügeldeckfedern einen langen weißlichen Fleck auf diesen Theilen; Bauch heller als der übrige Körper, ins Weißliche ziehend; Kopf schwarzbraun, über jedem Auge ein gelblich weißes Fleckchen und ein ähnlicher Streif bis nach dem Schnabel; Hinterkopf mit feinen blaß-gelbröthlichen Querlinien auf schwarzbraunem Grunde: Nacken und Oberhals etwas mehr mit weißlicher Zeichnung versehen; Rücken schwarzbraun mit feiner weißlicher oder gelbröthlicher Querzeichnung, Unterrücken mehr schwarzbraun; Schultern schwarzbraun, die mittlere Ordnung der Deckfedern so wie die hinteren der größten Ordnung sind weiß, und an ihrer Spitze und äußeren Fahne schwarzbraun marmorirt: Schwanz schwarzbraun, sehr dunkel, mit etwa sieben blässer darauf abgezeichneten verloschen marmorirten Querbinden: innerer Flügel schwarzbraun; Kinn weißlich, die Federn aber an der Spitze etwas gelblich und schwärzlich gefärbt; Kehle graubraun und gelblich gemischt, Unterhals und Oberbrust eben so, nur mehr gelbröthlich gefleckt, und mit großen schwarzbraunen Flecken bezeichnet; Bauch, After und Steiß grauweißlich, fein marmorirt, dabey an Brust und Bauch mit feinen Schaftstrichen. Das Männchen ist heller oder mehr weißlich gefärbt als das Weibchen.

von einer unendlichen Menge duftender, weißlicher und gelblicher Baumblüthen angelockt wurden, daher war es nicht möglich einen einzigen derselben mit dem Netze zu erreichen. In den Strahlen der blendenden Mittagssonne blitzen die Flügel dieser prächtigen Insekten ungemein schön, besonders wenn man von einer Höhe auf sie herabsieht; die himmelblauen Flügel des Papilio Menelaus schillern dann das herrlichste Violet, die des Nestor blau, in verschiedenen Schattirungen, und der große bläulich weiße Laërtes des Fabricius ist ebenfalls in diesen Wäldern sehr häufig, dabey leichter zu fangen als der Menelaus. Diese beyden prächtigen blauen Schmetterlinge findet man schon südlich in der Gegend von Rio de Janeiro häufig; überhaupt bilden diese schönen Insekten die größte Zierde der Wälder; hierhin gehört auch besonders der schwarz und goldgrün gestreifte Papilio Leilus, welchen wir zu Villa Nova de Almeida und am Mucuri besonders häufig fanden. Er ist daselbst in offenen Gegenden selbst an der See ziemlich zahlreich. Ich habe im ersten Theile dieser Reisebeschreibung gesagt, daß in einer gewissen Gegend die Nymphales am zahlreichsten wären; ich bemerke daher, daß die Schmalflügler (Heliconii), in der von mir bereisten Gegend, im Allgemeinen die zahlreichste Familie der Schmetterlinge ausmachen. Sie flattern überall in den Wäldern umher, besonders der Feuerfleck, Heliconius Phyllis, ferner Sara, Egena mit ihren mancherley Verwandten und Varietäten, so wie mehrere andere. Auf offenen Wiesen und Triften ist wohl einer der gemeinsten der Papilio Plexippus Fabr.; der selbst in Nord-Amerika gefunden wird; in den großen Urwäldern überall der klappernde Schmetterling, der ein solches Geräusch, wahrscheinlich mit seinem Saugrüssel hervorbringt, und schon von Langsdorf zu Sta. Catharina erwähnt ward, so wie Climena (Cramer Tab. XXIV. F.), welcher die Zahl 88 auf der unteren Seite seiner Flügel trägt. Andere schönere Arten sind seltener, zum Beyspiel Dimas, Zacynthus, Polydamas, Mutius, Dolicaon u. s. w.

Da die Hitze an diesem Tage groß war, so suchten die erschöpften Lastthiere emsig das Wasser, welches uns beynahe einen Verlust zugezogen hätte; denn das eine derselben warf sich plötzlich in einem Waldsumpfe nieder, so daß das Morwasser in die Kisten eindrang, und die darin befindlichen Gegenstände beynahe unbrauchbar machte. Dergleichen Zufällen ist der Reisende in diesen Einöden häufig unterworfen, und verliert zuweilen durch unbändige Maulthiere, durch Nachläßigkeit der Tropeiros, oder durch Regenwetter die Frucht angestrengter Bemühungen und langer beschwerlicher Reisen.

Nachdem ich den Urwald verlassen hatte, trat ich in eine Gegend von hohen sanft abgerundeten Hügeln ein, welche mit niederen Gesträuchen oder mit weiten Gehägen einer Somambaya (Farrenkraut, Pteris caudata) bewachsen war. Dieser Farren hat die Eigenschaft, daß er gesellschaftlich weite Strecken Landes, gewöhnlich wüste Heiden im Walde überzieht, eine sonst seltene Erscheinung in dieser Gegend von Brasilien und wahrscheinlich in allen heißen Ländern, da in diesem Clima die Gewächse selten gleichartig vereint vorzukommen pflegen, wie in den gemäßigten und kalten Gegenden unserer Erde (*). Die jungen Triebe des hier erwähnten Farren sollen das Rindvieh tödten, wenn es davon genießt. Eine ähnliche Wirkung in Absicht auf die Pferde schreibt man einer hier wachsenden Art von Bromelia zu. Da seit langer Zeit kein Regen gefallen war, so erschienen diese Einöden jetzt völlig verdorrt; solche Trockenheit tödtet in manchen Gegenden des Sertam von Bahia eine Menge Rindvieh und verursacht bedeutenden Schaden; daher sieht man sich oft genöthigt, das Vieh alsdann aufzusuchen und es nach feuchteren Gegenden zu treiben. Oft steckt man auf diesen trockenen Höhen das Farrenkraut in Brand, um durch

(*) Hierüber siehe v. Humboldt De distributione geographica plantarum pag. 50. Zu diesen Gewächsen gehören im östlichen Brasilien Conocarpus, Avicennia, mehrere Arten von Rhexia, einige hohe Rohrarten (Bambusa?). Das Ubá und Taquarussú, die Küstenzwergpalme, mehrere Filices, besonders die Pteris caudata, mehrere Grasarten, Cecropia, Bignonia u. s. w.

diese Düngung dem Boden etwas Gras für das Vieh zu entlocken.

Doch hat selbst in diese öden dürren Heiden die Natur Gewächse gepflanzt, welche der Trockenheit vortrefflich zu widerstehen scheinen; zu diesen gehört besonders eine schöne Bignonia mit großen hoch-citrongelben Blumen, welche 8 bis 10 Fuß hoch wird, und eine Cassia mit aufrechten, hoch-orangefarbenen Blumenähren; beyde geben einen vorzüglich schönen Anblick. Dieser letztere Baum ist schon früher erwähnt worden; er macht mit seinem hellgrünen Laube eine große, völlig kugelförmig geschlossene Krone, aus welcher jetzt noch die grünen, sehr langen gegliederten Schoten herabhingen. In den Gebüschen steigt hier eine Art von Palme empor, die höchstens 20 bis 30 Fuß hoch wird und zu der Cocosform gehört, der einzigen auf dieser Reise von mir gefundenen Palmenbildung; ihre Blätter (frondes) stehen am Stamme etwa vier- bis fünfzeilig, und die Fruchttraube trägt Früchte von der Größe einer kleinen Aprikose, die mit orangefarbigem süßlichem Fleische überzogen sind. Die Araras lieben diese Frucht besonders und brechen die darin befindliche Nuß mit ihrem Schnabel sehr leicht; auch für Menschen ist der innere Kern eßbar, und das Vieh frißt das umgebende Fleisch sehr gern. Man belegt diese Palme in der Gegend von Nazareth mit dem Nahmen der Cocos de Licuri, sie darf aber nicht mit der im ersten Theile dieser Reise erwähnten Aricuri verwechselt werden, mit welcher sie, besonders in Hinsicht der Früchte, Ähnlichkeit hat.

In den trockenen erhitzten Höhen, welche wir durchzogen, fielen Menschen und Thiere gleich gierig über einige klare Bäche her, welche wir in den Thälern fanden; ihr Wasser war gut und kühl, ob man gleich sonst im Allgemeinen in diesem Sertam äußerst schlechtes Trinkwasser findet. Dieses Mangels an gutem Wasser zum Löschen des Durstes ungeachtet sind, wie der Reisende leicht bemerkt, in diesen höheren trockenen Gegenden die Fieber ungleich seltener, als in den großen Küstenwäldern.

Diejenigen, welche in den von mir bereisten Gegenden herrschen, zeichnen sich jedoch vor denen anderer Provinzen sehr durch einen weit milderen Charakter aus; so hat man zum Beyspiel am Rio S. Francisco in der Zeit wenn der Fluß von seinem hohen Stande herabfällt, Epidemien, welche viele Menschen wegraffen, und besonders fremden, des Climas ungewohnten Reisenden sehr leicht gefährlich werden.

Gegen Abend erreichte ich eine alte verlassene Fazenda, Taquara genannt, wo nur ein Paar elende Lehmhütten in einem sehr baufälligen Zustande sich befanden; sie waren durchaus umgeben von einigen Gebüschen, von weiten dürren Gehägen von Farrenkraut (Pteris caudata) und an einigen Stellen von dichten Gesträuchen einer 3 bis 4 Fuß hohen Pflanze, einer neuen Art von Tagetes, die einen starken sehr angenehmen Geruch verbreitet. Hier fanden wir einen Vieh-Coral, den die vorüberziehenden Boiadas gebrauchen, um während der Nacht ihre Ochsen hineinzutreiben. Wir versuchten in den Hütten zu übernachten, allein eine unzählige Menge von Flöhen und Erdflöhen bedeckte sogleich alle unsere Kleidungsstücke und wir hielten es daher für rathsamer im freien Felde ein Bivouac zu beziehen. Man zündete die Feuer an um zu kochen, und durchstreifte die nahen Gebüsche nach dürrem Brennholze, wobey einer meiner Leute ganz in unserer Nähe, neben dem einen der Gebäude eine Klapperschlange (Cobra Cascavela) entdeckte. Das Thier lag, als wir sämmtlich hinzu kamen, in größter Ruhe da, und schien sich wegen der ungewohnten Beschauer nicht im mindesten zu beunruhigen, so daß es uns nicht schwer ward, es mit einem kleinen Stöckchen, vermöge einiger Schläge auf den Kopf zu betäuben und zu tödten. Der übrige Rest des Abends wurde nun der Betrachtung unserer Beute gewidmet, welche nachher in einem zu dieser Absicht mitgeführten Fäßchen mit Branntwein conservirt wurde. Aus diesem Vorfalle ist es einleuchtend, wie unrichtig und übertrieben die Schilderungen dieses Thieres in vielen naturhistorischen Werken sind; denn

diese Schlange kann, wie auch Bartram erzählt, nur dann gefährlich werden, wenn man sich ihr unbemerkt zu sehr genähert und sie dadurch zur Vertheidigung gereizt hat. Man wird unter den verschiedenen Geschlechtern dieser Reptilien nicht leicht eine von trägerem Naturell finden, als die Klapperschlange (Crotalus horridus, Linn.), welche Daudin sehr gut beschrieben hat; sie erreicht eine Länge von fünf bis neun Fuß und für diese Ausdehnung eine beträchtliche Dicke; ihre Farbe ist sehr einfach, graubraun, allein mit helleren und dunkleren rautenförmigen Zeichnungen angenehm abwechselnd.

Kaum hatte die Morgendämmerung der feuchten Nacht ein Ende gemacht, so war unsere Tropa schon beladen und in Bewegung. Wir durchzogen eine weite, mit niederen Gebüschen und mit Weide abwechselnde Wildniß. Schön hochgelb blühende Cassia-Stämme, Bignonien, Mimosen und Licuri-Palmen bilden hier den Kern der Gebüsche, daher hat die Landschaft bey einem rauhen wilden Charakter, dennoch mahlerische Ansichten. Tiefe Thäler durchschneiden wild diese steil sich erhebenden Höhen, in den Tiefen ist finsterer Wald, überall rothgelber Lettenboden, und allenthalben erscheinen die gelben kegelförmig aufgethürmten Gebäude der Termiten. Zur Belebung der Landschaft dient hie und da Rindvieh, welches scheu die ungewohnte Erscheinung der Wanderer anstaunt. Hier lebt der Perikit mit orangefarbenem Bauche (Psittacus cactorum) und die kleine lang geschwänzte Taube (Columba squamosa) sehr häufig. In den trockenen Catinga-Wäldern und Gebüschen dieser Gegend kann man sich nicht genug vor den kleinen an den Seiten des Weges befindlichen Zweigen schützen; denn sie sind wörtlich genommen, mit unzähligen kleinen Carapathos (Acarus) inkrustirt, wovon sie völlig röthlich gefärbt erscheinen. Berührt man ein solches Ästchen, so empfindet man bald ein unbeschreibliches Jucken über den ganzen Körper; denn diese jungen Thiere von der Größe einer Nadelspitze verbreiten sich überall und sind so peinigend, daß man weder bey Tag noch bey Nacht Ruhe findet, bis man

sich ihrer entledigt hat. Beynahe unsere ganze Gesellschaft litt an diesem quälenden Übel, und es giebt dagegen kein anderes sicheres Mittel, als den ganzen Körper mit eingeweichtem Rauchtabak anzustreichen, wovon sie sogleich sterben. Diese beschwerlichen Insekten sind, in den inneren trockenen Gegenden von Süd-Amerika, eine der größten Unannehmlichkeiten für den Reisenden und sie ersetzen die Mosquitos der feuchten wasserreichen Urwälder vollkommen. Es giebt deren, welche eine bedeutende Größe erreichen, und oft schlimme Wunden verursachen, wenn sie nicht mit gehöriger Vorsicht ausgezogen werden; die kleineren jungen Thiere sollen bey unreinlichen Menschen sogar oft Hautkrankheiten erzeugen. In Paraguay nennt man dieses Insekt Vinchuca (*) und im Französischen Guiana Tique (**). An den Zweigen der Bäume sahen wir große Haufen junger schwarzer Heuschrecken (Gryllus), ein Geschlecht, welches in Brasilien eine große Menge von Arten zählt, wovon einige sehr groß, andere aber schön gezeichnet sind. Die großen Züge dieser Thiere indessen, welche Azara (***) beschreibt, habe ich nicht gesehen, es scheint, daß sie mehr in den ebenen offenen Gegenden vorkommen.

Ich erreichte das kleine Arrayal von Os Possôes, wo der Geistliche ein großer Liebhaber von starken Getränken zu seyn schien, da er in hohem Grade betrunken war. Der Ort hat etwa 12 Häuser und eine kleine Kapelle von Letten erbaut. Nicht fern von hier beginnt das Gebiet des Capitam Mor Antonio Dies de Miranda, welcher gewöhnlich die Fazenda von Uruba bewohnt, wohin er mich eingeladen hatte. Sein Vater, der Coronel João Gonçalves da Costa, so wie mehrere seiner Söhne besitzen gemeinschaftlich ein bedeutendes Stück Land, wo sie eine sehr einträgliche wilde Viehzucht unter-

(*) Azara Voyages etc. Vol I. pag. 208.

(**) Siehe Barrère Beschreibung von Cayenne, die deutsche Uebersetzung pag. 49.

(***) Azara Voyages etc. Vol. I. pag. 214.

halten. Der Weg nach Uruba führte mich meist durch vertrocknete Gebüsche im Sandboden, wo ich sehr häufig drey neue noch nicht gesehene Cactus-Arten fand. Die eine derselben zeichnet sich durch sehr starkwollige junge Triebe aus, und eine andere durch hochrothe, kopfförmig vereinte Blüthen an den Enden der Zweige, gleich unsern Disteln, welche beynahe die Farbe der Blumen des Cactus flagelliformis haben. Diese Gegend zeigte wenig Abwechslung, der Boden bestand überall aus gelbrothem Thone, und nur die Cocos de Licuri erheiterte, wiewohl spärlich, diese trockene wilde Landschaft. Die prachtvollen hochrothen Araras sind hier äußerst häufig, sie setzten sich oft sehr in unserer Nähe auf die unteren Äste der höheren Bäume im Schatten nieder. Die Hitze war sehr drückend, da kein Lüftchen sie milderte und der trockene Lettenboden, so wie der weiße Sand die glühenden Strahlen der Mittagssonne zurückwarfen. Wir durchritten mehrere Corregos mit trübem salzigem Wasser (Agoa salobra); allein zwey andere, welche trefflich kühl und klar waren, stärkten und erquickten uns, besonders der crystallhelle Bach Uruba, der sich im dunkeln Schatten der Gebüsche zwischen schönen mit Kräutern grün bewachsenen Ufern dahin windet.

Gegen Abend erreichte ich ansehnliche Höhen, wo wir in der Nähe eines Vieh-Corals, etwa eine halbe Stunde von der Fazenda zu Uruba lagerten. Die Nacht war still und angenehm; ein heller Mondschein zeigte die benachbarten Höhen in mannichfaltiger Beleuchtung; wir vernahmen die ganze Nacht hindurch eine Menge von Thierstimmen, da die lästigen Carapathos uns den erquickenden Schlaf entzogen. Als der Morgen anbrach und die umliegende Gegend erleuchtet war, fand ich mich höchst angenehm durch eine äußerst reizende Aussicht in ein tiefes Thal überrascht, in welchem die Fazenda von Uruba erbaut ist. Hohe Berge mit finsteren Urwäldern bedeckt, bilden daselbst einen tiefen Kessel, in dessen grünem, von dem Bache Uruba lieblich durchschlängeltem Grunde die rothen Ziegeldächer

der Wohnungen sehr mahlerisch hervortreten. Ich begab mich nun dorthin und fand im Hause des Herrn Capitam Mor eine sehr biedere Aufnahme, obgleich der Hausherr nicht gegenwärtig war. Seine Familie, die, wie er selbst, in der ganzen umliegenden Gegend einer vorzüglichen Achtung genießt, überhäufte mich mit Beweisen von Gastfreundschaft. Man trieb die Höflichkeit so weit, daß man mir auf die Höhe des Berges, wo sich unser Bivouac befand, eine Menge von Lebensmitteln für meine ganze Tropa zusandte; mehrere Sclaven und Sclavinnen waren damit beladen. Gerne würde ich bey diesen guten Menschen länger verweilt haben; weil aber der Hausherr abwesend war, und mir deshalb ein längerer Aufenthalt keine bedeutende Vortheile gebracht haben würde, so entschloß ich mich an diesem Tage noch meine Reise weiter fortzusetzen, und kehrte gegen Mittag, nachdem ich einige schöne redende Papageyen zum Geschenke erhalten hatte, zu meiner Tropa zurück. Wir brachen auf und erreichten noch heute die Fazenda zu Ladeira, die in einem äußerst tiefen Thale in einer höchst gebürgigten Gegend liegt, und ebenfalls Eigenthum der Familie des Capitam Mor ist. Das Hinabsteigen durch den einförmigen, die ganze Gegend bedeckenden Wald war für unsere Maulthiere höchst beschwerlich und die Unannehmlichkeit dieser Reise wurde durch ein heftiges Regenwetter bedeutend vermehrt, das uns den ganzen Nachmittag verfolgte. Als wir im Grunde des tiefen Thales angekommen waren, zeigten sich uns manche neue wilde Scenen; hohe alte Bäume behangen und verwirrt von langen Zöpfen des Bartmooses (Tillandsia) von den Portugiesen Barba do Pao genannt, bildeten höchst sonderbare Gestalten; hier waren die großen rothen Araras sehr häufig und wegen des Regens so wenig scheu, daß sie auf den Bäumen sitzen blieben, unter welchen unsere lärmende Tropa hinabzog. Zu Ladeira fanden wir einige schlechte Hütten ziemlich geräumig von Letten und Holz erbaut, und von Negersclaven bewohnt, welche über das

Rindvieh in den benachbarten Wildnissen die Aufsicht führen; auch befinden sich ansehnliche Pflanzungen von Baumwolle hier.

Sechs Legoas von hier entfernt wohnt der Vater des Capitam Mor, der Coronel João Gonçalves da Costa auf seiner Fazenda von Cachoeira. Die Bekanntschaft dieses Mannes, der zuerst diesen Sertam mit brauchbaren Wegen versah, und die Urbewohner in allen Richtungen bekriegte, wünschte ich vorzüglich zu machen, da ich durch ihn ohne Zweifel die sichersten Nachrichten von dieser Gegend erhalten konnte. Ich folgte dem Wege durch eine unwirthbare menschenleere Wildniß, in welcher aneinander gedrängt, ein Berg hinter dem andern sich erhob; alle lagen einförmig mit dicht verflochtenem Niederwalde rauh und wild bedeckt, und mit hervortretenden Felsenmassen gemischt vor uns. Manche dieser Berge sind nackte und mannichfaltig geformte Steinmassen, oben meistens sanft abgerundet; an den vom Walde entblößten Stellen zeigte sich das Erdreich als ein gelbrother Thon. Gebüsche fein gefiederter stachlicher Mimosen, hier und da mit schön blühenden Pflanzen gemischt, unter welchen ich nur eines Prachtgewächses, einer neuen Art von Ipomaea mit hoch brennend-feuerfarbigen großen Blumen erwähnen will, bildeten zu beyden Seiten eine Einfassung des Weges. Die Felsmassen von den sonderbarsten Gestalten, oft gleich Thürmen oder Kanzeln einzeln über das Gebüsch hervortretend, sind überall in diesen Bergen von der kleinen Cavia bewohnt, welche unter dem Nahmen des Mocó schon früher erwähnt worden ist, und auf welche wegen ihres für schmackhaft gehaltenen Fleisches, häufig Jagd gemacht wird. Ehemals durchstreiften feindselige Camacans diese weiten Wildnisse, und nur mit Lebensgefahr konnte der Reisende sich in dieselben wagen, bis man sie in die der Küste näher gelegenen Waldungen verbannte, und dort im Jahre 1806 den völligen Frieden mit ihnen zu Stande brachte. In diesen trockenen Felsenwäldern herrschte eine unglaubliche Hitze, kein Lüftchen wehete, und die Sonnenstrahlen wurden von allen Seiten zurück-

geworfen; selbst der Boden war heiß, Menschen und Thiere waren erschöpft, nur die stolzen Araras in unserer Nähe schienen sich hier jetzt recht zu gefallen; sie flogen schreiend umher, während selbst die meisten anderen Vögel auf einem schattigen Zweige ihre Mittagsruhe hielten. Wir entsagten derselben und setzten während der größten Hitze des Mittags die Reise bis gegen Abend fort, wo wir die Fazenda in einer Ausbreitung des wilden Gebürgthales erreichten, und von dem anstrengenden Tagewerke ausruheten.

Zu Fazenda da Cachoeira haben die Neger um die Wohnung des Coronel João Gonçalves da Costa, durch ihre Hütten ein Dörfchen gebildet; die Lage desselben ist nicht reizend, sondern giebt einen traurigen todten Anblick, der mich an die Schilderungen afrikanischer Landschaften lebhaft erinnerte. Der Besitzer, dessen Haus kürzlich abgebrannt war, wohnt gewöhnlich auf einer benachbarten Pflanzung; er befand sich jetzt zufällig hier. Ich fand in ihm einen alten 86jährigen Greis, welcher noch rüstig und thätig war, und an Lebhaftigkeit des Geistes viele junge Leute übertraf; man erkannte noch, daß er in seiner Jugend einen hohen Grad an Körperkraft, Muth und Unternehmungsgeist besessen haben mußte. Er empfieng mich sehr zuvorkommend und freute sich einen Europäer zu sehen. Seine Unterhaltung muß einem jeden Reisenden belehrend und erfreuend seyn. In einem Alter von 16 Jahren trieb ihn seine Neigung fremde Länder zu besuchen, sein Vaterland Portugal zu verlassen und in diesen wilden Gebürgen des Sertam der Capitania von Bahia hatte sich ihm dann ein weites Feld vieljähriger Arbeit eröffnet. Mit vieler Entschlossenheit und Ausdauer bekriegte er die Patachos (von ihm Cutachos genannt), die Camacans und die Botocudos. Er durchstreifte mit bedeutenden Unkosten und unter den anhaltendsten Anstrengungen jene Urwälder, beschiffte zuerst mehrere Flüsse, den Rio Pardo, Rio das Contas, Rio dos Ilhéos, so wie einen Theil des Rio Grande de Belmonte, und fand ihre

Mündungen in die See, auch zum Theil ihren Zusammenhang unter einander. Am Rio Pardo schlug er sich zu wiederholten Malen mit den Botocudos. Oft fand er bey diesen Unternehmungen Gelegenheit seine große Entschlossenheit und Geistesgegenwart zu zeigen: so kam er zum Beyspiel eines Tages mit wenig Bewaffneten zufällig einer großen Rancharia der Patachos so nahe, daß es ihm unmöglich war auszuweichen; er verbarg sich daher möglichst schnell mit zwey Begleitern hinter und auf einem schräg liegenden Baumstamme, und ließ einige andere von seiner Begleitung die Wilden umgehen. Da er nicht hoffen durfte lange in dieser gefährlichen Lage unbemerkt zu bleiben, so faßte er einen raschen Entschluß, stürzte sich mit seinen beyden Begleitern mitten unter die sorglosen Wilden und brannte seine beyden Pistolen unter sie ab, worauf sie, von einem panischen Schrecken ergriffen, sämmtlich die Flucht nahmen und ihm noch einige Gefangene zurück ließen. Später hat er viele Camacans entwildert und getauft, und sie alsdann mit Vortheil auf seinen Zügen gegen andere Wilde gebraucht. Mit den Weißen vereint, so versicherte er mir, zeigen diese Leute immer viel Muth in Gefechten. Als er zuerst in dieser wilden Gegend sich anbaute, waren die Wälder voll von Raubthieren; er erlegte in dem ersten Monate allein 24 Unzen (Yauareté), und alsdann monatlich eine gewisse Zahl, die aber immer mehr abnahm, so daß er es endlich wagen durfte eine wilde Rindviehzucht hier anzulegen, welches wegen dieser gefährlichen großen Katzen im Anfange ganz unausführbar gewesen seyn würde. Später legte er alsdann mehrere Wege und Straßen an, worunter die, welche über Tamburil hinauf nach den Gränzen von Minas Geraës führt, die bedeutendste ist; sie kostete ihm viele Zeit und erforderte bedeutende Auslagen, welche ihm bis jetzt die Regierung nicht ersetzt hat. Statt dessen erhob man ihn zur Belohnung vom Range des Capitam Mor zum Grade eines Obristen (Coronel). Er brachte den größeren Theil seiner Muse auf seinen Ländereyen und Fazen-

das hin, wo er große Pflanzungen von Baumwolle und Mays anlegte, auch höchst freygebig und zuvorkommend den Reisenden mit diesem letzteren Produkte aushilft. Der Fremdling, welcher diesen einsamen menschenleeren Sertam durchzieht, wird nie der gastfreundlichen Aufnahme vergessen, welche er bey der Familie des Coronel Da Costa, besonders bey seinem Sohne, dem Capitam Mor Miranda erfuhr; ihr Andenken lebt selbst in fernen Ländern fort, und stiftet ihnen ein unvergängliches Denkmal.

Von Cachoeira bleibt das Gebürge stets wild und einförmig mit Waldungen bis zu dem Thale des Rio das Contas bedeckt, welchen man von hier aus in einer Tagereise erreicht. Ich fand bey einer bedeutenden Hitze großen Wassermangel auf diesem Wege. Die Corregos sind von salzigem Geschmacke, wahrscheinlich weil diese Wasser salzige schwefelhaltige Erdschichten auflösen, denn sie sind selbst trübe und weißlich gefärbt. Termitenhügel und Araras sind die zoologischen Merkwürdigkeiten dieses Weges; beyde zeigen sich in großer Anzahl. Aus dem Pflanzenreiche zeigte sich den Reisenden mancher interessante Gegenstand; unter andern schönen Gewächsen ein 4 bis 5 Fuß hoher Strauch mit großen gelben, inwendig violet punktirten Röhrenblumen und schönen großen Blättern. Von drückender Hitze und abwechselnd von Gewittern belästigt, setzten wir die Reise durch ununterbrochene niedere Waldungen fort; die Corregos waren größtentheils vertrocknet, und wir sehnten uns umsonst nach einem Labsale für den lechzenden Durst, bis gegen Abend das Gebürge sich etwas öffnete und uns herrliche Abstufungen von mannichfaltiger Abwechslung und Beleuchtung zeigte, aus welcher man sogleich auf die Nähe eines bedeutenden Flusses schließen konnte. Wirklich stiegen wir auch bald anhaltend hinab, bis wir das Ufer des Flusses erreichten.

Der Rio das Contas, ursprünglich Jussiappe, entspringt in der Comarca da Jacobina, und nimmt mehrere

Flüsse auf. Er war hier an der Stelle, wo ich sein Ufer erreichte, kaum 60 Schritte breit, soll aber bald zunehmen, und seiner Mündung näher, beträchtlicher seyn (*). Wir durchritten ihn ohne Mühe, und fanden an seinem nördlichen Ufer ein Paar Hütten, in denen der Grundeigenthümer dieser Gegend, Coronel de Sa, ein Paar Familien seiner Negersclaven angesiedelt hat und eine Venda hält, in welcher die Reisenden Mays, Branntwein und Rapadura haben können. Der Coronel bewohnt eine bedeutende Fazenda fünf Legoas weiter am Flusse hinabwärts. Die Ufer des Rio das Contas waren an der Stelle, wo ich sie sah, sehr mahlerisch; grüne mannichfaltig gebildete Waldberge erheben sich überall, am Fuße derselben sieht man hohe Gebüsche schöner schattenreicher Waldbäume, und hier und da grüne Weideplätze. Das Ufer selbst beschatten alte Mimosen mit ihrem zart gefiedertem Laube, aus deren Schatten der rauhe laute Ruf der Araras hervorschallt. Diese Gegend, welche noch sehr wenig bewohnt ist, wird im Allgemeinen als Fieber erzeugend angesehen; der alte Coronel Da Costa versicherte mich jedoch, daß die Ursache dieser Epidemien nicht in dem Clima selbst, sondern in der Fäulniß einer großen Menge von Baumwollenkernen zu suchen sey, welche man alljährlich in den Fluß zu werfen pflegte; seitdem man

(*) Die Corografia brasilica giebt T. II. pag. 101 von diesem Flusse folgende Nachricht: „Er hat seinen Ursprung und ersten Zufluß in der Comarca da Jacobina; von der nördlichen Seite nimmt er auf den Rio Prêto, das Pedras, den Managerú, den Ribeirâo d'Arêa, den Pires, den Agoa-Branca, Oricó-guassú, welche große Wälder durchfließen, in denen man zahlreiche Colonien anlegen könnte. Von der südlichen Seite nimmt er den Fluß Grugungy auf, der ihm an Stärke wenig nachgiebt, und dessen Hauptarm der Rio Salina ist. Die Patachós-Indianer beherrschen seine Nachbarschaft. Unter der genannten Vereinigung ist die Ansiedlung von Dos Funis, wo der Fluß getheilt mit Schnelligkeit und zwischen Felsstücken beynahe verborgen dahin eilt. Die Mündung des Rio das Contas (oder wie man auch wohl sagt de Contas) liegt etwa 10 Legoas südlich von der Ponta Muttá, und eben so weit nördlich von Ilhéos. Sumacas (zweymastige Schiffe, kleine Briggs) beschiffen ihn 4 Legoas weit aufwärts bis zu der ersten Cachoeira, wo sich eine volkreiche Aldea mit einer Einsiedeley befindet.“

dieses abgestellt habe, hätten sich auch die Fieber verloren. Wir fischten öfters in den Flüssen dieser Gegend, dem Ilhéos, Tahype und anderen, kleine zarte Wasserpflanzen, wovon die eine, eine Azolla, auf der Oberfläche des Wassers, die andere, Potamogeton tenuifolius, Humb. und Bompl., etwas tiefer sich zeigte, und mit einer neuen Art von Caulinia vermischt war.

Die Wälder an den Ufern des Rio das Contas enthalten manche naturhistorische Merkwürdigkeiten. Ich bemerkte bey Annäherung des Abends eine große Menge von Kröten (Bufo Agua, Linn.) zum Theil von colossaler Größe, deren blaß graugelbliche Haut auf dem Rücken mit irregulären schwarzbraunen Flecken bezeichnet war (*), und in den Sümpfen erschallte die klingende Stimme des Ferreiro. Die Jäger der Gegend versicherten mich allgemein, daß man hier eine Art von Jacú (Penelope) finde, welche in anderen mehr südlich und der Küste näher gelegenen Gegenden nicht vorkomme; ich bekam diesen Vogel zwar nicht zu Gesicht, muß indessen nach der Beschreibung vermuthen, das er Linné's Penelope cristata ist. Als wir uns in der Abenddämmerung nach unseren grasenden Maulthieren umsahen, fanden wir diese von einer Menge großer Fledermäuse bedroht, welche mit lautem Geräusche ihrer Flügel dieselben umflatterten; es war indessen jetzt nichts gegen diese bösen Feinde zu unternehmen, da es schon zu dunkel war um sie zu schießen. Am folgenden Morgen bemerkten wir leider, daß unsere Besorgniß nicht ungegründet gewesen war, denn wir fanden unsere Thiere sämmtlich am Wiederrisse sehr stark blutend, und es war nicht schwer zu erkennen, daß mehrere solcher Aderlässe sie für den Gebrauch dieses Tages völlig untüchtig gemacht haben würden. Die Blattnasen (Phyllostomus) beißen eine bedeutende Öffnung in die Haut, und saugen das Blut aus der geöffneten Ader, welches, nachdem sie sich gesät-

(*) Daudin giebt in seiner Histoire naturelle des rainettes, des grenouilles et des crapauds Pl. XXXVII. eine ziemlich gute Abbildung von diesem Thiere.

tigt haben, noch lange zu fließen fortfährt. Koster erzählt, daß man in manchen Gegenden ein Eulenfell an die Thiere hänge, um sie gegen diese schlimmen Feinde zu schützen (*). Zu welcher Art die hier in Menge sich aufhaltenden großen Blattnasen gehören, kann ich nicht bestimmen; doch vermuthe ich, nach der Angabe der Einwohner, daß es Guandirás oder Jandirás (**) waren. Ich fand bey meiner Abreise von der genannten Stelle die Gebüsche und Wälder mit einer großen Menge schöner wilder Tauben angefüllt, welche ich anfänglich für junge Vögel der Columba speciosa hielt, von denen es mir aber höchst wahrscheinlich wurde, daß sie zu einer besondern Art gehören (***), die mir noch nicht vorgekommen war und deren Fleisch wir sehr schmackhaft fanden.

Ich folgte etwa eine Legoa weit dem Thale des Flusses, und wandte mich dann nördlich über das Gebürge. Hier leben äußerst wenige Menschen, und überall überzieht dichter Urwald das Land, in welchem an vielen Stellen das Dickicht von Bromelia-Stauden und hohem Rohre (Taquarussú) undurchdringlich gemacht wird; hier findet sich häufig der schöne gehaubte

(*) Siehe Kosters travels etc. p. 292.

(**) Das Guandirá, der von mir bereisten Gegenden, scheint eine von dem eigentlichen Wampir (Phyllostomus Spectrum) verschiedene Art zu seyn, welche ich Phyllostomus maximus nenne. Es übertrifft nicht nur den Wampir des Azara (Chauve-souris troisième ou chauve-souris brune) an Größe, sondern ist auch geschwänzt, ein Charakter, welcher dem letzteren gänzlich fehlen soll. Die Länge des Guandirá fand ich 5 Zoll 1 Linie, wovon der weiche nur in der Flughaut angedeutete Schwanz 7 1/2 Linien wegnimmt; Breite des ganzen Thieres 22 Zoll 10 Linien; Höhe seines äußeren Ohres über dem Kopfe 8 Linien; Höhe des Nasenblattes zwischen 4 und 5 Linien; Länge des Daumen 5 1/2 Linien; Länge der Fersenstütze oder des Sporn 11 1/3 Linien. Die Farbe des Thiers auf seinen oberen Theilen ist dunkel-graubraun, zuweilen etwas mehr röthlich, an den unteren Theilen blässer.

(***) Columba leucoptera, scheint größer als die Trocaës (Columba speciosa); Gestalt schlank; Schnabel schwärzlich, die Füße taubenroth; ganzes Gefieder aschgrau, die Federn am Halse mit einer feinen schwärzlichen Bogenlinie bezeichnet; Uropygium lebhaft aschblau; die Federn des vorderen Flügelrandes sind weiß, auch die, welche die Schwungfedern decken, daher der Flügel in dieser Gegend eine breite weiße Einfassung erhält.

Heher mit blauem Barte, der Acahé des Azara, (Corvus cyanopogon), welcher von den Bewohnern Géng-Geng benannt ist.

Einer meiner Leute, welcher mit bloßen Füßen neben den Maulthieren gieng, bemerkte noch zeitig genug eine nahe am Wege im trockenen Laube zusammengerollte ruhende Viper, um ihr einen tödtlichen Schlag beyzubringen. In Färbung und Gestalt schien sie bey dem ersten flüchtigen Blicke Ähnlichkeit mit der Jararacca zu haben; allein nach einer genaueren Betrachtung derselben, lernte ich eine von der letzteren ganz verschiedene Species kennen (*).

Unter mehreren von mir beobachteten Fällen erwähne ich den, wo ein Chinese ohnweit Caravellas bey einer Fazenda, in welcher ich mich gerade befand, von einer Schlange gebissen wurde. Da es schon spät und keine andere Hülfe zu finden war, so band ich den Fuß über der Wunde, auf der zwey sehr kleine Tropfen Blut standen, scarificirte sie und sog, da niemand aus Furcht sich dazu verstehen wollte, das Blut lange Zeit aus. Nun brannte ich die Wunde mit Schießpulver und machte Aufschläge von Kochsalz, welches ich auch nebst Branntwein innerlich gab.

Der Kranke hatte, so wie alle von Schlangen Gebissene, starke Schmerzen in dem Fuße, und war sehr für sein Leben

(*) Diese Giftschlange gehört zu dem von Merrem aufgestellten Genus Cophias (siehe dessen Versuch eines Systems der Amphibien pag. 154.) und ist eine noch unbeschriebene Art, welche ich wegen ihres schönen Sammtglanzes Cophias holosericeus nannte. Sie ähnelt in ihrer Gestalt und Farbe sehr der Jararacca (Cophias atrox) wird in Brasilien auch gewöhnlich mit der letzteren verwechselt; sie unterscheidet sich aber bey genauer Betrachtung sehr. Ihr Kopf ist platt und an den beyden Kiefergelenken sehr stark heraus tretend, daher beynahe pfeilförmig; ein jeder dieser austretenden Flügel des Kopfes ist auf dunkelem Grunde mit einem hellen Längsstreif bezeichnet, der seine Entstehung über dem Auge hat. Die Farbe der oberen Theile ist dunkel-kaffeebraun mit vorzüglich schönem Sammtschimmer, dabey mit helleren Flecken bezeichnet, welche länglich rauten-förmig gestaltet, und deren auf dem Rücken befindliche sich gegenüber liegende Spitzen ausgerandet sind. Länge des Thiers 22 Zoll 6 Linien, wovon der Schwanz 3 Zoll 5 1/2 Linien wegnimmt; Schwanzschuppen 46 Paar.

besorgt, vorzüglich da mehrere alte Leute mit der Behandlung nicht zufrieden waren, und ihm Thee von Kräutern kochten, welche ich nicht zu sehen bekam. Gegen Morgen verschwanden die Schmerzen und alle Besorgnisse; leider konnte die Art der Schlange nicht näher bestimmt werden, da er sie nicht getödtet hatte. Herr Sellow theilte mir einen anderen gefährlicheren Fall mit. Der junge Puri des Herrn Freyreiß, den er zu S. Fidelis gekauft hatte, wurde im October 1816, von einer Viper auf der Jagd in den Fuß gebissen. Das Bein war etwas geschwollen, als er nach einer guten halbe Stunde nach Hause kam. Man band den Fuß, scarificirte die Wunde und saugte sie öfters aus; innerlich bekam er statt eines anderen schweißtreibenden Mittels Branntwein. Nach mehrmaligem Ausbrennen mit Schießpulver legte man den Kranken in ein Schlafnetz und streute Cantharidenpulver in die Wunde. Der Fuß schwoll sehr an. Ein eben anwesender Mineiro brachte zwey Wurzeln, die er sehr rühmte; die eine war schwammig und geschmacklos, deshalb wurde sie verworfen; von der anderen, welche sehr bitter war und von der Aristolochia ringens zu seyn schien, wurde ein starker Thee gemacht. Ob ein erfolgtes Erbrechen von dem Thee, dem Branntwein, oder von dem Bisse herrührte, ist schwer zu entscheiden. Nach einer ruhigen Nacht waren Fuß und Schenkel bis zum doppelten Umfange angeschwollen; der Kranke war so gereizt, daß er bey dem geringsten Geräusche schrie und weinte. Da nach der Äußerung des Mineiro ein solcher Kranke kein weibliches Geschöpf ansehen durfte, so rief der junge Indier einem jungen Mädchen, sobald es sprach, sogleich zu: Maria cala a boca! Maria schweige still!

Da er Blut aus dem Munde auswarf, so gab man ihm kein Mittel mehr; auf den Fuß wurden ihm die Blätter (wahrscheinlich der Plumeria obovata) gelegt, welche der Kranke sehr lobte, da sie ihn vorzüglich kühlten; in die Wunde streuete man das Pulver der Wurzel dieser Pflanze. Er genaß nun bald.

Auf einer kleinen Reise in der Nähe von Rio de Janeiro

fand Herr Sellow einen von einer Schlange gebissenen Neger vollkommen erschöpft auf der Erde liegen. Sein Gesicht war aufgetrieben, er athmete heftig, und sollte aus Mund, Nase und Ohren geblutet haben. Man gab dem Kranken das Fett der großen Eidechse Teiü (Lacerta Teguixin, Linn.) ein, welches als gewöhnliches Arzneymittel in den Häusern der Brasilianer zu finden ist; vorher hatte man schon innerlich und äußerlich einen Thee von einer Art Verbena, welche Herr Sellow virgata benennen wird, gegeben, welcher den Schweiß befördern soll. Obschon Herr Sellow das Ende der Kur nicht abwarten konnte, so wird das Gesagte doch eine Idee von der Kurart solcher Kranken unter den brasilianischen Landbewohnern geben; überhaupt ist es dort wie bey uns: jeder kennt ein anderes Mittelchen, welches Vorzüge vor dem des anderen hat, welches gewiß hilft und auch wohl geheim gehalten wird. Mehr anempfohlen wird das Abbeten einer gewissen Anzahl »Vater Unser, Ave Maria« u. s. w.

An Hunden fand ich eine, wahrscheinlich nach der Art der Schlange, sehr verschiedene Wirkung des Bisses. Einer meiner Jagdhunde wurde in den sandigen Gebüschen an der Küste von einer Viper in den Hals gebissen; sogleich schwoll dieser so wie der Kopf so unförmlich an, daß man die Augen kaum finden konnte. Nach drey Tagen, während welcher Zeit ihm flüssiges Futter eingeschüttet werden mußte, verlor sich mit der Geschwulst die Krankheit; die Haut am Halse blieb aber immer schlaff und herabhängend. Der Hund hingegen, von dem ich im ersten Theile bey Gelegenheit meines Aufenthaltes zu Villa Viçoza erzählte, wurde Abends fünf Uhr ins Schulterblatt gebissen, und nachdem derselbe die ganze Nacht hindurch auf das heftigste geheult hatte und zum Theil sehr aufgeschwollen war, krepirte er des anderen Morgens um 10 Uhr.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich wieder zu der Erzählung der Reise zurück.

An einer kleinen vom Walde ringsum eingeschlossenen Wiese,

welche den Nahmen Cabeça do Boi (Ochsenkopf) trägt, brachte ich eine Nacht ohne Hütten hin; hier wuchs in unserer Nähe eine Aristolochia mit höchst sonderbar gebauter colossaler Blume von gelblicher Farbe, mit vielen violetbräunlichen Adern durchzogen. Herr von Humboldt erwähnt einer ähnlichen großen Blume dieses Genus, deren Blüthen die Knaben gleich einer Mütze über den Kopf zogen. Um an der genannten Stelle etwas Trinkwasser zu erhalten, war ich genöthigt mehrere Leute zur Aufsuchung desselben auszusenden. Sie fanden nach langem vergeblichem Suchen eine ziemlich klare Pfütze auf einem Felsen im dunkeln Walde; auch gossen sie das Wasser in Schaalen zusammen, welches zwischen den steifen Blättern der Bromelien sich gesammelt hatte. Auf diese Art wurde es uns möglich Menschen, Hunde und Papageyen zu tränken; unsere armen Lastthiere aber, welche nicht zu der Felsenpfütze hinansteigen konnten, mußten dursten bis zum folgenden Tage. Um ihre Qual möglichst bald zu lindern, brach ich am folgenden Morgen sehr früh auf, und durchzog wieder weite Waldungen, deren Bäume hier immer mehr an Höhe zunahmen, da man sich wieder der Seeküste nähert. Unter vielen uns neuen Gewächsen bemerkten wir drey verschiedene Arten von Ilex, mit schönen glänzenden, zum Theil großen Blättern. Die Rindviehheerden, welche man zum Verkaufe nach Bahia treibt, treten diese Waldstraße bey nasser Witterung dermaßen aus, daß die Thiere Gefahr laufen, die Beine zu brechen; überdies verursachen ihnen die steilen Höhen zum Theil sehr beschwerliche Hindernisse, vorzüglich wenn der steile fette Thonboden feucht und daher schlüpfrig geworden ist. Eine dieser Höhen besonders war äußerst angreifend; denn man braucht eine ganze Stunde, um ihren Gipfel zu erreichen. Ich fand hier starke Stämme des bauchigen Bombax oder Barrigudo-Baums, deren große weißliche Blüthen mit fünf schmalen länglichen Blättern in Menge auf der Erde umher gestreut lagen; es giebt mehrere Arten dieser bauchigen Bombax-Bäume, die sich durch die Ge-

stalt ihrer Blätter sogleich unterscheiden lassen; mehrere haben gelappte, die hier genannten aber ungetheilte Blätter. An den Baumstämmen bemerkte ich häufig eine schöne grün gefärbte und mannichfaltig abwechselnde Eidechse, die nicht scheu war, welche aber ihren Kehlsack sogleich aufbließ, wenn man sich ihr näherte; die Portugiesen haben ihr nach dieser Eigenschaft den Nahmen Paga Vento beygelegt (*).

Die nächsten Tagereisen führten mich durch hüglichtes Land, zum Theil mit weniger hohen Wäldern bedeckt, in welchen wir nur trübes und schlechtes Trinkwasser fanden. Hier wuchs in den Wäldern häufig der Imbuzeiro, ein Baum, welcher die Imbú, eine gelbe runde Frucht von der Größe einer Pflaume trägt, die einen äußerst angenehmen aromatischen Geschmack hat (**). Man findet in dieser Gegend nur höchst selten einmal eine Fazenda, wo man übernachten könnte; in den schon einmal urbar gemachten, und jetzt zum Theil verwilderten Pflanzungen fand ich häufig den prachtvollen Buschbaum Bougainvillea brasiliensis, der von seinen großen Bracteen über und über

(*) Agama catenata, eine schöne noch unbeschriebene Art: Körper 3 Zoll 5 1/2 Linien lang, Schwanz 6 Zoll 11 Linien, man findet aber größere Individuen; Farbe hell grasgrün, Nasenspitze und die helleren Querstriche des Kopfes gelbgrün, schwärzlich nett eingefaßt, der übrige Oberkopf graubraun mit dunkleren Strichen; über den Rücken hinab läuft nebst einem kleinen ausgezackten Hautkamme eine Kette von dunkel graubraunen, am Rande schwärzlichen Fleckchen, welche auf jeder Seite von einer netten lebhaft grünen Linie eingefaßt sind; die Rückenflecken sind in ihrer Mitte etwas grünlich, oft mehr aneinander hängend, öfters mehr rautenförmig; zu äußerst der feinen grünen Linie befindet sich eine kleine schwarze Absetzung, und daneben zu jeder Seite des Rückens ein blaß bläulichgrüner breiter gerader Längsstreif, der an der Wurzel des Schwanzes noch etwas fortsetzt und alsdann versiegt; seine untere Gränze nach den grünen Seiten des Thieres hin ist durch einen Streif von dichtgestellten schwarzen Punkten gebildet, auch befinden sich an dem ganzen übrigen schön grünem Körper des Thieres überall einzelne schwärzliche Fleckchen. Die unteren Theile bezeichnet eine nette weiße Farbe, sie sind unter dem Auge und an den Seiten des Halses durch einen schwarzbraunen Streif von der übrigen Körperfarbe geschieden, und mit einzelnen schwarzbraunen Pünktchen und kleinen Fleckchen bezeichnet.

(**) Spondia tuberosa. Arruda, siehe Kosters travels etc. pag. 496. im Anhange.

roth gefärbt ist, und neben welchem die Cassia-Stämme mit ihren hochorangefarbenen Blumen auf das herrlichste sich auszeichnen. Wir fanden hier, wie auf vielen Fazendas des Sertam, einen besonderen an der Seite offenen, von oben aber gegen die Witterung mit einem Dache versehenen Schoppen, unter welchem die Reisenden abzutreten und zu übernachten pflegen. Das Haus des Besitzers der Fazenda von S. Agnés befand sich in der Nähe unseres Schoppens, und war ringsum von seinen Pflanzungen und den Waldungen umgeben. Man zeigte mir hier ein colossales Fell eines kürzlich in den benachbarten Waldungen erlegten schwarzen Tiegers (Felis brasiliensis), welches ohne den Schwanz über 6 Fuß lang war, wollte mir dasselbe aber nicht überlassen, da die Portugiesen solche Felle gewöhnlich zu Pferdedecken zu benutzen pflegen. Mehrere Tropas aus Minas oder dem Sertam, die sich mit uns zugleich hier eingefunden hatten, führten eine Menge junge Papageyen mit sich, welche sie sprechen lehren und alsdann in Bahia verkaufen.

Da der Abend äußerst angenehm und mondhell war, so sandte ich meine Leute aus, um Frösche von der Art des Ferreiro zu fangen, welche in den benachbarten Sümpfen außerordentlich häufig waren. Sie bewaffneten sich mit einem brennenden Stücke Holz, und kehrten mit mehreren jener Sumpfbewohner zurück, welche zu einer neuen noch unbeschriebenen Art von Laubfröschen gehören (*). Der Ferreiro hat ein unansehnliches Äußere, allein seine Stimme ist um so viel auffallender. Wir

(*) Ich nenne ihn Hyla Faber 3 Zoll 9 Linien lang, mit großen langen Füßen, dicken Zehen, runden starken Heftplatten und halben Schwimmhäuten an den Vorderfüßen; ganzer Körper hell fahlgelblich, etwas blaß lettenfarben, mit einem dunkelen schwärzlichen Striche, welcher von der Nasenspitze bis zwischen die Hinterschenkel läuft; Schenkel und Schienbeine mit verloschenen graulichen Querbinden; auf dem Vorderkörper bemerkt man feine schwärzliche Züge, welche zum Theil erhaben sind; Haut glatt, nur an dem weißlichen Bauche ist sie chagrinartig gekörnt; einige Individuen waren olivenbräunlich gefärbt, schienen aber übrigens hierher zu gehören.

fanden hier auch noch einen anderen kleinen Laubfrosch (*), welcher schön gezeichnet ist.

Unsere Reise wurde nun angenehmer, nachdem wir S. Agnés verlassen hatten. Das Land nimmt jetzt einen mehr romantischen Charakter an, der Wald ist höher und schattenreicher, und daher geschlossener und kühler, auch fanden wir häufig ein recht gutes trinkbares Wasser. Die Straße zieht nun immer mehr zu Thale, und immer bemerkbarer wird die Annäherung an die Küste. Wir erreichten das Thal des Flusses Jiquiriçá, der, obwohl noch unbedeutend, dennoch schon wild schäumend über mahlerische Felsen durch dunkele Wälder hinab rauscht. Einzelne Fazendas mit ihren rothen Dächern zeigen sich hier von Zeit zu Zeit auf kleinen grünen Wiesenplätzchen an den Berghängen und erinnern an die Scenen unserer europäischen Alpenketten; dergleichen stille ländliche Wohnungen nehmen an Zahl zu, je mehr man dem Laufe des Flusses hinaufwärts folgt.

Auf der Fazenda zu Areia fand ich am Abend mehrere Familien, besonders die jungen Leute der Nachbarschaft vereint, welche sich, da es gerade Sonntag war, durch Gesang mit Begleitung einer Viola und allerley Scherz zu belustigen suchten. Bey unserer Ankunft liefen Alle herbey um uns zu sehen, und überhäuften uns mit mancherley Fragen. Da in den meisten Gegenden des Sertam keine Kirchen existiren, so pflegen sich die einander benachbarten Bewohner an den Sonntagen zum gemeinschaftlichen Gottesdienste zu vereinigen, und dann die übrige Zeit des Tages zu geselliger Unterhaltung anzuwenden. Wir folgten immer weiter hinab dem Laufe des

(*) Hyla aurata eine noch unbeschriebene Art: 1 Zoll 1 Linie lang: dunkel bräunlich olivengrün, zuweilen olivenbraun; quer über die Stirne läuft von einem Auge zu dem anderen eine schöne gelbe oder goldfarbene Linie; im Nacken entspringt eine ähnliche in ihrer Mitte etwas unterbrochene Mittellinie, welche bis an das Ende des Körpers fortläuft: zu jeder Seite derselben befindet sich eine ähnliche, der Rücken ist daher mit drey gelben Längsstreifen bezeichnet, auch bemerkt man auf den Oberarmen und Schenkeln einige gelbe oder goldfarbene Fleckchen.

Baches, der mit jedem Schritte stärker und wilder wird; sein brausend schäumendes Wasser blinkt zwischen den alten Urstämmen hindurch und nimmt zuweilen kleine Seitenbäche auf, deren Bette aus nacktem Urgebürge besteht; bey dem Durchreiten solcher Flüßchen läuft man Gefahr mit dem Pferde niederzustürzen. Der fette gelbrothe Letten, welcher auf dem größten Theile dieses Weges den Boden ausmacht, wird von dem heftigen Regen dermaßen verschlemmt, daß die Wege vollkommen grundlos sind; die durchziehenden Boiadas vermehren dieses Übel noch, indem sie tiefe Löcher eintreten, dabey erschweren abwechselnde Hügel und Höhen den beladenen Lastthieren die Reise, welche daher nur langsam fortgesetzt werden kann. Ich fand nun immer mehrere einzelne Wohnungen, die zum Theil herrliche Scenen für den Landschaftsmahler darboten, besonders da jetzt die große Feuchtigkeit vereint mit der Wärme die Vegetation zu einem seltenen Grade der Vollkommenheit entwickelt hatten. An einigen Stellen bemerkte ich viele zusammengehäufte starke, etwas abgeplattete Balken, welche die Indier hier zusammenbringen, um sie nach der Seeküste hinab zu flößen. An der Mündung des Flusses befindet sich die Povoação von Jiquiriçá, größtentheils von Indiern bewohnt, welche mit dem Vinhatico und andern Nuß- und Bauhölzern, die sie in den Wäldern schlagen und herabschwemmen, Handel treiben. Bey hohem Wasser flößen sie das Holz in drey Tagen hinab; bey niedrigem Wasserstande hingegen brauchen sie dazu sechs Tage. Sie erhalten von jedem Balken 6000 bis 8000 Reis Hauer- und Flößerlohn, etwa 19 bis 25 Gulden unseres Geldes. Bey dieser Arbeit sieht man sie ganz oder halb nackt auf dem Holze stehen, und dasselbe mit einer langen Stange dirigiren, während es über die Felsenstufen des Flusses hinab gleitet; ein Geschäft, welches oft gefährlich für sie seyn würde, wenn sie nicht so äußerst sicher und geübt im Schwimmen wären. Zu Bom Jesus, einer rings umher von hohem finsterem Urwalde umgebenen Fazenda, wo ich am Abend eines Sonntags eintraf

und übernachtete, fand ich eine große Menge dieser Indier vereint; sie verkürzten sich die Zeit nach portugiesischer Art mit dem Spiel der Viola und versammelten sich, als sie unsere Ankunft gewahr wurden, sämmtlich unter dem Schoppen, in welchem wir unser Gepäck aufgeschichtet und Feuer angezündet hatten. Die Nacht hindurch fielen heftige Regengüsse, welche zu unserem lebhaftesten Kummer den schlammigen Boden immer mehr auflösten und uns der Hoffnung beraubten, die Merkwürdigkeiten dieser Wälder kennen zu lernen, nach welchen mancherley interessante Vogelstimmen, besonders die des Jurú (Psittacus pulverulentus, Linn.), uns lüstern gemacht hatten. Auf eine günstige Änderung des Wetters hoffend, erwarteten wir ungeduldig den kommenden Tag, dessen Anbruch indessen unseren Wünschen keineswegs entsprach. Da ich mich jedoch nicht entschließen konnte, in dem engen Thale von Bom Jesus zu verweilen, so gab ich des Regens ungeachtet das Zeichen zum Aufbruche. Aber nun trat ein neues Hinderniß ein. Der kleine Bach Bom Jesus, welcher hier in den Jiquiriçá fällt, war in der vergangenen Nacht so angeschwollen, daß er unsere Wohnungen zu überschwemmen drohete. Ihn zu durchreiten war nicht mehr möglich; wir mußten daher in dem heftigsten Platzregen mit einem großen Zeitverluste unsere Lastthiere wieder abladen, und die ganze Tropa auf einer Jangade von vier Baumstämmen übersetzen. Bey diesem höchst unangenehmen Geschäfte wurde unser ganzes Gepäcke durchnäßt, und wir selbst waren gezwungen den ganzen Tag hindurch in völlig durchnäßten Kleidungsstücken zu bleiben. Die tropischen Gewitter in der Regenperiode schwellen häufig auf diese Art die Flüsse in kurzer Zeit so stark an, daß man oft plötzlich während der Nacht von denselben vertrieben wird; sie fallen aber eben so schnell wieder zu ihrem früheren Stande herab. Obgleich unsere Reise in einem heftigen Gußregen für zärtliche Menschen unerträglich gewesen seyn würde, und auch uns abgehärtete Reisende nicht wenig verstimmte, so fanden wir dennoch selbst reichen Stoff der Un-

terhaltung. Der Urwald, welchen wir unausgesetzt durchritten, war von dem herabstürzenden Regen dergestalt verfinstert, daß man in demselben die Annäherung der Nacht zu sehen glaubte. Die Urwälder der Tropen im blendenden Sonnenscheine mit hellen Lichtern von dunkelen Schatten gehoben, sind prachtvoll, allein auch im trüben Regen dämmernd sind sie interessant anzusehen. Tausend Wesen erwachen alsdann, die man vorher nicht beobachtete; in den Pfützen und angeschwellten Waldsümpfen, in den Stauden der Bromelien, auf Bäumen und auf der Erde schreyen mannichfaltige Arten von Fröschen; in hohlen an dem Boden modernden und von einer Welt von Pflanzen und Insekten bewohnten Urstämmen brummt mit tiefer Baßstimme eine große Waldkröte, deren Laut den unkundigen Fremdling in Staunen versetzt (*), und alle Reptilien überhaupt empfanden jetzt bey der Vereinigung der größten Wärme und Feuchtigkeit die höchst mögliche Thätigkeit ihrer kaltblütigen Natur; Papageyen, besonders Jurús (Psittacus pulverulentus) fliegen schreyend hin und her, um ihre vom Regen benetzten Flügel in Thätigkeit zu erhalten; von der Hitze der vergangenen Tage ermattet treten jetzt die Blätter der Gewächse und die brennend gefärbten Blumen einer Menge von Fleischpflanzen in das üppigste, neu angefachte Leben: Dracontium, Caladium, Pothos, Bromelia, Cactus, Epidendrum, Heliconia, Piper und eine Menge andere fleischige Familien der Pflanzen, besonders an bemoosten Baumstämmen mit Farrenkräutern gesellschaftlich vegetirend, erheben neu belebt ihre Häupter, und mehrere unter ihnen erfüllen die Wildniß mit ihren Wohlgerüchen. Erfrischt und in ein kräftiges Leben zurückgerufen prangen alsdann nach vorüber gegangenem Regen im jungen Sonnenglanze alle diese Zierden des Pflanzenreichs, wozu man vorzüglich auch die Palmengewächse, besonders die Cocos-Arten zählen muß, da sie vor allen die Zierde dieser Urwälder sind.

(*) Ich habe diese große Kröte mit der tiefen Baßstimme nicht zu Gesicht bekommen, sie ist vielleicht Bufo Agua, Linn.

Am Abend dieses schrecklichen Regentages schifften wir bey Corta-Mão, einer kleinen Povoação von einigen wenigen Wohnungen, über den sehr angeschwollenenen und reißenden Bach Jiquiriça. Wir brachten hierauf eine unangenehme Nacht in einer von allen Seiten offenen Mandiocca-Fabrik zu, und legten von hier aus am folgenden Morgen einen Weg von einer Legoa zurück, um die Povoação oder das kleine Arrayal von Lage zu erreichen, wo ein unvorhergesehener höchst unangenehmer Auftritt unserer wartete. Sorgenlos setzten wir unsern, von beyden Seiten eingeschlossenen Weg nach Lage (einer starken in einem Thale gelegenen Povoação) fort, als ich plötzlich die Straße durch einen bedeutenden Auflauf von Menschen gesperrt fand. Etwa 70 theils mit Gewehren aller Art, theils mit Prügeln bewaffnete Männer stürzten plötzlich von allen Seiten gegen uns, der eine zerrte hier, der andere dort, so daß es höchst schwierig war diese grobe banditenartige Menge von Negern, Mulatten und Weißen von Thätlichkeiten abzuhalten. Mehrere Männer fielen mir in den Zügel und schrieen: ich sey gefangen und würde meinem wohlverdienten Schicksale nicht entgehen. Man belegte mich mit dem Ehrentitel Inglez (Engländer) und einige schienen vor uns dermaßen in Angst zu seyn, daß sie den Hahnen ihres Gewehres immer gespannt und zum Schusse bereit trugen. Man legte sogleich Hand an unsere Jagdgewehre, Waldmesser und Pistolen, ja sogar meinen jungen Botocuden Quäck riß man Bogen und Pfeile aus der Hand. Einige meiner Leute, welche sich weigerten ihre Gewehre abzugeben, wurden beynahe mißhandelt, und nun erst nachdem man uns entwaffnet sah, wuchs der Muth dieses Gesindels zu einem hohen Grade von heroischer Kühnheit. Siebenzig Bewaffnete gegen sechs Unbewaffnete! das war auch wahrlich keine geringe Heldenthat! Um uns aus diesem unbegreiflichen Tumulte einen Ausweg und eine Erklärung über die Ursache dieser Behandlung zu verschaffen, rief ich in den tollen Haufen hinein: ob diese Bande denn keinen Anführer habe und

wo er sey? worauf man mir höchst laconisch antwortete: der Commandant, Herr Capitam Bartholomão werde sogleich kommen und mir schon mein Recht geben. In der That sah ich auch nun einen unansehnlichen, schmutzigen, abgerissenen und von Schweiß triefenden Mann mit seiner Muskete in der Hand ankommen, dessen Diensteifer ihm nicht erlaubt hatte, uns an der Spitze seiner Gesellschaft zu erwarten, sondern der uns schon entgegen geeilt war, seine Beute aber verfehlt hatte. Die Erscheinung des Oberhauptes machte endlich zu unserem Glücke dem Streite über unseren Besitz, welcher in dem wilden Haufen ausgebrochen war, ein Ende, und der laute Wortwechsel und das Geschrey dieser ungestümmen Menge verwandelte sich plötzlich in eine unseren Ohren sehr willkommene Stille.

Furcht vor seinem strengen Vorgesetzten, dem Capitam Mor zu Nazareth, trieb den Herrn Commandanten, uns genau visitiren und uns alle Arten von Waffen, selbst Feder- und Taschenmesser abnehmen zu lassen. Ich wurde hierauf mit meinen Leuten in ein offenes Haus an der Seite der Straße gebracht, wo man eine Bande von bewaffnetem Pöbel im Zimmer selbst, und eine andere vor der Thüre aufstellte; Fenster und Thüren blieben den ganzen Tag und selbst während der sehr kühlen Nacht geöffnet, auch ließ man ohne Unterschied betrunkene Matrosen, Negersclaven, Mulatten, Weiße und alle Arten des bunten müßigen Straßenvolks zu uns hinein, welche sich für den ganzen Tag daselbst häuslich niederließen, sich zu uns auf die Bänke drängten, und mit politischen Bemerkungen, welche sie laut über uns anstellten, nicht einen Augenblick der Ruhe uns vergönnten. Ich erfuhr jetzt, daß man mich für einen Engländer oder Amerikaner halte, und daß mein Arrest eine nöthige Vorsichtsmaßregel wegen der zu Pernambuco ausgebrochenen Revolution sey. Meine portugiesischen Leute waren durch dieses Verfahren zum Theil sehr niedergeschlagen; denn sie wurden an mir irre, und glaubten ich sey ein wirklicher Betrüger. Meine Portoria, welche mir gewiß in einem jeden

anderen Falle von Nutzen gewesen seyn würde, war hier unnütz; denn obgleich mehr als zwanzig Personen die Köpfe zusammen steckten um sie zu lesen, so verstand doch niemand ihren Inhalt, und der Commandant der Bande am wenigsten; dies beweißt unter andern der Titel eines Engländers, welchen man mir in dem Rapporte beylegte, obgleich in der Portaria ausdrücklich gesagt war, daß wir Deutsche seyen. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß in Lage niemand ahndete, es könne außer Portugal und England wohl noch ein anderes Land in der Welt geben. Es wurde nun ein Verzeichniß von meinem ganzen Gepäcke aufgestellt, und ich lieferte die Schlüssel von den sämmtlichen Kisten ab. Einige raubsüchtige Gesellen unter meinen Wächtern von Raubgierde getrieben, bestanden darauf, man müsse alle Effecten eröffnen und visitiren, welches zu gestatten Capitam Bartholomão jedoch zu billig dachte. Mittags erhielten die Gefangenen ein wenig Salzfisch, und hatten dann Gelegenheit, ihre Geduld in der Anhörung einer Menge beleidigender Reden zu üben, bis die Nacht diesem unerträglich lästigen Tage ein Ende machte. Aber selbst diese brachte uns wenig Ruhe, da uns das gaffende Volk nicht verließ.

Ich hatte die Absicht gehabt in der Gegend von Lage auszuruhen, um die hiesigen Wälder zu durchstreifen; auch bedurften meine angegriffenen Lastthiere gar sehr der Ruhe, allein kaum war der Tag angebrochen, so rief man uns auf, um uns zur Abreise nach der Küste anzuschicken. Man gab uns ein ungenießbares Frühstück von Salzfisch und trieb alsdann meine Lastthiere herbey, welche zum Umfallen ermattet waren, da sie, wie ich nun erfuhr, gänzlich vergessen und während der ganzen Nacht ohne Futter angebunden gestanden hatten. Die Reise gieng vor sich. Etwa dreißig bewaffnete Reiter und Fußgänger mit geladenen Gewehren und Pistolen wurden uns zur Bedeckung mitgegeben und beobachteten strenge den Geringsten meiner Leute. Den Zug eröffnete ein neu gewählter Commandant; meine Lastthiere beschlossen denselben. So zogen wir

durch angenehm abwechselnde Waldgegenden und bey einer jeden Fazenda, die in unserem Wege lag, kamen die Bewohner herbeygeströmt, zeigten mit Fingern auf die Verbrecher und riefen beständig den Nahmen Inglezes oder Pernambucanos. Am Abend hielten wir in einer einsamen Fazenda an, wo man uns strenge beobachtete, wo übrigens kaum Lebensmittel zu finden waren, und wo besonders meine ohnehin sehr erschöpften Lastthiere den größten Mangel litten. Eines meiner Pferde ermattete und mußte zurückgelassen werden.

Am zweyten Morgen unserer abenteuerlichen Reise brachen wir ebenfalls frühe auf und trafen nach einem Marsche von einigen Legoas unerwartet auf ein in Parade aufgestelltes Commando von dreißig Milizsoldaten unter den Befehlen des Capitam Da Costa Faria. Jetzt nahm die Sache in den Augen des Volkes eine ernstere Miene an. Während des Marsches wurden meine Leute auf alle Art von den Soldaten insultirt; man zeigte ihnen das geladene Gewehr: »dies ist für dich Engländer! Spitzbube!« man schlug ihre Pferde u. s. w. Am Abend erreichten wir auf grundlosen Wege die Povoaçâo von Aldéa unweit der Seeküste, welche das Ansehen einer Villa hat. Sie sendet kleine Schiffe mit den Produkten der Gegend nach Bahia. Noch eine Legoa weiter und wir trafen am Ziel unserer Wanderung zu Nazareth ein. Unter einem unglaublichen Zulauf und Gedränge des Volks setzte man uns über den hier durchfließenden Jagoaripe, und versah das Gepäcke mit Wachen, um die bunte Menge einigermaßen in den Schranken der Ordnung zu erhalten. Ich selbst ward von dem Capitam vor meinen stolzen Richter, den Herrn Capitam Mor geführt. Es war schon dunkel, als ich in seinem Hause ankam, und der erhabene Hausherr war noch nicht sogleich sichtbar. Man erleuchtete die Zimmer, und rief mich dann wie zu der Audienz eines persischen Satrapen vor. Ein armer Sünder am Hochgericht kann nicht mit mehr Neugier betrachtet werden, als ich hier vor dem Richterstuhl des Capitam Mor, der mich kaum eines Anblickes wür-

digte. Kalt hörte er meine gerechten Klagen über die ungerechte und unwürdige Behandlung an, welche ich erfahren hatte; dann fertigte er andere mit mir in eine Cathegorie gesetzte Verbrecher ab, eine Geduldübung, wobey ich meinen Ärger und Ingrimm nicht zurück zu halten vermochte. Endlich nach langem Warten erklärte er mir mit kalter hoher Miene, meine Portaria, obgleich günstig, sey nicht hinlänglich, und er werde seinen Bericht sogleich an den Gouverneur von Bahia abgehen lassen, einstweilen müsse ich hier gefangen bleiben. Meine fünf Leute wurden aufgerufen, und von dem stolzen Handhaber der Justiz gnädig nach Nahmen und Geburtsort befragt, darauf aber mit mir in den oberen Stock eines großen leeren Hauses eingesperrt und hinter uns die Thüre verschlossen. Zum Glück war es Nacht als man uns in dieses Gefängniß führte, denn der versammelte Pöbel würde uns vielleicht mit Steinen begrüßt haben.

Herr Capitam Da Costa Faria suchte unsere unangenehme Lage zu erleichtern, so viel es ihm seine Instruktion erlaubte, wofür ich ihm meinen Dank noch aus der Ferne gern öffentlich zu erkennen gebe. Sobald man uns in unserem neuen Gefängnisse mit Wasser und Holz versehen hatte, ward die Thüre verschlossen. Soldaten bewachten das Haus, und nur einer meiner Leute wurde unter Bedeckung ausgesandt, um die nöthigen Lebensmittel für die Arrestanten einzukaufen. Ich brachte auf diese Art bewacht, drey Tage in meinem Gefängnisse hin, bis von dem Gouverneur in Bahia die Entscheidung eintraf, die meine Erlösung bewirkte.

Durch dieses unangenehme Ereigniß verlor ich meine Zeit und büßte selbst eine Menge interessanter Gegenstände ein, welche verdarben, weil man bey der Übereilung unseres Marsches nicht die gehörige Zeit gab, naß gewordene Sachen wieder zu trocknen. Gern hätte ich die Gegend von Nazareth, welche mir durch den erzählten Vorfall höchst zuwider war, sogleich verlassen, wenn nicht der Mangel an Schiffsgelegenheit

nach Bahia noch ganzer acht Tage mich hier aufgehalten, und gewissermaßen gezwungen hätte, sie näher kennen zu lernen.

Nazareth mit dem Beynahmen das Farinhas, ist eine Povoação, die vollkommen den Nahmen einer Villa verdient. Sie hat ziemlich regelmäßige Straßen, einige sich auszeichnende Gebäude, und zählt mit den einzelnen Wohnungen in der Nähe, welche zu diesem Kirchspiel gehören, sechs bis sieben tausend Seelen. Es befinden sich hier ein Paar Kirchen, und die nicht unansehnliche Hauptkirche ist nett gebaut. Der Ort selbst liegt zu beyden Seiten des Flusses Jagoaripe; grüne Hügel, zum Theil mit Pflanzungen bedeckt, geben den Ufern eine lachende Ansicht, und überall sieht man die edle Cocospalme und die Dendé-Palme ihre stolzen Gipfel erheben. Nazareth erhält seine Nahrung durch den Handel mit der Hauptstadt Bahia, wohin an jedem Sonntage und Montage eine gewisse Anzahl Barcos oder Lanchas, beladen mit den Produkten der Pflanzungen absegelt. Sie schiffen mit der Ebbe den Jagoaripe hinab, übersegeln die Bahia de Todos os Santos und erreichen in 24 Stunden die Hauptstadt. Die Produkte der Pflanzungen, welche man verschifft, bestehen vorzüglich in Farinha, deren man hier jedoch bey weitem nicht so viel zieht als zu Caravellas und anderen mehr südlich gelegenen Orten, in Bananen, Cocosnüssen, Mangos und anderen Früchten, Speck, Branntwein, Zucker u. s. w. Diese Produkte sind hier natürlich in weit höheren Preisen als an jenen südlichern mehr von der Hauptstadt entfernten Orten, denn dort bezahlt man die Alqueire Farinha mit 1 ½ bis 2 Patacken oder Gulden, und hier in der Nähe von Bahia mit 6 bis 8 Patacken. Man versendet auch besonders mancherley Früchte nach der Hauptstadt, versteht sie aber hier nicht so gut zu bauen als dort. Der Cocos- und der Mangobaum (Mangifera indica, Linn.) erwachsen am Jagoaripe üppig und zu bedeutender Höhe, geben aber nur kleinere schlechtere Früchte, statt daß man in Bahia dem Baume die Rinde nahe über der Erde abbrennen, und

dadurch weit größere Früchte von aromatischem Geschmacke erhalten soll. Die Frucht des Dendeseiro, eines schönen hohen afrikanischen Palmbaums, den man hier anpflanzt, Cocos Dendé genannt, benutzt man häufig, um daraus ein Öl zu ziehen, welches eine orangegelbe Farbe hat und auch an Speisen gebraucht wird. Selbst europäische Früchte gerathen zum Theil recht gut, besonders die Weintrauben und Feigen; die letzteren finden aber unter den befiederten Luftbewohnern so viele Liebhaber, daß man genöthigt ist die Früchte einzeln in Papier zu wickeln. Äpfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen gerathen zuweilen, allein ein gewisses Insekt soll gewöhnlich die Bäume früh zerstören.

Ich trennte mich mit leichtem Herzen von Nazareth, wo ich die Osterwoche als Gefangener zugebracht hatte, und sah hoffnungsvoll Bahia entgegen, wo ich mich nach Europa einzuschiffen gedachte. Wir begannen die Fahrt den Jagoaripe hinab am Abend eines schönen heiteren Tages, als die Sonne sich schon dem Horizonte genähert hatte. Die Barken, welche hier wöchentlich nach Bahia segeln, sind kleine bedeckte Schiffe mit einer Cajüte, die zwanzig Menschen fassen kann, und mit drey kleinen Masten, wovon die beyden hinteren schräg zurück geneigt stehen. Der Schiffer (Mestre) hat seine eigene Sclaven, welche als Matrosen dienen, von denen man aber, da sie gezwungen und mit Widerwillen arbeiten, im Falle der Gefahr wenig Hülfe zu erwarten hat. Die Ufer des Flusses sind mahlerisch; grüne Gebüsche wechseln mit Hügeln ab, und überall zeigen sich die freundlichen mit Cocoswäldchen geschmückten Fazendas, deren Bewohner größtentheils Töpfereyen besitzen. Hier werden verschiedene Töpferwaaren, so wie auch Dachziegel in Menge gemacht und in großen Schiffsladungen nach der Hauptstadt gesandt. Der Thon, welchen diese Töpfer gebrauchen, ist grau, die Gefäße brennen sich röthlich und werden auch noch ohnehin roth angestrichen. Zum Brennen bedient man sich am liebsten des Holzes der Mangibäume (Conocarpus oder Avi-

cennia), wodurch die Gefäße schon eine etwas rothe Farbe erhalten sollen. Die Fischer widersetzten sich anfangs, als man jenes Holz zu dem genannten Behufe abschneiden wollte, aus dem Grunde, weil es die Fische und Krabben anziehe und ihnen den Fang erleichtere; auch sollen sie dagegen in Rio de Janeiro Klage geführt haben, aber abgewiesen worden seyn.

Wir ankerten um Mitternacht bey der Villa de Jagoaripe, und erblickten dieselbe bey Anbruch des Tages in einer sehr angenehmen Lage am südlichen Ufer des Flusses auf einer Landspitze, welche der Jagoaripe mit dem einfallenden Caÿpa bildet; außer diesem nimmt der erstere noch die Flüsse Cupiôba, Tejúca, Maracujipinho, da Aldea und Mucujo auf.

Jagoaripe ist der Hauptort des Distrikts, wo eigentlich der jetzt zu Nazareth lebende Capitam Mor wohnen soll. Diese Villa ist ziemlich beträchtlich, allein jetzt schlecht bewohnt und still, auch treibt sie weit weniger Handel als Nazareth, führt aber doch Töpferwaaren nach der Hauptstadt aus. Es befindet sich hier eine ansehnliche Kirche und unmittelbar am Ufer des Flusses die größte Casa da Camara, welche ich auf der ganzen Reise angetroffen habe.

Mit Anbruch des Tages fuhren wir wieder ab und erreichten nach einem Wege von einer Legoa die Mündung des Flusses im Angesicht der großen Insel Itaparica (gewöhnlich bloß Taparica genannt), welche in dem Meerbusen oder der Bahia de Todos os Santos gelegen und an ihrer westlichen Küste nur durch einen schmalen Canal vom festen Lande getrennt ist. Die auf dem Jagoaripe hierher kommenden Schiffe benutzen diesen geschützten Weg um nach der Çidade (Bahia) zu segeln; sie laufen zwischen dem festen Lande und der Insel hindurch, wobey jedoch, wie bey dieser ganzen Wasserreise, Ebbe und Fluth wohl beachtet werden müssen. Unsere Schifffahrt längs der Insel Taparica hin war sehr unterhaltend und von einem frischen Winde begünstigt. Fern und nahe wechselten grüne Küsten mit mahlerischen Höhen mit Cocos-

wäldern und freundlichen Fazendas ab, überall öffneten sich schöne weite Aussichten auf das Wasser und die dasselbe bedeckenden Barken und fischenden Canoen mit ihren glänzend weißen Segeln. Wir kauften von den zahlreichen vorbeyeilenden Fischerböten eine Menge guter Fische, welche zu unserer Mittagsmahlzeit zugerichtet wurden. Bald nachher liefen wir wegen der starken Ebbe auf eine Sandbank fest auf, und nur nach langer Anstrengung und mit Hülfe der wieder anschwellenden Fluth gelang es uns wieder flott zu werden. Ein starker Windstoß legte aber nun unser Schiff plötzlich sehr auf die Seite und zerriß unser bestes Segel; wir erreichten indessen glücklich gegen Mittag die nördliche Spitze der Insel, auf welcher die Villa de Itaparica erbaut ist, und ließen hier den Anker fallen um die nächste Ebbe abzuwarten.

Die Insel Itaparica hat von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 7 Legoas und ist ein fruchtbares, ziemlich bewohntes Eiland. Die ganze Bevölkerung ist in drey Kirchspiele getheilt, es befindet sich aber nur die einzige Povoaçâo oder Villa hieselbst, das übrige Land ist im Inneren von einzelnen Pflanzern und an der ganzen Küste größtentheils von Fischern bewohnt. Die Villa hat einige gute Gebäude, Magazine für den Wallfischfang und einige Kirchen. Die Märkte sind mit Fischen und Früchten aller Art angefüllt; man zieht viele Orangen, Bananen, Mangos, Cocosnüsse, Jacas, Weintrauben, deren Stämme hier zweymal Frucht tragen u. s. w. und verschifft alle diese Früchte nach Bahia. Der Wallfischfang ist in manchen Jahren in den Gewässern von Brasilien sehr einträglich; zu Itaparica sind beynahe alle Umzäunungen der Gärten und Hofräume von Wallfischknochen gemacht. Man führt etwas Zuckerbranntwein aus und bereitet Stricke von Piaçaba, welche sehr dauerhaft seyn sollen. Ähnliche Schiffstaue verfertigt man auf Amboina und anderen ostindischen Inseln aus den langen Fäden der Palmen, welche an den Wurzeln

der Blattstiele wachsen (*). — Von der nördlichen Spitze der Insel Taparica, an welcher die Villa erbaut ist, hat man eine schöne Aussicht ringsum auf die Küsten des von mannichfaltig geformten Gebürgen eingeschlossenen und mit kleinen weißen Segeln bedeckten Reconcavs. Dieses Binnenmeer, das durch die frühere Geschichte Brasiliens merkwürdig geworden ist, hält in der Ausdehnung von Norden nach Süden 6 ½ und in der Richtung von Osten nach Westen mehr als 8 Legoas; es ist von allen Seiten durch Berge beschützt, und nicht gar weit von seiner Mündung liegt am nördlichen Ufer die Hauptstadt S. Salvador, die man gewöhnlich blos mit dem Nahmen Çidade oder Bahia belegt. In der entferntesten Gegend dieses Meerbusens mündet der Paraguaçú, gewöhnlich Peruacú genannt, an welchem etwa 8 Legoas aufwärts die Villa da Cachoeira de Paraguaçú, im Range nach der Hauptstadt der bedeutendste und blühendste Ort dieser Gegend, erbaut ist. Sie ist groß, sehr volkreich und treibt einen starken Handel nach der Hauptstadt, indem daselbst alle Tropas aus dem Inneren ankommen, ihre Thiere dort zurücklassen, und die Waaren zu Schiffe nach Bahia bringen. Wöchentlich gehen von da mehrere Barcos nach der Hauptstadt. In jener Gegend wohnten vor Zeiten die Kiriri oder Cariri, ein Stamm der Urbewohner oder Tapuyas. Pater Luis Vincencio Mamiani hat die Grammatik ihrer Sprache bekannt gemacht, die in Lisboa gedruckt worden ist (**). Diese Leute sind jetzt völlig civilisirt; die Überreste von ihnen, die man Cariri da Pedra Branca nennt, dienen sämmtlich dem Staate als Soldaten. Wenn ihr Commandant den Befehl erhält eine Unternehmung zu machen, so ziehen Weiber und Kinder mit. Am Abend la-

(*) Siehe LABILLARDIÈRE voyage à la recherche de LA PÉROUSE Vol. I. pag. 302.

(**) Unter dem Titel: Arte de Grammatica da Lingua Brasilica da Naçam Kiriri, composta pelo P. LUIS VINCENCIO MAMIANI, da Companhia de Jesu, Missionario nas Aldeas da dita Naçâo. Lisboa. 1699.

gert man sich, und der Commandant hat seine Hütte vor den übrigen; zum Ave Maria kommen sie zusammen und dabey werden ihnen die nöthigen Befehle ertheilt; doch soll dieses Militär von Indiern, die noch steif an ihren Eigenheiten hängen, sehr stark essen und wenig thun, dem Staate daher mehr Kosten als Nutzen bringen.

Über die alte Geschichte des Reconcavs oder der Bahia de Todos os Santos finden wir in den älteren Schriftstellern viele Nachrichten; sie ist besonders durch die Kriege mit verschiedenen wilden Völkerstämmen merkwürdig geworden. Die Jesuiten rotteten hier nach einer langen Reihe von Jahren mit den größten Gefahren und Aufopferungen den grausamen Gebrauch der Anthropophagie unter jenen wilden Horden aus. In früheren Zeiten machten mancherley Nationen einander diese Gegend streitig. Ursprünglich sollen Tapuyas die Ufer des Reconcavs bewohnt haben, diese wurden vom Rio S. Francisco her von den Tupinaës und den Tupinambas vertrieben, welche die Portugiesen bey ihrer Ankunft in der neuen Welt im Besitze dieser schönen Ufer vorfanden; Cristovam Jaques entdeckte die Bahia de Todos os Santos im Jahre 1516. Nachher baueten die Portugiesen sich an, führten Krieg mit den Urbewohnern, und es glückte den Jesuiten diese rohe Barbaren zu gewinnen, sie von dem Genusse des Menschenfleisches abzubringen und sie endlich völlig zu civilisiren.

Nachdem unser Schiff zu Itaparica bis gegen Abend verweilt hatte, wo die Ebbe eintrat, lichteten wir den Anker und überschifften quer den schönen Meerbusen, der an dieser Stelle bis zur Stadt Bahia 5 Legoas breit ist. Ein starker Wind hatte sich erhoben und schwellte gewaltig die Wogen, so daß wir in unserem kleinen Schiffe eine sehr unruhige unangenehme Fahrt hatten, bis man nach Mitternacht zu Bahia den Anker fallen ließ.

Die Çidade de S. Salvador da Bahia de Todos os Santos ist die alte Hauptstadt von Brasilien, in welcher

zwey Jahrhunderte hindurch die General-Gouverneure residirten. Sie ist an dem Abhange einer steilen Höhe am Meerbusen dergestalt erbaut, daß ihr bedeutendster Theil oben auf dem Rücken der Höhe, und der andere, der größtentheils Wohnungen der Kaufleute enthält, sich unten am Meere befindet. Die Stadt dehnt sich eine Legoa weit von Norden nach Süden aus, ist aber ziemlich unregelmäßig gebaut, obgleich eine bedeutende Anzahl großer, ansehnlicher Gebäude vorhanden ist. Der Anblick von Bahia vom Meerbusen aus ist schön; es steigt an dem Berge in die Höhe, und zwischen seinen Gebäuden treten grüne Gebüsche, größtentheils Orangenbäume hervor. Die obere Stadt ist der merkwürdigere Theil; hier sind zwar ungepflasterte Straßen, auch große Felder und Gärten, welche zum Theil die Gebäude trennen, allein die schöne Vegetation und eine vortreffliche Aussicht ersetzen diese Mängel. Mehrere kleinere Thäler sind hier mit Gärten und Pflanzungen angefüllt, in welchen meine Leute bey ihren Excursionen mehrere interessante Thiere erlegten, zum Beyspiel den kleinen Sahui mit weißem Haarbüschel am Ohre (Simia Jacchus, Linn. oder Jacchus vulgaris, Geoffr.), der mir weiter südlich nirgends vorgekommen ist; auch erhielten sie in den Gebäuden der Stadt Bahia eine schöne Eule (*), welche sehr mit unserer Schleyer-

(*) Dieser Vogel ist die von Marcgrav unter dem Nahmen Tuidara pag. 205 beschriebene Eule, welche man wohl nur als eine durch das Clima erzeugte geringe Abänderung unserer Schleyer- Kirch- oder Perleule (strix flammea, Linn.) anzusehen hat. Die brasilianische Varietät kommt mit der europäischen in den meisten Kennzeichen überein, nur scheinen ihre Füße, Zehen und Nägel stärker und länger, und das ganze Gefieder ist heller gefärbt. Alle unteren Theile sind nicht wie an unserer Art blaßgelblich, sondern weiß, hier und da ein wenig gelblich angeflogen, man bemerkt aber dagegen ebenfalls die einzelnen dunkelen Pünktchen. Das Gesicht zeigt nur wenig der braunen Farbe, welche die Augen umgiebt, und die Schwungfedern sind außer ihren dunkleren Querbinden gänzlich dunkel marmorirt, dahingegen unsere europäische Eule diese Theile beynahe ungefleckt rostgelb, und nur mit dunkleren Querbinden bezeichnet hat. Schon Pennant sagt in seiner arctischen Zoologie (Zimmermanns Uebersetzung B. II. pag. 224), daß seine weiße Eule an den unteren Theilen gänzlich weiß gefärbt sey, welches mit meinen Beobachtungen an diesem brasilianischen Vogel völlig übereinstimmt.

eule (Strix flammea, Linn.) übereinkommt. Noch vor kurzem erst hat der Gouverneur, Conde Dos Arcos, einen breiten gangbaren Weg von der unteren Stadt nach dem Pallaste hinauf einrichten lassen. Da es hier keine Wagen giebt, so bedient man sich, um bey der Hitze dieses Climas dergleichen steile Wege und Straßen mit Bequemlichkeit auf- und absteigen zu können, in der ganzen Stadt einer Art von Tragsessel (Cadeiras), bequeme Stühle mit einem Baldachin und rundum mit Vorhängen umgeben, welche von zwey Negern getragen werden. Ohne diese würde man weder in der glühenden Sonnenhitze, noch bey nasserer Witterung, wo die ungepflasterten Straßen sehr unreinlich sind, gut fortkommen können. In der oberen Stadt sind eine Menge von Klöstern und zum Theil prächtige Kirchen. Außer diesen zeichnen sich auch die Citadelle und der ziemlich ansehnliche Pallast der Gouverneure mit dem Paradeplatze aus. In diesem oberen Theile werden die Zusammenkünfte der verschiedenen königlichen Tribunale und Collegien gehalten, auch ist daselbst ein Gymnasium, wo man die lateinische und griechische Sprache, Philosophie, Rhetorik, Mathematik u. s. w. lehrt, so wie auch die öffentliche Bibliothek von 7000 Bänden, um welche der Gouverneur, Conde Dos Arcos, sich große Verdienste erworben hat; man findet darin schon neuere Werke aus allen Zweigen der Wissenschaften. Diese Bibliothek ist in dem alten Jesuiten-Collegium aufgestellt; ein bedeutender Verlust ist es aber, daß man die Schriften jenes Ordens nicht gehörig geachtet, und sie größtentheils verschleudert hat. Die Verdienste des so allgemein geachteten Gouverneurs, Grafen Dos Arcos (*), sind zu anerkannt, um sie mit Stillschweigen übergehen zu können. Dieser Minister hat die Zeit seiner Statthalterschaft thätig zum Vortheil der Provinz benutzt; bekannt mit

(*) Bald nach meiner Anwesenheit in Bahia ernannte der König den Grafen Arcos zum Marine-Minister, sein gegenwärtiger Titel ist daher: Illustrissimo Excellentissimo Senhor Conde Dos Arcos Do Conselho de Sua Majestade, Ministro e Secretario d'Estado da Marinha e Dominios Ultramarinos etc.

den Sprachen und Einrichtungen fremder Länder, und durch seine Reisen mit den verschiedenen Provinzen von Brasilien selbst, fand dieser aufgeklärte und für alles Gute unermüdet thätige Minister mannichfaltige Veranlassung, Verbesserungen anzuordnen und auszuführen. Er ist ein Verehrer und Beschützer der Wissenschaften und Künste und gewährte ihnen mit beharrlicher Sorgfalt Unterstützung und Aufmunterung. Die fremden Reisenden werden von ihm mit Auszeichnung behandelt und dürfen mit Zuversicht auf seine Unterstützung rechnen. Er hat eine Buchdrukkerey und eine Glasfabrik errichtet, die Stadt durch öffentliche Spaziergänge und auf andere Weise verschönert, und zum Besten der öffentlichen Bibliothek eine Lotterie angeordnet, aus deren Ertrag die Büchersammlung vermehrt wird. Im dem Passéo Publico ließ er die ächte China von Perú anpflanzen. Mehrere europäische und andere Gewächse ziehen hier die Aufmerksamkeit des Botanikers auf sich, unter andern die Trauerweide (Salix babilonica), welche hier sehr schön und kräftig aufwächst. Die China von Sta Fé de Bogota scheint dagegen hier nicht recht gut fortzukommen, da der Standort wahrscheinlich der Natur dieses Baums nicht angemessen ist. Ebendaselbst sieht man einen Obelisken, der zum Andenken der Anwesenheit des jetzigen Königs errichtet worden.

Von der Höhe des oberen Theiles der Stadt ist die Aussicht unübertrefflich schön; der stolze Meerbusen zeigt sich als glatter ruhiger Spiegel, am Ufer liegen die Schiffe vor Anker, andere sieht man bedeckt mit ihren geschwellten Segeln sich nähern, oder dem Ocean zueilen, indem sie begrüßend ihre Kanonen abfeuern; in der Ferne zeigt sich die Insel Itaparica, und rundum schließt ein Amphitheater mahlerischer Gebürge die anziehende Scene ein. Außer den öffentlichen Spaziergängen hat man in der oberen Stadt für die Unterhaltung der Bewohner durch Anlegung eines Comödienhauses gesorgt, das aber in einem veralteten Geschmacke erbaut, kleiner als das zu Rio

de Janeiro, und durch kleine spitzige Obelisken auf dem Dache verunstaltet ist.

Bahia hat an 36 Kirchen und viele Klöster, daher kann man auf die Menge der hier lebenden Geistlichen und Mönche schließen. Die Nonnen einiger Klöster beschäftigen sich mit der Verfertigung schöner Blumen aus den Federn der verschiedenen lebhaft gefärbten Vogelarten des Landes, welche sie an die durchreisenden Fremden abzusetzen pflegen. Der untere Theil der Stadt, welche nur einige wenige lange Straßen längs des schmalen Strandes bildet, enthält die Kaufläden, die Waaren- oder Vorrathshäuser der Kaufleute, eine neue Börse, welche man der Sorge des Grafen Dos Arcos verdankt, das Arsenal und die Schiffswerfte, wo man jetzt gerade eine Fregatte vollendete. Die Schiffe, welche man in Bahia erbaut, stehen in einem vorzüglichen Rufe, da die Wälder von Brasilien mit mannichfaltigen Arten der vortrefflichsten Bauhölzer angefüllt sind. Ein thätiger Handel belebt diese Stadt; die Produkte des Sertam werden von hier in alle Weltgegenden versandt, weshalb man hier Schiffe von allen Nationen findet, und mit Portugal und Rio de Janeiro wird durch Pakete eine beständige Verbindung unterhalten, da diese schnell segelnden Fahrzeuge die Reise in möglichst kurzer Zeit zurück legen. Die benachbarten Küstenbewohner von Brasilien bringen ihre sämmtlichen Produkte nach der Hauptstadt und setzen dieselben dort gegen andere Bedürfnisse und die Waaren fremder Länder um. Durch diesen lebhaften Umtrieb hat sich Bahia schnell zu einer bedeutenden Stadt erhoben, welche an Größe Rio de Janeiro weit übertreffen soll. Man kann auf das schnelle Heranwachsen dieser Stadt schließen, wenn man bedenkt, daß sie im Jahre 1581 nicht mehr als 8000 Einwohner, der ganze Reconcav aber nur etwas über 2000 Bewohner zählte, worunter jedoch weder Neger noch Indier einbegriffen sind (*); jetzt soll Bahia über 100000 Menschen enthalten.

(*) SOUTHEY's history of Brazil I. pag. 317.

Das innere Ansehen dieser großen Stadt hat im Allgemeinen wenig Erfreuliches, denn es herrscht hier weder Nettigkeit, noch Ordnung und Geschmack. Die Bauart ist massiv, ja die Jesuiten ließen zu ihrem Kloster und ihrer Kirche sogar die behauenen Steine aus Europa kommen. Die Häuser sind in einem sehr verschiedenen Style erbaut, ein Theil derselben ist hoch, ziemlich nach europäischer Art gebaut und durchgehends mit Balkons versehen; ein anderer aber besteht aus niederen unansehnlichen Wohnungen, doch findet man fast in allen Glasfenster. In der trockenen Jahreszeit herrscht in den Straßen, besonders in der unteren Stadt, eine drückende Hitze, welche durch mancherley daselbst sich verbreitende Gerüche noch beschwerlicher gemacht wird. Eine regsame, sich immer bewegende Volksmenge von größtentheils farbigen Leuten vermehrt diese Unbequemlichkeit; Negersclaven tragen zu zehen, zwölf und mehreren vereint, schreyend oder singend, um sich im gleichen Takte des Schrittes zu erhalten, große Lasten, indem alle Waaren auf diese Art vom Hafen in die Stadt geschafft werden; andere tragen mancherley Kaufartikel umher, und rufen dieselben aus, und zu den Seiten der Straßen erblickt man die Feuer der Negerinnen, welche hier beständig kochen und braten und nicht besonders anziehende Gerichte an ihre Landsleute verkaufen.

Die Sitten und Gebräuche der Bewohner sollen im Allgemeinen die der Portugiesen in Europa seyn und unter den höheren Ständen soll ein bedeutender Luxus herrschen. Zu jeder Zeit findet man hier Fremde der see-handelnden Nationen, vorzüglich viele Engländer und jetzt auch Franzosen; Deutsche und Holländer sieht man dagegen nur seltener.

Am Tage bemerkt man keine Frauenzimmer in den Straßen; erst in der Abenddämmerung geht die schöne Welt aus den Wohnungen hervor um der Kühlung zu genießen, und alsdann erschallt Gesang und die Viola. Zu den gewöhnlichen Unterhaltungen des Pöbels in den Straßen von Bahia gehören Processionen und religiöse Aufzüge, welche bey der unglaublichen

Menge der Festtage sehr häufig vorfallen. Man bestreut die gereinigten Straßen mit weißem Sand und Blumen, erleuchtet die Fenster, und mit einer großen Menge von Wachskerzen ziehen bey dem Geläute der Glocken und dem Geprassel der abgebrannten Feuerwerke die aufgeputzten Züge nach der Kirche. Leichenbegängnisse werden ebenfalls bey Nacht mit einer Menge von Lichtern gehalten, und man ist hier von dem übelen Gebrauche noch nicht abgekommen, die Todten in die Kirche zu begraben. Nachdem der Verstorbene eingesegnet und mit Weihwasser besprengt worden, senkt man ihn ein, worauf die Geistlichen sich entfernen und die Vollendung der Beerdigung Negersclaven überlassen. Hier hörte ich nach zwey Jahren wieder Orgeln in den Kirchen und das Geläute der Glocken.

Lindley und Andrew Grant beschrieben Rio de Janeiro und Bahia im Allgemeinen ziemlich richtig, besonders wird man sich nach ihnen eine Idee von den dort gebräuchlichen Kirchenceremonien machen können; allein da jene Hauptstädte mit jedem Jahre sich mehr heben, und in der Cultur vorwärts schreiten, so vermißt man jetzt schon eine Menge von Mißbräuchen und veralteten zu dem Geiste der Zeit unpassenden Einrichtungen und Gebräuchen, welche jene Reisenden anmerken. So zum Beyspiel unterscheidet sich der Bürger in den Städten in seiner Tracht nicht mehr von dem der europäisch-portugiesischen Städte, und Luxus und Eleganz herrschen hier in hohem Grade.

Grant schreibt übrigens in seiner Description of Brazil eine Menge von Nahmen falsch, so wie auch alle seine naturhistorischen Bemerkungen unrichtig und komisch sind.

Zur Vertheidigung der Stadt Bahia dient ein ziemlich zahlreiches Militär; es befinden sich hier drey bis vier reguläre Regimenter, und eben so viele von der Landmiliz, unter welchen sich ein Negerregiment und ein anderes ganz aus Mulatten zusammengesetztes auszeichnen. Der Gouverneur hat sich schon mehreremale genöthigt gesehen, diese Truppen bey Aufständen

der Negersclaven zu gebrauchen, da von der bedeutenden Volkszahl dieser großen Stadt, bey weitem der größere Theil aus Negersclaven besteht. Bey den Unruhen in Pernambuco, welche gerade jetzt zur Zeit meiner Anwesenheit in Bahia vorfielen, hatte man alle disponibelen Truppen dorthin gesandt. Mit Truppen und Kriegsbedürfnissen beladene Kriegsschiffe liefen von Rio de Janeiro hier ein, die von der Rhede von Bahia gesellten sich zu ihnen, und man blockirte den Hafen von Olinde oder Pernambuco. Auch hier fand man Gelegenheit die zweckmäßigen schnell ergriffenen Maßregeln des Gouverneurs Conde Dos Arcos zu loben. Durch sein thätiges Wirken wurde jene schöne Provinz dem Könige erhalten, und der Geist des Aufruhrs erstickt, welchen einige anerkannt schlechte Menschen aus Eigennutz aufzuregen strebten, indem sie mehrere Geistliche in ihr Interesse zu ziehen wußten, welche, die Herrschaft der Religion über die rohen Gemüther der Brasilianer benutzend, allerdings der öffentlichen Ruhe am gefährlichsten werden konnten. Die Rädelsführer Martims Ribeira und Mendoza wurden in Bahia öffentlich erschossen, und selbst Priester sah man auf diese Art sterben. Der Geist der Bewohner von Bahia hat sich übrigens bey dieser Gelegenheit als ihrem Könige treu und anhänglich bewährt, denn überall mißbilligte man jenen Aufstand, und würde im Falle größerer Gefahr durch die That jene Treue beurkundet haben.

Gegen einen Angriff sichern die Stadt Bahia mehrere Forts; den Eingang in die Bahia de Todos os Santos beschützt am nördlichen Ufer das Fort S. Antonio da Barra; auf der Höhe des Stadtberges befindet sich die Citadelle und gerade vor der Stadt hat man im Hafen ein rundes Fort erbaut, welches mehrere Batterien von schweren Kanonen enthält; diese werden bey besonderen Gelegenheiten, vorzüglich an hohen Festtagen abgefeuert und salutiren die ankommenden Schiffe.

Mein Aufenthalt in der alten Hauptstadt Brasiliens war nur von kurzer Dauer, und ich fand selbst nicht die nöthige

Zeit um die verschiedenen gelehrten Anstalten dieser Stadt zu besuchen, deren zwar bis jetzt noch immer nur wenige sind. Es giebt indessen außer der öffentlichen Bibliothek, für welche der Graf Dos Arcos so thätig sorgte, und welche mit der Zeit beträchtlich und sehr nützlich für die Verbreitung der Aufklärung in dieser Gegend werden wird, noch andere Anstalten dieser Art, welche schätzbare neue und alte Werke enthalten. Mehrere Klöster, zum Beyspiel das der Franciskaner, besitzen schätzbare alte Schriften und Manuscripte über Brasilien. Auch befinden sich hier mehrere Gelehrte, Herr Antonio Gomes, Correspondent des Grafen von Hoffmannsegg in Berlin, die Herrn Paiva, Bivar und andere, welche sich um das Feld der Wissenschaften und besonders das Studium der Natur verdient machen. Der Güte des ersteren, der eine schöne Bibliothek besitzt, verdanke ich einige interessante Schriften über Brasilien, und der gütigen Mittheilung des letzteren einige Beobachtungen über das Clima der Stadt und Gegend von S. Salvador.

Ich fand in Bahia bey mehreren gebildeten Einwohnern eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Der Gouverneur Conde Dos Arcos verwischte bey mir, durch sein einnehmendes Betragen, so wie durch den Antheil, welchen er mir an dem zu Nazareth erfahrenen unangenehmen Vorfalle bezeigte, alle schmerzliche Erinnerungen an jene so traurig verlorenen Tage, wozu der in Pernambuco ausgebrochene Aufstand die Veranlassung gegeben hatte, und ich muß ebenfalls mit Auszeichnung und Dankbarkeit des englischen Consuls Colonel Cunningham und seiner Familie erwähnen, welche sich beeiferten mich mit Beweisen ihrer Güte zu überhäufen. Gern würde ich diese Vortheile länger benutzt haben, wenn meine Sehnsucht nach dem Vaterlande, und eine sich darbietende günstige Gelegenheit zur Rückkehr in dasselbe nicht meine Abreise beschleunigt hätten.

VIII.

Rückreise nach Europa.

Reise nach Lisboa. Ueberfahrt nach Falmouth. Landreise durch England. Fahrt nach Ostende.

Der Ostindienfahrer Princesa Carlota war von Calcutta auf der Reise nach Europa in Bahia eingelaufen, um daselbst frischen Proviant einzunehmen, und die Regierung hatte ihn in Beschlag genommen, um Kriegsbedürfnisse nach Pernambuco zu bringen, wodurch er genöthigt wurde auf längere Zeit nach Bahia zurückzukehren. Ich benutzte die Gelegenheit dieses guten sicheren jetzt nach Lisboa segelnden Schiffes, um die Rückreise nach Europa zu machen.

Nachdem ich von meinen Bekannten Abschied genommen, begab ich mich am 10ten May Abends an Bord, und der Schiffs-Capitain Bethencourt lichtete noch vor Nacht die Anker. Ein frischer günstiger Wind wehete aus der Bahia de Todos os Santos hinaus, man zog alle Segel auf, und schnell schwand die Stadt aus unserer Nähe. Bey eingetretener Abenddämmerung erblickten wir die das Reconcav einschließenden Gebürge nur noch in trüber Ferne, und ihr Anblick entschwand uns bald völlig in dem Dunkel der Nacht. Da aber der Wind bald nachließ und nur schwach zu wehen fortfuhr, so hatten wir am 11ten und 12ten May die Küste noch immer

vor Augen; der Thermometer stand jetzt am Mittage in der Sonne auf 24 ½° Reaumur, im Schatten auf 23°, und Abends 9 Uhr 21°. In der Nacht vom 12ten verstärkte sich der Wind wieder, so daß wir am 13ten Morgens die Küste nicht mehr erblickten. Das Wetter blieb zu unserer Freude fortwährend schön und es war weder zu heiß noch zu kühl; der Thermometer erhielt sich in der Sonne am Mittage immer auf 26 bis 28°. Man hatte auf dem Schiffe die nöthigen Einrichtungen zu einer langen Seereise getroffen, die Ankertaue (Amaras) in den unteren Schiffsraum gebracht u. s. w. Schon hatte sich der Passatwind eingestellt, welcher beynahe ununterbrochen während unserer ganzen Reise aus Ost-Süd-Ost mit abwechselnder Stärke blies, und das Meer hatte eine herrliche dunkelblaue Farbe angenommen.

Wir befanden uns am 15ten etwa in der Höhe des Rio S. Francisco, und erblickten hier einzelne kleine schwarze Sturmvögel und öfters einen weißen Vogel mit schwarzen Schwungfedern, der dem Bassanischen Tölpel (Bass Goose) sehr zu ähneln schien. Gewöhnlich fanden wir in dieser Region des Oceans am Nachmittage etwas Windstille, gegen die Nacht aber trat der frische Wind wieder ein. Am 17ten May bekamen wir starken Wind, und das Cabo S. Agostinho war umsegelt; auch hatte man heute zur großen Freude der Schiffsgesellschaft Pernambuco zurückgelegt, weil man gefürchtet hatte von den daselbst kreuzenden portugiesischen Kriegsschiffen angehalten, und vielleicht zum zweytenmal gebraucht zu werden. Der Wind ward nun etwas mehr ungünstig und zwang uns die Richtung der Insel Fernando de Noronha zu nehmen, wo wir, als gewöhnliche Folge der Nähe des Landes starke Windstöße und Regenschauer bekamen; auch bemerkten wir in dieser Gegend schon sehr viele Seevögel und besonders große Geschwader fliegender Fische.

Am 20ten May hatten wir die Insel Fernando zurückgelegt, das Wetter war wieder gut und heiter; auch erleuchtete

ein freundliches Mondlicht das schöne Schiff mit seinen zahlreichen geschwellten Segeln.

Ruhig in der Abendkühlung auf dem Verdecke sitzend, erfreuten wir uns oft der herrlichen Beleuchtung in den hohen Masten und weißen Segeln des Schiffs, und waren verloren in den Betrachtungen über diese kühne große Erfindung des menschlichen Geistes, womit er die Welttheile beherrscht und durchmißt. Das stolze Schiff fliegt gleich einem Vogel still und ohne Geräusch vor dem Winde dahin, es hebt sich der Vordertheil des schwer beladenen Gebäudes und fort gleitet es um bald wieder tief in die Fluthen einzutauchen; brausend und in weißen Schaum verwandelt theilen sich vor seinem gewaltigen Körper die rollenden Wogen. So hatte die Carlota schon vier Monate von Calcutta nach Bahia gesegelt, den Stürmen und dem Wetter getrotzt und keinen Schaden genommen, während Kriegsschiffe am Vorgebürge der guten Hoffnung in ihrer Nähe verunglückten.

Wir waren erfreut die Insel Fernando in unserem Rükken zu wissen, da die Nähe des Landes gewöhnlich auf die Witterung nicht den günstigsten Einfluß zu äußern pflegt. Übrigens bedauerte ich recht sehr diese Insel nicht gesehen zu haben: sie soll etwa 3 Legoas in der Länge halten und wird von Pernambuco aus mit einem Militärposten versehen. Von Portugal aus hat man zu Zeiten Verbrecher zur Strafe dahin geschickt. Die Bewohner dieser Insel sollen viel Mandiocca pflanzen und Fische in Menge fangen.

Ein bedeutender Grad von Wärme, da der Thermometer Abends 9 Uhr auf 21 bis 22° stand, so wie Regenschauer und abwechselnde Windstille zeigten, daß wir uns dem Äquator nahe befanden, welchen wir in der Nacht vom 22sten auf den 23sten May durchschnitten. So befanden wir uns denn nun wieder in unserer nördlichen Hemisphäre, und dieser Gedanke erfüllte die ganze so lange von dem Vaterlande getrennt gewesene Schiffsgesellschaft mit einer laut sich aussprechenden Freude. Dennoch

behielten wir noch acht Tage abwechselnde Windstille und Regenschauer bey großer Hitze. Zuweilen stürzte selbst der Regen mit solcher Heftigkeit auf das Schiff herab, daß er an vielen Stellen desselben eindrang. Als wir in der Höhe der Cap Verdischen Inseln waren, nahm die Hitze sehr merklich ab; denn wir hatten am Mittage in der Sonne nicht mehr als 23 bis 24°, dabey wehete meistens starker Wind, der uns zu viel östlich trieb, und das Schiff so sehr auf die Seite legte, daß die See gewöhnlich das Verdeck stark benetzte.

Das unfreundliche stürmische Wetter, welches in der Nähe der Cap Verdischen Inseln beständig anhielt, war Abends zuweilen von heiteren Intervallen der Ruhe und des schönsten Mondscheines unterbrochen; dann hatten wir Gelegenheit auf dem Verdecke gerade im Rücken unseres Schiffes das schöne Sternbild des südlichen Kreuzes zu beobachten, welches in vorzüglicher Klarheit funkelte.

Am 4ten Juny bey dicken Wolken und trübem windigem Wetter erschien uns ein dreymastiges Schiff, welches seinen Lauf gerade auf uns zu nahm; schon waren wir besorgt einem Corsaren begegnet zu seyn, als es die holländische Flagge aufzog. Am 9ten Juny durchschnitten wir den nördlichen Wendekreis, nachdem wir kurz zuvor schwimmenden Fucus und Tropicvögel (Phaëton aethereus, Linn.) beobachtet hatten; die letzteren werden von den Portugiesen Rabo de Junco genannt. Der Tang oder Fucus häufte sich nun immer mehr, daher nennen auch die Portugiesen diese Region des Oceans Mar de Sargasso. Bey einer Mittagswärme von 22° und stets bedecktem Himmel fischten wir eine Menge dieser Seegewächse, in welchen wir eine kleine Krabbe und mehrere Arten kleiner Fische, besonders Syngnathen fanden. Die Tropicvögel hatten uns vom 8ten bis zum 12ten Juny, also etwa bis zur Höhe der Insel Palma begleitet; sie blieben aber stets in einer bedeutenden Höhe, und man konnte keinen von ihnen erlegen. Am 14ten Juny bey einem herrlichen heiteren Wetter hatten wir eine angenehme

Unterhaltung durch den Fischfang; ein Schwarm von Doraden (Coryphaena) war seit dem vergangenen Tage dem Schiffe gefolgt und hatte es von allen Seiten umgaukelt; jetzt gelang es dem Bootsmann (Contramestre) einen dieser Fische zu angeln. Der Anblick dieses Thieres, welches aufs Verdeck gezogen wurde, gewährte uns ein ungemeines Vergnügen. Das reinste Himmelblau schmückt in mannichfaltiger Abwechselung mit einem Goldglanz schillernd, den Körper dieses schönen Fisches, und ultramarinblaue Punkte zeigen sich auf der goldenen Grundfarbe; selbst die Iris des Auges ist von einem herrlichen Goldblau. Diese wird gelb wenn der Fisch todt ist; überhaupt verlor er durch das Entweichen des Lebens unendlich viel von seiner Schönheit. Wegen seines schmackhaften Fleisches waren wir sehr erfreut, als man bald nachher noch einen anderen dieser schönen Fische harpunirte. Alvacore und noch eine andere Art von Fischen, welche die Portugiesen Judeos (Juden) nennen, umschwärmten ebenfalls unser Schiff, wurden aber nicht gefangen.

Wir hatten schon am 15ten das Mar de Sargasso verlassen und beobachteten keinen schwimmenden Seetang mehr; dagegen hatten wir oft Windstille und am Abend gewöhnlich 18° Wärme. Am 18ten Juny befanden wir uns etwa in der Höhe von Gibraltar und es zeigten sich auf dem spiegelglatten ruhigen Meere häufig Mollusken: besonders die Physalis, Medusa pelagica und eine Beröe, so wie Braunfische und die Procellaria pelagica.

Am 19ten wurde der Wind frischer und erlaubte uns die Richtung der Azorischen Inseln und der portugiesischen Küste zu nehmen; immer heftiger wurde er am 20ten und warf uns die schäumenden Wogen bis aufs Verdeck; am Nachmittage zwang uns ein Regenschauer mit verstärktem Winde die meisten Segel einzunehmen. Am 21ten war der Himmel wild mit Sturmgewölken bedeckt, der Wind heulte und Regenströme stürzten herab; das Wasser floß auf dem Verdecke und wild aufsprützend schlugen die Wogen mit solcher Heftigkeit gegen das

Schiff, daß seine Wände unaufhörlich erbebten. Wir bemerkten ein Schiff, das gleich uns mit wenigen Segeln dem Ungestüm des Windes und der Wogen Trotz zu bieten suchte. Gegen Mittag entstand plötzlich eine schreckliche Verwirrung; der Wind, der mit großer Heftigkeit aus Norden gewehet hatte, sprang plötzlich nach Nord-Westen um, und drohete unsere Masten zu zerbrechen; alles eilte aufs Verdeck und Jedermann legte Hand an um die Segel herabzureißen, welches bey dem unendlich heftigen mit Sturm verbundenen Regen nicht gleich zu bewerkstelligen war; selbst der Schiffskapellan, ein Maratte aus Goa, der Schiffsarzt und die Passagiere bewiesen sich sehr thätig, und so gelang es uns mit großer Anstrengung dieser Gefahr zu entgehen.

Das Schiff mußte nun in der falschen Richtung von Süd-Westen fortlaufen. Später legte sich die Heftigkeit dieses Wetterquals ein wenig; wir behielten aber eine heftige schwere See und einen starken frischen Wind, bey welchem der Thermometer um 12½ Uhr Mittags auf 17°, und Abends auf 15° stand. Der folgende Tag war besser und die Temperatur wärmer; an dem darauf folgenden indessen zeigte sich schon wieder ein trüber Regenhimmel mit starkem Winde; das Schiff lief den ganzen Tag hindurch über 7 Knoten, die unteren Segel waren gerefft, und es lag sehr auf der Seite, wozu seine starken aber sehr schweren, aus brasilianischen Holzarten verfertigten Masten viel beytrugen. Diese unangenehme, veränderliche Witterung hatten wir der Nähe der Azorischen Inseln zuzuschreiben; wir sahen mehrere Schiffe, welche ebenfalls mit dem Wetter kämpften, und bemerkten, daß der Regen eine wärmere Temperatur hatte als der Wind, indem in dem letzteren der Thermometer auf 15°, und im Schutze vor demselben auf 16° stand, auch sich bis in die Nacht hinein auf diesem Stande erhielt. Am Mittage befanden wir uns an dem Eingange des Canals, der die Azorischen Inseln Fayal und Flores trennt; schon glaubten wir uns unserer Rechnung zu Folge, nördlicher als die

erstere dieser beyden Inseln, als wir gegen Abend in einer Öffnung, welche die dicken nebelartig auf dem Meere ruhenden Wolken gaben, auf etwa fünf Legoas von uns entfernt ein hohes Vorgebürge der Insel Fayal erblickten. Vor dieser steil ansteigenden Felsküste bemerkte man eine kleine Felsinsel und erkannte durch sie das Vorgebürge Ponta das Capellinhas.

Capitain Bethencourt nahm nun seinen Lauf etwas mehr nördlich, und entfernte sich so von der Insel, welche sein Vaterland war, und welche er schon seit Jahren nicht besucht hatte; auch mir würde es interessant gewesen seyn die Insel Fayal kennen zu lernen. Wir liefen nun mit starkem Winde fort, und erblickten um Mitternacht plötzlich einen Schooner nahe bey uns, welchen man für einen amerikanischen Corsaren erkannte; Schrecken befiel die Mannschaft, rasch wurde das Schiff gewendet, und da die Wachen auf dem Schooner zu schlafen schienen, so entgiengen wir auch dieser Gefahr mit vielem Glükke, denn bey Anbruch des Tages befand sich jenes Schiff nicht mehr in unserem Gesichtskreise.

Der 24ste Juny war ein trüber, stürmischer Tag, wo die äußerst wilde See die heftigsten Schläge gegen den Bord des Schiffes gab, welches fortwährend 8 Knoten lief und uns nördlich von der Insel Graçiosa vorbey trug. Wir sahen mehrere Schiffe, wichen ihnen aber immer sorgfältig aus; denn gewöhnlich kreuzen eine Menge von Corsaren in diesen Gewässern, welche sehr lüstern nach den reichen Ladungen der portugiesischen Indienfahrer sind, die sämmtlich diese Straße passiren müssen; auch kreuzen sich bey den Azorischen Inseln, oder Western-Islands der Engländer, die Wege einer großen Menge von Schiffen. Die See hatte eine bleygraue Farbe und war mit weißem Schaum bedeckt; sie gab dem Schiffe die heftigsten Schläge, während ein günstiger Sturm de popa (d. h. gerade von hinten) dasselbe forttrieb und anhaltender Regen herabstürzte. Gegen Mittag zerbrach der Wind das Escutel am zweyten Seegel des großen Mastes, welches aber sogleich er-

setzt wurde; am Mittage trieb er ein im Meere schwimmendes großes Segel an seiner Stange (Yard) bey uns vorbey, welches auf den Verlust irgend eines Schiffes schließen ließ. Am 25ten Juny hatten wir die Azorischen Inseln zurückgelegt und ein sehr starker Wind blies uns nach der portugiesischen Küste hin, der aber oft umsprang und den Seeleuten viel zu thun gab; er zerriß ein Escutel-Tau und brachte die See in heftige Bewegung. Unsere Wache auf dem großen Maste zeigte mehrere Schiffe an, welchen wir auswichen, da wir keine Kanonen an Bord führten. Der Raum, welchen wir bis zu den europäischen Küsten noch zu durchlaufen hatten, war nicht sehr bedeutend mehr, allein wegen der Corsaren gefährlicher für uns als die ganze übrige Reise. Man beobachtete ein jedes Schiff, deren wir jetzt täglich mehrere sahen, und nahm sogleich einen anderen Lauf. Dies war uns auch immer geglückt bis zum 28ten, wo man am Morgen ein Schiff am Horizonte bemerkte, welches unsere Richtung zu halten schien. Der Pilote der Carlota, welcher sich schon in der Gefangenschaft der Corsaren befunden hatte, so wie der Capitain und alle Seeleute beobachteten dieses Schiff mit einer besondern Aufmerksamkeit, indem sie einige ungünstige Zeichen daran zu erkennen vorgaben. Man sah nun, daß es seinen Lauf gerade auf uns zu richtete und alle Segel beysetzte um uns zu erreichen. Gegen 12 Uhr erkannte man zu allgemeiner Bestürzung, daß dieses Schiff ein amerikanischer Schoner (Escuna der Portugiesen), also höchst wahrscheinlich ein Corsar sey; auch gab es in diesem Augenblick einen Kanonenschuß zum Zeichen, daß wir es erwarten sollten und zog die portugiesische Flagge auf. Jetzt entstand eine allgemeine Bestürzung! ein jeder rannte in den Raum hinab, um seine Habseligkeiten zu verbergen so gut es möglich war. Man meisselte Öffnungen in die innere Verkleidung des Schiffes und verbarg die wichtigsten Effecten: Papiere, Geld, Zeuge und dergleichen mehr, wiewohl man kaum erwarten durfte, daß vor den geübten Blicken gieriger, der Plünderung gewohnter Pira-

ten, irgend etwas von Werth verborgen bleiben könne. Das Mittagsessen wurde aufgetragen, allein Niemand hielt lange dabey aus, denn der Ruf: der Schooner ist schon nahe heran! versammelte schnell die ganze Mannschaft auf dem Verdecke. Erwartungsvoll und stille ohne einen Laut standen Alle und blickten mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem schönen Kriegsschiffe hin, welches mit allen Segeln, nett und schlank wie ein Vogel auf uns zustrich, und die Mündungen der Kanonen entblößt hatte; auf dem Verdecke standen eine Menge Menschen Kopf an Kopf gedrängt, unter welchen man als Bestätigung unseres Verdachtes verschiedene Neger und andere farbige Leute erkannte. In dem Augenblick, als wir unser Urtheil erwarteten, ergriff der Offizier auf dem Schooner das Sprachrohr und befragte uns, woher wir kämen und wer wir seyen. Die Antwort erfolgte in dieser furchtbaren Spannung sogleich, aber in diesem Augenblick, welche überraschende Freude! erkannten einige unserer Matrosen von der Höhe des Mastkorbes, daß unser vermeinter Corsar ein portugiesisches Kriegsschiff sey. Allgemeiner Jubel verbreitete sich jetzt auf unserem Schiffe, und wir Alle wünschten einander Glück! Der commandirende Offizier des Kriegs-Schooners Constantia (so hieß das Schiff) gab uns den Befehl ihn zu erwarten, indem er uns zurief: daß er ein Boot an unseren Bord senden werde. Der Schooner gieng nun um uns herum, legte bey, und setzte ein Boot in See, worin sogleich ein Lieutenant an uns abgesandt wurde, welcher unsere Besorgnisse wegen Unsicherheit dieser Meere bestätigte. Die Escuna Constantia war wirklich ein sehr schöner amerikanischer Schooner, welchen die portugiesische Regierung gekauft und ausgerüstet hatte; sie führte 18 Kanonen und hatte vor 16 Tagen Lisboa verlassen, um in diesen Gewässern gegen die zahlreichen Corsaren zu kreuzen. Erst vor wenigen Monaten hatte eine portugiesische Fregatte einen solchen genommen; ein anderer hatte den großen portugiesischen Ostindienfahrer Asia Grande in dieser Region angegriffen

und verfolgt, aber nicht genommen, da der letztere 20 Kanonen an Bord führte und sich tapfer vertheidigte.

Erfreut jene beunruhigende Täuschung auf eine so glückliche Art aufgeklärt zu sehen, zog die Carlota in größter Eile ihre Segel wieder auf; die Constantia that dasselbe, und nachdem sie ihr Boot wieder hinauf gewunden hatte, segelte sie sotto vento (unter dem Winde) pfeilschnell und höchst majestätisch bey uns vorbey, indem sie uns eine glückliche Reise wünschte. Wir entfernten uns hierauf schnell von einander, indem der eine seiner Bestimmung nach Osten, der andere aber nach Süden folgte. Ein Regen- und Sturmschauer, von den Portugiesen Agoaçeiro genannt, war uns günstig und trieb das Schiff dermaßen schnell, daß wir in wenigen Stunden die Constantia ganz aus dem Gesichte verschwinden sahen. Am folgenden Tage beobachteten wir mehrere Schiffe, welchen wir abermals vorsichtig auswichen, als wir am 30ten Juny schon die Anzeigen der nahen Küsten von Europa in mancherley Stükken von Seetang (Fucus) erkannten, worunter besonders eine Art in Gestalt eines Bandes sich auszeichnet, welches die portugiesischen Seefahrer Curiolas nennen.

Um 2 Uhr Nachmittags erschallte von der Spitze des großen Mastes der fröhliche Ruf: Land! Land! und wir erkannten bald in trüber Ferne das Cabo da Roca in Portugal, dessen vordere Spitze gleich einer sanft abgerundeten Insel sich unseren erfreuten Blicken zeigte. Bald erhob sich die Küste deutlicher vor unseren Blicken, obgleich Wolken die schöne Ansicht in etwas trübten; Schiffe verschiedener Nationen zeigten sich nun in der Ferne. Mehrere Fischerböte näherten sich, und man gab ihnen durch Flaggen zu verstehen, daß wir einen Piloten wünschten, worauf man auch gegen Abend eine Muleta, ein sonderbar gebautes Fischerboot, mit der Pilotenflagge heran segeln sah. Es brachte uns eine große Menge guter Fische und einen Piloten aus Cascaës, der bey uns an Bord stieg. Da der Tag schon zu weit vorgerückt war, so konnte man heute nicht mehr

in den Tajo einlaufen; wir kreuzten bis zum folgenden Morgen, und als der 1te July sein erfreuliches Licht über die früh wachsame Schiffsgesellschaft ergoß, befanden wir uns sämmtlich schon auf dem Verdeck vereint, um die europäischen Gestade zu begrüßen; leider war aber das Wetter nicht günstig, um das Land recht unterscheiden zu können. Wir segelten nun der Mündung des Flusses zu. Sie wird am nördlichen Ufer von dem Cabo da Roca und am südlichen von dem Cabo d'Espichel begränzt, welches letztere weit in die See vortritt, und flacher ist als das nördliche. Das Meer hatte die hellgrüne schöne Farbe wie an den Küsten von Brasilien. Um 9 Uhr lief die Carlota in die Barra ein, wo rechts und links die See sich heftig an den Felsenketten bricht. Mancherley Fischerböte von origineller sonderbarer Gestalt, Muletas, Barreiros und spanische Schiffe durchkreuzten einander und liefen zugleich mit uns ein.

Der Nebel hatte sich um diese Zeit verloren, und zeigte uns die etwas flachen, sanfthüglichen Ufer des hier noch sehr breiten Flusses, bedeckt mit Dörfern, Villas und Kirchen. Man konnte die weißlichen Häuser unterscheiden, so wie die schon von ihren Früchten entblößten Felder, da der Waizen in Portugal sehr frühe reift. Zur Rechten blieb uns im Flusse ein rundes Fort, Torre de Bujio genannt, und am nördlichen Ufer die Festung S. Julião. Der Fluß verengt sich nun etwas mehr, und man bemerkt zu beyden Seiten Dörfer und Wohnungen. Wir segelten bey ein Paar französischen Fregatten vorbey, welche vor Anker lagen, und wurden alsdann von einer portugiesischen Bombarde examinirt. Gegen Mittag ankerte die Carlota am nördlichen Ufer zu Belem, dem Anfange der Stadt Lisboa. Von hier an zieht sich eine weite Häusermasse bis zur eigentlichen Çidade hinauf. Am Nachmittage erhielten wir die Visita da Saude, welche den Gesundheitszustand unserer Mannschaft untersuchte; wir durften indessen das Schiff nicht verlassen, da unsere Pässe noch nicht untersucht waren. Zwey bey der Stadt geankerte Linienschiffe,

welche bestimmt waren, in wenigen Tagen nach Livorno abzusegeln, um die Erzherzogin Leopoldine von Österreich nach Rio de Janeiro zu bringen, sandten einen Offizier mit einem Commando Soldaten, um unsere Matrosen in Beschlag zu nehmen, da sie Mangel an Leuten hatten. Wir segelten etwas aufwärts, mußten aber aus Mangel an Wind den Anker wieder fallen lassen. Schon am Abend und während der Nacht war unser Schiff zur Bewachung der Matrosen mit einer Menge von Soldaten besetzt, welche scharf feuerten sobald ein Boot sich näherte.

Am 2ten July Morgens segelten wir nach der Çidade hinauf; der Anblick dieser großen Stadt war vorzüglich schön. Sie breitet sich weit längs des Ufers hinauf an einem sanften Rücken aus und ihre weißliche Häusermasse mit blaßröthlichen Ziegeldächern ist sehr bedeutend. Man erblickt viele sich auszeichnende große Gebäude und ansehnliche Paläste, unter andern den von Ajuda, welcher noch nicht vollendet ist, viele große Kirchen u. s. w. Zwischen den Gebäuden treten schöne dunkelgrüne Gebüsche von Lorbeer-, Orangen- und Citronenbäumen mit Cypressen, Pinien u. s. w. hervor, gegen welche das Silbergrün der Ölbäume schön absticht; unter diesen Baumparthien bemerkt man besonders den Garten der Königin. Im Allgemeinen ist jedoch der Anblick dieser Gegend todt und ernst, etwas nackt, ohne frisches lebhaftes Grün, und man bemerkt nur die Farbe des verbrannten Bodens, der weißlichen Häuser und der schwärzlich grünen Baumgruppen.

Wir ankerten gegen Mittag im Angesicht der Statue König Dom João I., welche man gewöhnlich mit dem Nahmen der Memoria belegt, und des Quay Sodré, zwischen vielen großen Dreymastern, welche zum Theil so eben von ihren Weltreisen angekommen waren.

Der Fluß gewährt hier eine besonders schöne Ansicht: nach dem Lande hinein gleicht er einem Meere, da seine äußerst niedrigen Ufer so weit zurücktreten, daß man sie völlig aus dem

Auge verliert; Schiffe aller Art, mit den Produkten der benachbarten Gegenden und Ortschaften beladen, durchkreuzen einander, und reges Leben ist auf dieser anziehenden Wasserscene verbreitet. Der Thermometer stand an diesem heiteren schönen Tage am Mittage auf dem Schiffe im Schatten auf 19°, jedoch war die Hitze in den Straßen bedeutend stärker.

Lisboa, diese große ansehnliche Stadt, giebt, vom Tajo aus gesehen, eine weit bessere Ansicht als wenn man ihr Inneres betreten hat. Genau betrachtet ist sie hügelig, uneben und zerstreut erbaut, schmutzig und schlecht gehalten, sie dehnt sich aber auf eine bedeutende Entfernung längs des nördlichen Ufers des schönen Tajo aus. Nur am Ufer des Flusses ist eine regelmäßig zusammenhängend gebaute Stadt, deren lange Straßen zum Theil breit und ansehnlich sind. In den oberen entfernteren Theilen von Lisboa hingegen findet man Gärten und selbst Kornfelder, welche durch einzelne, zerstreut ausgedehnte Straßen eingeschlossen und verbunden sind. Der größere Theil der Straßen dieser Hauptstadt ist enge, schmutzig und daher besonders in der großen Hitze dem Geruchsinne empfindlich. Die Gebäude sind von Stein, größtentheils hoch und von mehreren Stockwerken, alle mit Balkons versehen, von welchen man zum Theil die schöne große Aussicht auf den Fluß und die umliegende Gegend genießt. An ansehnlichen Kirchen und Klöstern ist ein großer Überfluß, so wie man denn auch alle mögliche Uniformen von Mönchen, und alle Arten geistlicher Orden in den Straßen erblickt. Öffentliche, zum Theil ansehnliche Gebäude hat diese Hauptstadt ebenfalls mehrere; zu diesen gehört besonders das Arsenal mit den Werften, das indische Haus mit dem Zollhaus (Alfandega) und die Börse, sämtlich in einem großen Gebäude vereint, neben welchem unmittelbar ein schöner großer Platz, die Praza do Commerçio angelegt ist, auf dem man die colossale bronzene Statue Equestre des Königs Dom Joâo I. aufgestellt hat. Lisboa hat ein Opern- und zwey Comödienhäuser. Die Quays am Flusse, besonders der Quay

Sodré, vor welchem die großen Indienfahrer vor Anker liegen, werden stark besucht, und dienen besonders in der Kühlung des Abends den Bewohnern zum Spaziergange. Ehemals soll das Gewühl der Spaziergänger und des handeltreibenden Theils der Einwohner in diesen dem Ufer nahe gelegenen Theilen der Stadt weit beträchtlicher gewesen seyn als jetzt, da der Handel unendlich viel verloren hat. Die Portugiesen geben der englischen Regierung die Schuld dieser Abnahme ihres Wohlstandes, weshalb auch die Engländer im Allgemeinen hier wenig beliebt sind. Der Handel nach Indien ist stärker als der nach Brasilien, welcher durch die Engländer ganz besonders verloren haben soll. Portugal ist in vielen Stücken noch gar sehr gegen andere Nationen zurück; selbst in der großen Hauptstadt Lisboa vermißt man eine Menge von nützlichen Einrichtungen, die man in den meisten kleineren Städten des civilisirten Europa findet. Alles ist theuer; die Wagen (Seichas) und Gasthöfe äußerst schlecht, und nur sehr wenige, welche von Ausländern angelegt sind, haben einige Vorzüge. Man hat bey Nacht keine Erleuchtung; weder Landstraßen noch Posten sind zweckmäßig eingerichtet; der Correo (Briefpost) nach Madrid geht zu Pferd; keine Wächter schützen die Sicherheit der Straßen bey Nacht. Dagegen findet man jetzt überall Militairwachen, besonders seitdem ohnlängst ein Aufstand in der Stadt vorgefallen war. Manche Züge dieser südlichen Stadt sind original. Das Wasser, welches der große sehenswerthe Aquäduct, der ein schönes massives Werk ist, 4 Legoas weit aus den Kegelgebürgen von Çintra herüberführt, wird von einer Menge von Menschen mit kleinen Fäßchen in allen Theilen der Çidade zu Kauf umhergetragen. Diese Wasserträger, welche zu der rohesten Klasse des Volks gehören, sieht man an allen Brunnen in zahlreichen Banden gelagert. An einem jeden Morgen bey Anbruch des Tages treibt man Kühe und Ziegen mit einer Glocke am Halse, durch die Straßen, und melkt sie vor einem jeden Hause. Überall wallfahrten in den Straßen eine Menge

von Gärtnern, Bauern und Windmüllern mit großen Zügen von Maulthieren und Eseln, welche ihre Produkte, alle Arten von Gemüsen, Obst, Mehl u. s. w. verkaufen. Man bringt besonders eine große Menge Obst zur Stadt.

Lisboa hat mehrere ansehnliche Gärten, in welchen schöne schattenreiche Bäume anziehende Parthien bilden. Aber auch in der Gartenkunst sind die Portugiesen noch hinter allen Nationen zurück; denn überall findet man noch nach dem alten steifen französischen Geschmack geschnittene Bäume, zu den kläglichsten erbärmlichsten Figuren verunstaltet. Zu Belem, dem unteren Theile der Stadt, befindet sich der Garten der Königin, nahe bey der jetzt völlig ausgestorbenen Menagerie. Er besteht in einem Bosquet von hohen schattenreichen Bäumen verschiedener Art, besonders von Silberpappeln, Lorbeeren, Eschen und mehreren anderen südlichen Bäumen, überall mit geraden unter der Scheere gehaltenen Hecken durchschnitten, zwischen welchen sich die Wege befinden; eine Menge von Singvögeln beleben diese Schatten. Auf eben diese Art ist der öffentliche Garten (Passéo publico) angelegt, welcher sich in der Mitte der Stadt befindet. Hier hat man unter alten schattenreichen Bäumen einander durchkreuzende gerade Gänge angebracht; sie sind mit kleinen Brusthecken eingefaßt, und zu den Seiten mit Mauern und vielen kleinen Thoren versehen. Dieser Spaziergang ist klein, er erfreut aber durch seinen Schatten, da er in der Mitte der von der Sonne erhitzten Straßen angelegt ist. Unter den hier wachsenden Bäumen bemerkt man mit Vergnügen hohe schöne Cercis-Stämme. Unweit dieses Passéo befindet sich der königliche Palast, ein nur mäßig ansehnliches Gebäude. Ein anderer Palast, Palaçio da Ajuda genannt, wird zu Belem erbaut, doch fehlt jetzt noch viel an seiner Vollendung. Mit mehrerem Interesse betrachten die Fremden das Naturalien-Cabinet in der Nähe von Ajuda, wo sich auch der botanische Garten befindet. Das erstere soll ehemals sehr beträchtlich gewesen seyn und es enthält auch noch viele interessante Stücke

aus den verschiedenen portugiesischen Besitzungen in den entfernteren Welttheilen. Napoleon hat sich durch die Plünderung dieser Anstalt bey der portugiesischen Nation ein unvergängliches Denkmal gesetzt, denn er war der erste Eroberer, welcher selbst die wissenschaftlichen Einrichtungen der verschiedenen mißhandelten Völker nicht verschonte, und alles für gute Beute erklärte, was seinen Händen erreichbar war. In diesem Cabinette befand sich eine sehr bedeutende Collection von brasilianischen Thieren, welche man jetzt indessen nicht mehr hier, sondern in Paris suchen muß. Alle andere Nationen erhielten wenigstens einen großen Theil der ihnen geraubten Seltenheiten bey dem Frieden von 1815 wieder, die Portugiesen allein giengen leer aus, und betrauern jetzt noch ihren Verlust, der indessen zu ersetzen seyn würde, wenn ein Befehl des Königs Sammler in Brasilien beauftragte, die verschiedenen Provinzen jenes Landes zu durchreisen, und die naturhistorischen Merkwürdigkeiten desselben für dieses Cabinet zu bearbeiten. Dennoch besitzt diese Collection auch jetzt noch vieles Sehenswerthe, unter andern eine nirgends zu findende Sammlung von Waffen, Geräthschaften und Federzierrathen der verschiedenen brasilianischen Völkerschaften, besonders der Stämme am Maranhão, deren Farben prachtvoll sind, da sie aus den Federn der Araras, Ararunas, Tucanas, Guarubas und anderer schöner Vögel zusammengesetzt sind. Auch gehören zwey Manatis von 6 bis 7 Fuß Länge zu den Seltenheiten welche man hier bemerkt.

Der botanische Garten ist kaum der Erwähnung werth; er enthält zwischen niederen unter der Scheere gehaltenen Hecken, Räume, wo einige gemeine Pflanzen halb wild vegetiren. Ein Paar kleine Treibhäuser sind beynahe leer; in ihrer Nähe befinden sich einige merkwürdige Gruppen von verschiedenen Arten sehr starker Cactus-Stämme und ein Drachenblutbaum (Dracaena Draco), der eben reife Früchte im freyen Lande trug. Da das Studium der Naturgeschichte in Portugal nicht viele Verehrer zu finden scheint, und selbst die eigenen Produkte die-

ses Landes größtentheils von fremden Naturforschern untersucht wurden, so darf man sich um so viel weniger wundern, wenn diese Nation die naturhistorische Untersuchung ihrer entfernten Colonien vernachläßigte.

Der Anblick der vielen Mängel und Unvollkommenheiten, welche den Bewohnern dieses Landes noch zu verbessern bleiben, wird jedoch durch die Schönheit der Natur, besonders im Frühjahre, in einem gewissen Grade ersetzt; allein jetzt hatte durch die Sommerhitze das Land schon seinen Reiz verloren, und ich sehnte mich um so mehr, in dem gemäßigten Clima nördlicher gelegener Länder eine Erholung von den Anstrengungen meiner Reise zu suchen.

Die englischen Packetboote, deren aus Falmouth in den ersten Tagen eines jeden Monats eine bedeutende Anzahl auslaufen, gehören zu den angenehmsten Einrichtungen für Reisende. Auch in Lisboa findet man in einer jeden Woche Gelegenheit mit einem solchen nach England abzugehen, und ich benutzte dieselbe, indem ich mich auf dem Packet Duke of Kent, Capitain Lawrence einschiffte.

Wir verließen am 12ten July am Mittage mit einem frischen Winde die Stadt, liefen schnell den Tajo hinab in die offene See und verloren noch an demselben Tage Portugal aus dem Gesichte. An den nächstfolgenden Tagen blies ein frischer Wind, und die See war etwas unruhig, daher wurden einige der Passagiere von der Seekrankheit befallen. Ob wir gleich bis zur Höhe von Cap Finisterre in Spanien oft widrigen Wind und einigemal Windstille hatten, so legten wir dennoch die Reise nach Falmouth in zehn Tagen sehr glücklich zurück. Die englischen Packete sind den Reisenden sehr zu empfehlen, da ihre Einrichtung sehr nett und reinlich, die Lebensart und der Tisch gut, und die Seeleute ebenfalls von der besten Art sind. In Kriegszeiten führt ein solches Fahrzeug, wozu man immer die leichtesten, sichersten, möglichst gut segelnden zwey-

mastigen Schiffe wählt, 8 Kanonen und 31 Seeleute; in Friedenszeiten nur 21 Mann.

Am 21sten July erblickten wir gegen Mittag die Küsten der Scilly-Islands und steuerten gerade auf den Canal zu. Gegen Abend erhob sich Cape Lizzard aus dem Ocean empor; unsere Freude war groß, nach zwey Jahren und 29 Tagen diesen Punkt glücklich wieder berührt zu haben. Eben trat die Dunkelheit ein, als wir die Mündung des Canals erreicht hatten und wir bemerkten mit Vergnügen, wie plötzlich überall an der Küste von England Leuchthäuser an vielen Orten zu glänzen anfiengen. Am folgenden Morgen, als wir das Verdeck betraten, erblickten wir uns in dem freundlichen Hafen von Falmouth ruhig und sicher vor Anker.

Falmouth ist ein hübsches Städtchen an der Mündung des Flusses Fal, der Hafen ist rundum eingeschlossen, schön und sicher. Überall erblickt man die freundlich grünen Ufer bebaut und mit den schönsten Wiesen bedeckt, und bey der Stadt erheben sich hohe schattenreiche alte Bäume. Nachdem wir unser Schiff verlassen hatten und unsere Pässe berichtigt waren, hielten wir uns noch einen Tag in Falmouth auf, wo wir die Umgegend etwas kennen lernten, und mit vorzüglicher Herzlichkeit und Güte in dem Hause unseres biederen Capitain Lawrence aufgenommen waren. Ich fand die Gegend von Falmouth sehr angenehm, besonders wenn man das auf einem Hügel in der Nähe der Stadt erbaute Fort Pendeñis ersteigt, von welchem man einer sehr schönen Aussicht in die See und in das überall grüne freundliche England genießt.

Die Reise von Falmouth nach London, welche ich am 24sten July antrat, war sehr angenehm und unterhaltend. Die Chausseen sind in diesem reichen schönen Lande untadelhaft, und die Posteinrichtung von einer Vollkommenheit, wie man sie in keinem anderen Staate antrifft. Die Pferde sind die schönsten und besten, alle von edler Race, und die Schnelligkeit der Bedienung auf den verschiedenen Stationen läßt nichts zu wünschen

übrig. Die Ansicht der Provinz Cornwallis, in welcher Falmouth gelegen ist, hat im Allgemeinen weniger Anziehendes als die übrigen Provinzen, welche man auf dieser Reise durchschneidet; sie hat viele Heiden, auf welchen Rinder und Schaafe weiden; viele sumpfige Wiesen mit Rohr und Binsen, aber auch viele schöne lachende Gegenden und ist besonders bekannt wegen ihrer mannichfaltigen Bergwerke, von welchen verschiedene Reisebeschreibungen Nachricht gegeben haben. Der rauhere, geringere Fruchtbarkeit verkündende Charakter, welchen man in einigen Gegenden von Cornwallis findet, verschwindet schon in Devonshire, und von nun an erfreut sich der Reisende der schönsten fruchtbarsten Gegenden, in welchen Wiesen und Gebüsche von dem üppigsten Grün mit weidenden Pferden, Rindern und Schaafen über ein Land von sanft abgerundeten Hügeln verbreitet sind. Alles ist benutzt, bebaut und belebt, nirgends Blößen oder unfruchtbare Stellen, nette wohlgebaute Örter oder Pachthöfe überall, und Städte die durch freundliche Häuser überall einen gewissen Wohlstand verrathen, welchen man in anderen Ländern vermißt. In vielen Gegenden gleicht das Land einem natürlichen Park; andere Gegenden sind durch Kunst dazu umgeschaffen, und man erblickt auf weit ausgedehnten von Wasser durchschnittenen Wiesen hohe alte schattenreiche Eichwälder und das ansehnliche, geschmackvoll erbaute Landhaus des Besitzers. Von Falmouth hat man 84 englische Meilen bis zu dem am Flusse Ex gelegenen Exeter, einer der schönsten Städte von England, welche regelmäßig gebaut ist, und etwa 18000 Einwohner zählt. Die ganze Umgebung glich in dieser schönen Jahreszeit einem Garten, wo der Reisende die mannnichfaltigste Unterhaltung hat. Ich reiste über Salisbury durch Wiltshire, Hampshire und andere Provinzen stets durch die angenehmsten, lachendsten Gegenden nach London, wohin man von Exeter einen Weg von 176 englischen Meilen zurücklegt, und traf am 26sten July in dieser Weltstadt ein, von wo ich, nach einem kurzen Aufenthalt nach

Dower abreiste, um mich daselbst nach dem festen Lande einzuschiffen.

Die Fahrt nach Ostende gieng sehr glücklich von statten; das Paket verließ am Nachmittage Dower und erreichte schon vor Mitternacht die Küste von Flandern; wir liefen mit dem ersten Anbruch des Tages in den Hafen ein, und ich begab mich alsdann über Gent, Brüssel, Lüttich nach Aachen, wo ich wieder deutsch reden hörte, und nun bald den vaterländischen Rhein begrüßte.

Anhang.

I.

Ueber die Art in Brasilien naturhistorische Reisen zu unternehmen.

Es wird Naturforschern nicht unwillkommen seyn, die Erfahrungen eines Reisenden über die Art, wie man am zweckmäßigsten in jenen Climaten naturhistorische Sammlungen einzurichten habe, kennen zu lernen und um richtig beurtheilen zu können, welche Hindernisse sich dem Sammler in den Weg zu stellen pflegen. Obgleich alle in der heißen Zone gelegene Länder in der Hauptsache in dieser Rücksicht überein kommen, so hat dennoch ein jedes Land seine Eigenheiten und ich rede daher vorzugsweise über Brasilien; man wird indessen die meisten der hier erwähnten Einrichtungen, einige Modificationen abgerechnet, in allen Tropenclimaten benutzen können.

Brasilien, ein weites, größtentheils gebürgiges oder hügeliges, noch wenig kultivirtes Land, bietet dem Naturforscher große Schwierigkeiten dar, indem für das Fortkommen der Reisenden auf keine Art gesorgt ist. In Europa ist das Reisen eine Sache des Vergnügens und der Erholung, denn hier hat man alles berücksichtiget, was dem Reisenden angenehm und nützlich seyn kann, und leicht findet man Befriedigung für alle Bedürfnisse, die in einer solchen Lage entstehen können.

Brasilien ist dagegen bis jetzt auf der unteren Stufe der Cultur stehen geblieben. Hier befinden sich nur wenige Hauptwege und keine Landstraßen, ja es fehlt in den meisten Gegenden an Obdach, an Brücken, selbst nicht selten an Lebensmitteln und dem nöthigen Vorrath für die dringendsten Bedürfnisse. Der Fremde hat sich oft mit allem zu versorgen

und vieles zu bedenken, was er ohne Erfahrung unmöglich wissen kann. Die so leichte und zweckmäßige Fortschaffungsart der Waaren durch Frachtfuhren kennt man in Brasilien nicht, dagegen müssen Maulthiere, welche oft durch die ihnen eigene Halsstarrigkeit die Beschwerde vermehren, eine geringe Last mit bedeutenden Kosten fortschaffen. Es ist wahr, daß in gewissen sehr gebürgigen Gegenden der Gebrauch der Lastthiere große Vortheile gewährt, allein diese Art des Transportes bleibt dennoch im Allgemeinen unendlich weit hinter unserem Fuhrwesen zurück; sie ist aber bis jetzt die allein anwendbare, da in diesem Lande keine gangbaren Wege und Landstraßen existiren.

Will man in das Innere von Brasilien reisen, so muß man sich zuerst nach guten dauerhaften Maulthieren umsehen, die man in einigen Provinzen, zum Beyspiel in Minas Geraës, S. Paulo, Rio Grande wohlfeil, in anderen nur zu hohen Preisen erhält (*). Man kauft zu Rio de Janeiro einem Mineiro seine ganze Tropa (d. h. alle seine Lastthiere) ab, und bezahlt gewöhnlich 33 bis 25000 Reis, etwa 6 Carolin nach unserem Gelde für das Stück; in Bahia kauft man sie zu Villa da Cachoeira de Peruaçú oder Paraguaçú. Fremde verstehen es nicht solche Maulthiere zu behandeln, zu beschlagen, zu heilen wenn sie krank sind u. s. w., daher ist es nöthig sogleich einen Tropeiro oder Arrieiro in Dienst zu nehmen; Leute, welche von Jugend auf den Transport der Waaren mit ihren Maulthieren besorgt haben. Immer sieben beladene Lastthiere nennt man eine Lot, und auf diese Zahl rechnet man einen Tropeiro. Diese Leute, bey dem Geschäfte aufgewachsen, verstehen alles dazu Nöthige vollkommen, sind abgehärtet und genügsam wie alle Brasilianer, schlafen auf der Erde wenn es seyn muß und gehen neben ihren Thieren her oder reiten, nachdem man mit ihnen überein gekommen ist. Hat man das Glück einen guten Tropeiro zu bekommen, so ist der wichtigste Punkt beseitiget, welcher einen günstigen Fortgang der Reise versprechen kann. Er beladet täglich am Morgen die Maulthiere, ladet sie am Abend ab und treibt sie, nachdem sie während der Nacht geweidet haben wieder zusammen, wenn man am folgenden Morgen abreisen will. Oft muß er ihnen weit nachgehen um sie aufzufinden, kennt aber ihre Spur und ihre Lebensart so genau, daß er sie gewiß finden wird.

Die Art, wie man in Brasilien die Lastthiere beladet, ist sinnreich und einfach eingerichtet; sie verdient daher hier auch einer Erwähnung.

(*) Hierüber siehe von Eschwege Journal von Brasilien Heft II. S. 76.

Ein gutes Maulthier trägt 8 Arrobas (eine Arrobe beträgt 32 Pfund); man ladet ihm jedoch zuweilen bis zu 12 Arrobas auf. Zum Beladen bedient man sich eines Packsattels (Cangalha genannt.) Er besteht aus einem Gestelle von Holz, das vorne und hinten an seinem Obertheile einen dicken starken Fortsatz in aufrechter Stellung hat, an welchen man von beyden Seiten die Kisten anhängt. Um den Druck dieses Packsattels zu vermindern, füttert man ihn an seiner inneren Seite mit getrocknetem Grase aus, welches schmale lange Blätter hat und sehr gleichförmig gelegt wird, bringt nun inwendig über dem Grase oder Capin noch ein Kissen von einer Rohrmatte (Esteira) an, und überzieht dieses mit Baumwollenzeug. Auf der Oberseite wird der so ausgefütterte Sattel mit einer Kappe von Ochsenhaut bedeckt, welche viereckig geschnitten und auf ihrem oberen Rücken mit zwey Oeffnungen versehen ist, um die hölzernen Verlängerungen durchzulassen, an welche die Kisten gehängt werden. An einem solchen Sattel befestigt man vorne einen breiten Brustriemen, und hinten ein Hinterzeug, welche im Hinauf- und Hinabsteigen der Gebürge unentbehrlich sind. Ein lederner Riemen aus roher Ochsenhaut geschnitten, blos fest angezogen und mit einer Schleife gebunden, giebt den Gurt des Sattels ab und befestigt diesen hinlänglich. Als Zaum bekommt das Lastthier nichts als eine Halfter (Cabresto) von roher Ochsenhaut oder von sehr fest gedrehten Pferdshaaren, welche hinter den Ohren liegt und dem Thiere das Maul zum Grasen und Trinken völlig frey läßt; der an der Halfter befindliche Riemen, womit man es anbindet, wird, sobald das Thier beladen ist, an den Sattel fest geknüpft und nun läßt man auf der Reise ein jedes derselben hinter dem andern frey einhergehen. Die Ladung selbst besteht in zwey Kisten von gleicher Größe, von denen auf jede Seite des Sattels eine gehangen wird und welche weder zu groß noch zu klein seyn dürfen. Die beste Größe für dieselben ist eine Länge von 29 rheinländischen Zollen; sie werden aus dem leichten Caschetholze gemacht, haben einen übertretenden Deckel und sind mit Ochsenhaut (die Haare nach außen) überzogen. An einem jeden ihrer Enden befindet sich ein eiserner Griff; an ihrem unteren Theile umgiebt man sie mit zwey Riemen von Ochsenhaut, welche sich kreuzen, um sie haltbar zu machen und bringt an einem jeden der Handgriffe eine Schleife von Ochsenhaut an, womit sie an die Fortsätze des Sattels angehängt werden.

Wenn der Tropeiro aufladen will, so nimmt er den Kasten auf die Schulter und hängt ihn selbst an, wobey er hauptsächlich auf Gleichgewicht der Ladung an beyden Seiten sieht, damit das Thier nicht gedrückt werde; haben die Kasten die erforderliche Gleichheit der Schwere nicht,

so legt man wohl auf den leichteren noch andere Dinge oben auf, um das Gleichgewicht hervorzubringen. Auf diese Art beschäftigte Tropeiros stellt die Vignette des VIII. Abschnittes (in der 4to Ausgabe) vor, auch zeigt sie die äußere Bildung des Packsattels. Ist die Ladung auf diese Art befestigt, so bedeckt man sie mit einer großen trockenen Ochsenhaut, das Haar nach außen, welche nun mit einem langen Riemen von Ochsenhaut, Sobrecarga genannt, zusammen geschnürt wird. Dieser Uebergurt hat an seinem einen Ende einen eisernen Hacken, mit welchem man das andere Ende, welches mit einem hölzernen Knebel versehen ist, dadurch anzieht, daß man den letzteren durchsteckt und öfters herum drehet. Um zu verhindern, daß die Ladung auf dem Sattel nicht vor- oder rückwärts rutsche, ist an demselben vorne und hinten noch ein Riemen angebracht, mit welchem man auch von dieser Seite die Kisten noch mehr befestigt. Ist das Thier auf diese Weise gehörig beladen, so läßt man es frey gehen und grasen bis alle bepackt in Bewegung gesetzt werden können. Nach vollendeter Tagereise giebt man ihnen, nachdem sie abgeladen sind, ein Futter von Mays, welcher ihnen, wie bey der Cavallerie im Felde, in einem Futterbeutel angehängt, oder auf Ochsenhäuten vorgeschüttet wird. Diese Nahrung ist sehr kräftig und auf ermüdenden Reisen besonders nöthig.

Die bey dieser Bepackung gebrauchten Kisten erhält man bis jetzt nur in bedeutenden Städten, wie Rio de Janeiro, Villa Rica und Bahia gut gemacht, wo man sie indessen ziemlich theuer bezahlen muß. In allen kleineren Villas und Ortschaften der inneren Gegenden von Brasilien, und selbst der Küste, findet man keine Gelegenheit dergleichen gut und dauerhaft gearbeitete Kasten zu bekommen; da es hier keine Tischler sondern höchstens nur Zimmerleute giebt, die dergleichen Verschläge zu plump und schwer, und gewöhnlich nur mit Nägeln zusammen schlagen, so daß sie zum Zweck der Reise völlig unbrauchbar sind. Es ist daher durchaus nöthig, sich mit den erforderlichen Kisten in großen Städten zum voraus zu versorgen. Um alle Arten von Naturalien in einem fremden Lande gehörig bewahren zu können, ist es rathsam diese Kisten inwendig auf eine eigene Art einrichten zu lassen. Man läßt in denselben dünne Böden von Caschetholz übereinander anbringen, deren Zwischenräume jedoch von verschiedener Höhe seyn müssen, damit man Naturalien verschiedener Größe darin einpacken könne. An den vier Ecken läßt man kleine aufrechte Pflöcke befestigen, auf welche der nächst obere Boden zu ruhen kommt. In den Kisten für die Säugethiere und Vögel bleiben diese Böden nackt, in denen für die Insekten hingegen bringt

man eine etwa 5 bis 6 Linien dicke Lage von Pitta an, einer Masse, welche zu diesem Behuf unsern europäischen Kork völlig ersetzt, und vielleicht noch übertrifft; sie ist das Mark, welches sich in dem hohen Blumenschafte der in Brasilien sehr gemeinen Agave foetida findet; nicht alle Gegenden liefern indessen diesen Stoff, in Rio de Janeiro und vielen anderen Gegenden kann man ihn in hinlänglicher Menge erhalten. Dieses Mark wird, da es nicht sehr breit ist, in schmalen Tafeln auf das Brett geheftet. Als Material zum Einpacken der Naturalien gebraucht man die Baumwolle, welche man überall und besonders in den von den Küsten mehr entfernteren Gegenden äußerst wohlfeil erhält. An vielen Stellen, besonders an den südlicheren der von mir bereisten Küste erhielt ich die Arrobe (32 Pfund) für 2 bis 3 Pataken, etwa 3 Gulden rheinisch: theuerer ist sie in der Nähe großer Städte, wo sie stark von den Kaufleuten gesucht wird; schon im Sertam von Bahia bezahlte man sie mit 4000 Reis (etwa 12½ Gulden) und in Bahia selbst mit 8 bis 10000 Reis. Wohlgeklopfte und von den Kernen befreyte Baumwolle ist ohne Zweifel das beste Material zum Verpacken aller Arten von Naturalien und sichert selbst gegen die Feuchtigkeit. Da der Reisende es immer ziemlich sicher vorher wissen kann, wenn ihn seine Reise in Gegenden führt, wo dieses nöthige Ingredienz nicht zu haben ist, so wird er für solche Fälle seine leeren Kisten mit einem gehörigen Vorrathe davon anfüllen.

Um Säugthiere und Vögel zu sammeln, sendet man seine mit allen Sorten von Schroot versehene Jäger voran und läßt ohne Unterschied alles schießen. Die Tagemärsche werden klein gemacht, so daß man im Quartier frühe angekommen noch hinlängliche Zeit findet die erlegten Gegenstände präpariren zu lassen. Man erkundiget sich sogleich nach den besten Jägern der Gegend, läßt sie kommen, accordirt mit ihnen und giebt ihnen Pulver und Bley, welches man aus Europa mitnehmen, in großen brasilianischen Städten aber auch recht gut, nur theurer kaufen kann. Das erstere und groben Schroot findet man, wiewohl nur von einer schlechtern Sorte auch selbst im Innern des Landes. Den Jägern giebt man die nöthigen Instructionen wegen der Behandlung der geschossenen Thiere; sie jagen fleißig, wofür man ihnen täglich etwa einen Gulden bezahlt. Von den geschossenen Thieren läßt man alsdann die Felle sogleich präpariren, und zwar ohne Dräthe und legt sie hierauf gehörig gestellt, d. h. die Flügel in ihrer gehörigen Lage, und alle Federn recht glatt und genau in Ordnung gebracht, auf ein Brett, wazu man sich im Nothfalle der Böden aus den Kisten bedienen kann. Auf diesem

Brette, welches vorher recht gleich mit Baumwolle belegt ist, setzt man sie einige Tage der Sonne aus. Will man weiter reisen, ehe die Thiere völlig trocken sind, so braucht man sie nur gehörig mit Baumwolle zu belegen, damit sie ihre einmal erhaltene Stellung nicht verlieren können. Man hat sie sogleich mit einem Zettel zu versehen, worauf das Geschlecht angemerkt ist, und thut deshalb wohl eine Menge von diesen Zetteln vorher verfertigen zu lassen.

Daß man die Häute mit einer guten Arsenickseife, als Haupterhaltungsmittel, vorher anstreichen müsse, brauche ich wohl nicht zu bemerken. Besonders in der heißen Jahrszeit trocknet die Sonne in Brasilien alle Arten von Naturalien außerordentlich schnell; die größten Quadrupedenfelle werden dann in wenig Tagen hart wie Holz.

Anders hingegen ist es in der feuchten Regenzeit. Dann trocknet wegen der großen Feuchtigkeit der Luft nichts, und da diese dennoch zugleich sehr warm ist, so faulen die Füße großer Vögel, besonders der Raubvögel, Reiher, und größeren Hühnerarten gewöhnlich, und oft in Zeit von zwey bis drey Tagen in den Fersengelenken völlig ab. Diesem Uebel vorzubeugen hatte Herr Freyreiß, welcher überhaupt in allen Arten Naturalien zu präpariren sehr geschickt und geübt ist, einen Blechkasten erfunden, in welchem die Vögel auf Baumwolle in die gehörige Lage der Federn gebracht, über einem gelinden Feuer aufgehängt und getrocknet werden, indem man, um das Anbrennen zu verhüten, und eine gleichmäßige Trocknung zu bewirken, sie von Zeit zu Zeit umwendet. Der Deckel der Blechkiste bleibt ein wenig geöffnet, damit die Feuchtigkeiten frey abdampfen können. In einem bis zwey Tagen sind auf diese Art die Naturalien getrocknet. Zwar verlieren schöne Vögel bey dieser Art zu trocknen oft viel von der Lebhaftigkeit ihres Gefieders und bey Wasservögeln zieht das Fett zuweilen in die Befiederung, allein man kennt bis jetzt kein anderes besseres Mittel für den durchziehenden Reisen, um interessante Gegenstände oft im feuchten dichten Walde, wo man keine Sonne erblickt und unter freyem Himmel zu lagern genöthigt ist, der Fäulniß zu entreißen.

Das Sammeln der Reptilien ist für den Reisenden das unbequemste, beschwerlichste Geschäft. Nur in wenigen Gegenden erhält man starken reinen Branntwein, wiewohl man schlechten an allen bewohnten Orten antrifft. Das gewöhnliche Agoa ardente de Canna ist sehr schwach, und muß in den Flaschen, welche man mit Reptilien anfüllt, oft erneuert werden, wenn sich diese conserviren sollen. Weit besser dient in diesem Falle der stärkere brasilianische Branntwein (Cachassa). Eine

Hauptbeschwerde ist indessen der Mangel an tauglichen Gefäßen, und diesem ist oft nicht gut abzuhelfen. Nirgends im Innern bekömmt man gute Gläser oder Bouteillen mit etwas weitem Halse; man kann also nur kleine Thiere, besonders dünne Schlangen in Weinbouteillen setzen. Der Transport der Gläser ist überdies sehr unsicher; ein Esel wirft muthwillig seine Ladung ab, und die ganze Reptiliensammlung ist dahin; der Branntwein dringt vielleicht noch dazu in andere Gegenstände und verdirbt dieselben ebenfalls. Thönerne, inwendig gut glasirte Gefäße taugen gar nichts, denn diese halten den Branntwein nicht lange und ich habe durch den Gebrauch derselben viele Seltenheiten verloren; überdies bekommt man dergleichen Töpfe nur in den Villas, und sie sind nicht weniger zerbrechlich als das Glas, und dabey schwer.

Am besten habe ich mich immer befunden, wenn ich kleine Thiere in Weinbouteillen setzte, und diese in mit Baumwolle ausgefüllte Kisten vertheilte. Für größere Reptilien hatte ich als halbe Ladung eines Maulthiers, ein in Europa sehr gut gearbeitetes Fäßchen. Das Eichenholz, woraus es verfertigt war, wurde zwar leider bald von den Würmern durchbohrt; diesem Uebel wurde jedoch dadurch ziemlich abgeholfen, daß man das Faß stark übertheeren und es dann mit starker Leinwand umwickeln ließ. Es hatte an seiner oberen Seite einen großen Spund, der mit Leinwand umwickelt sehr genau paßte, seine Oeffnung war so weit, daß man mit der Hand bis auf den Boden des Fasses hinab greifen konnte. Dieses war mit starkem Branntwein angefüllt, und faßte viele Reptilien, die ich, ehe man sie hinein legte, in Baumwolle einbinden ließ. Um es an den Packsattel des Maulthiers anzuhängen, hatte man es mit Riemen von Ochsenhaut umbunden, welche an jedem Ende eine Schleife bildeten. Es ist nöthig zu bemerken, daß man bey jeder möglichen Gelegenheit den Vorrath von gesammelten Amphibien auszuleeren und zurückzusenden suchen muß, welches freylich oft viele Schwierigkeiten hat. Bey diesen Reisen an der Küste genießt man des großen Vortheils, daß man gewöhnlich Schiffsgelegenheit findet, um die eingesammelten Gegenstände nach einem gemeinschaftlichen Sammelplatze senden zu können. Im Inneren findet man nur selten Gelegenheit zu solchen Sendungen, daher muß man alsdann mehrere Maulthiere anschaffen, um dieselben damit zu beladen, und auch mit bedeutenden Kosten oft den Branntwein erneuern. Reptilien auszustopfen hat nur bey einigen Eidechsen und Schildkröten-Arten Werth, und es muß mit großer Vorsicht geschehen, indem dadurch nur zu leicht Irrungen und falsche Beschreibungen in den Systemen veranlaßt werden. Um in Brasilien gute Fäß-

chen machen zu lassen, muß man sich des Viniatico-Holzes bedienen, es ist aber sehr schwer einen geschickten Faßbinder aufzufinden. Immer bleibt es ein Hauptaugenmerk für den Reptiliologen die Beschreibungen der Thiere sogleich frisch zu entwerfen, da selbst der Branntwein in jenen Climaten ihre Farbe äußerst schnell zu verändern pflegt.

Auf die Fische kann man das vorhin Gesagte durchgehends anwenden; gewöhnlich sind sie zu groß, um in Branntwein gesetzt zu werden, daher kann man sie nur ausstopfen, wodurch indessen ihre Farbe immer verloren geht. Arsenikseife darf man in die Reptilien und Fische nicht bringen, dagegen haben wir, um die Wirkung derselben zu ersetzen, Schnupftabak mit Vortheil angewandt.

Um Insekten zu sammeln versieht man sich mit einem großen Vorrathe von Nadeln, welche aber durchaus nicht von Stahl seyn dürfen, da dieser durch den Rost in kurzer Zeit zerstört wird. Statt des Korks kann man sich der Pitta bedienen, die noch vorzüglicher wie jener ist. Die frisch aufgesteckten Insekten tödtet man leicht bey der Hitze eines Feuers. Den großen Spinnen nimmt man den Leib aus und stopft ihn voll Baumwolle. Bey den großen Schmetterlingen ist dies auch zu empfehlen, erfordert aber mehr Vorsicht und Uebung. Die frisch aufgesteckten und selbst die schon trockenen Insekten werden in Brasilien von einer unendlichen Menge sehr kleiner Ameisen angegriffen und in kurzer Zeit verzehrt. Sie dringen selbst in verschlossene Kisten ein, wenn diese nicht sehr genau gearbeitet sind. Es giebt gegen diese Feinde kein besseres Mittel als Schnupftabak, welchen man dick über die Insekten hinstreut und welcher sich nachher leicht abblasen läßt. Zum Fange der fliegenden Insekten sind Netze an einem langen Stock hier sehr nöthig, da es viele Schmetterlingen giebt, welche sehr hoch und schnell fliegen.

In Ansehung der Würmer und Moluskeu habe ich auf der See Physalien und Medusen in Weingeist gesetzt, worin sich vorzüglich die letzteren ziemlich gut hielten; die zarten Saugfäden der Seeblasen verzehren sich aber dennoch und nur die Blase bleibt unverändert. Alle Sammlungen dieser Thiere sind mit vielen Schwierigkeiten verbunden, dabey kostbar und dennoch unvollkommen. Die aus Europa mit Vortheil nach Brasilien mitzunehmenden Gegenstände beschränken sich hauptsächlich auf gute Recepte für Arsenikseife, die man in Rio de Janeiro und Bahia gemacht bekommt, gute Messer, Scheeren und andere Instrumente.

Um botanische Sammlungen anzulegen, kann man mit Vortheil das ungeleimte Maculaturpapier nicht anwenden; es ist zu weich und trocknet

schwer, wenn es einmal feucht geworden ist. Die Pflanzen heißer Länder enthalten in der Regel mehr Saft als die unserer gemäßigten Climaten; es ist daher meistens nicht möglich die Pflanzen wie bey uns langsam an der Luft zu trocknen, weil sie anstatt zu trocknen verfaulen würden. Nur geleimtes starkes Papier ist hier anwendbar, welches man täglich am Feuer umlegt und schnell trocknet, um die Pflanzen warm hinein zu legen, eine wegen der Hitze und des Rauchs gewöhnlich sehr beschwerliche Beschäftigung.

Sind die Gewächse einmal trocken, so kann man sie nachher in ungeleimtes Papier legen und in demselben auch versenden. Weiche Saftpflanzen taucht man etwa 8 bis 10 Minuten in kochendes Wasser, doch so, daß die Blumen nicht von der Flüssigkeit berührt werden; die Blätter lassen alsdann bey dem gehörigen Pressen den Saft fahren. Nach langem Regenwetter ist es nöthig die gesammelten Gegenstände der Sonne auszusetzen, den etwa entstandenen Schimmel abzureiben und die so gereinigten Theile in der Sonne wieder zu trocknen.

Mineralogische Sammlungen sind in Rücksicht der Anschaffung und Conservation am leichtesten zu machen; sie bieten aber wegen des Transportes dennoch die größten Schwierigkeiten dar. Schnell hat man an Mineralien die Ladung eines Maulthiers zusammen gebracht, aber eben dadurch wird die Zahl der erforderlichen Thiere und Menschen bedeutend vermehrt, welches große Kosten verursacht. Oft ist es nicht möglich neue Thiere anzuschaffen, und man muß überdies immer zum voraus darauf rechnen, daß einige abgehen können. In den großen Wäldern hatte ich eine Sammlung von Gebürgsarten zusammen gebracht, mußte sie aber wegwerfen, da ich keine Gelegenheit fand mehrere Lastthiere anzukaufen.

In kleinen Kisten kann man wenig verpacken, dagegen sind große Kasten eben so unpassend, da sie sowohl durch ihre Breite in engen Waldpfädchen als durch ihr Gewicht beschwerlich werden. Ich glaubte meine Kisten dadurch recht gegen das Eindringen des Regens geschützt zu haben, daß ich sie inwendig mit Blech ausfüttern ließ; ich mußte aber wegen der Schwere davon bald wieder abgehen. Halten die Regenschauer nicht zu lange an, so schützt die über die Kisten genagelte Ochsenhaut hinlänglich. Auch wird man wo möglich bey den trüben Tagen der anhaltenden Regengüsse die Reise aufschieben, und wenn nicht menschliche Wohnungen in der Nähe sind, sich gewiß in der Schnelligkeit eine Hütte, Schirm oder Regenschauer (Rancho) zu erbauen Gelegenheit finden. Hierzu bieten die großen Waldungen der Tropen gewöhnlich hinlängliche

Materialien dar, indem man sich dazu entweder der großen Blätter der Palmenarten, oder der Rinden verschiedener Bäume, als der Bignonien, Lecythys-Arten u. s. w. bedient. Man setzt alsdann bey solchen Regenperioden die Kisten möglichst enge zusammen, unterlegt sie mit Stücken Holz, damit sie die feuchte Erde nicht berühren und bedeckt sie mit den Ochsenhäuten, welche zur Decke der Ladung dienten.

Ich muß als letzte Notiz den Naturforschern, welche in Brasilien reisen wollen, noch empfehlen, die in dicht verschlossenen, wohl zugemachten Kisten verpackten Naturalien guten sicheren Schiffen zu übergeben, und wo möglich die Gegenstände zu theilen, damit bey dem Verluste eines Schiffes man dennoch nicht alles verlieren möge. Die Kisten läßt man, wenn sie zugeschlagen sind, mit rohen Ochsenfellen, das Haar nach außen, überziehen. In Brasilien kauft man Ochsenhäute sehr wohlfeil; man läßt sie ins Wasser legen und nagelt sie, nachdem sie weich geworden, mit kurzen Nägeln über die Kiste wohl angespannt hin. Ist die Haut getrocknet, so wird sie so fest wie Holz und schützt den Kasten gegen alle äußere Feinde, besonders gegen die Feuchtigkeit der Seeluft, wodurch die Naturalien sehr leicht dem Schimmel ausgesetzt werden würden.

II.

Sprachproben

der in diesem Reisebericht erwähnten Urvölker von Brasilien.

Der Forscher, welcher bemüht ist der Entstehung und früheren Geschichte der Urvölker des östlichen Brasiliens nachzuspüren, findet, wie schon weiter oben gezeigt wurde, weder Hieroglyphen noch andere Denkmale, welche seinen Schritten zum Leitfaden dienen könnten, indem das Geschlecht des Menschen in jenen Urwäldern sich noch nicht von seinem Urzustande entfernt hat. Es ist also für Untersuchungen dieser Art kein anderes Hülfsmittel übrig, als die genauere Erforschung und Vergleichung der Sprachen, dieser ersten rohen Produkte der menschlichen Vernunft. Ihre Kenntniß wird in den unermeßlichen Räumen der Vorzeit, mit einem schwachen Schimmer des Lichts den schwer zu findenden Pfad erhellen, auf welchem in neueren Zeiten ausgezeichnete Forscher zu den interessantesten Entdeckungen fortzuschreiten strebten. So groß die Schwierigkeit ist, zu der genauen Kenntniß aller der unendlich mannigfaltigen Sprachen und Mundarten zu gelangen, welche in jenem ausgedehnten Welttheile geredet werden, so belohnend wird dieselbe seyn; denn allein durch sie wird man auf die Abstammung und Verwandtschaft der ungemein mannichfaltig zerästeten und getrennten, zum Theil auf weite Strekken Landes auseinander verpflanzten Völker schließen können. Die völlige Verschiedenheit oft unmittelbar aneinander gränzender Sprachen ist wirklich ein Gegenstand des höchsten Interesse für den denkenden Menschen und keiner der übrigen Welttheile erreicht in dieser Hinsicht Amerika. Man hat in der neuen Welt 1500 bis 2000 verschiedene Sprachen und

Mundarten gezählt, worüber Severin Vater im Mithridates die interessantesten Untersuchungen angestellt hat (*). Nach ihm läßt sich diese Zahl auf höchstens 500 festsetzen, von welchen die der nördlichen Hälfte von Amerika verschieden von den südlichen sind. Nur ein langer Aufenthalt in diesen Ländern selbst kann zu der genauen Kenntniß jener Sprachen führen, und der Reisende, welcher nur im Durchfluge jene Völkerschaften erblickt, kann höchstens die Armuth ihrer Mundarten, und ihre größere oder geringere Verwandtschaft mit einander beobachten. Auch ich kann daher nicht auf das Verdienst Anspruch machen, bedeutende Beyträge zur Kenntniß der Grammatik jener Sprachen zu liefern, sondern muß mich darauf beschränken einige Wortproben von denselben mitzutheilen, welche indessen dennoch zu der Beurtheilung ihrer Verwandtschaft unter einander dienen können.

Die am weitesten verbreitete Sprache in Süd-Amerika scheint die der Tupi-Stämme zu seyn, oder die Lingoa geral, zu welcher auch die der Guaranis gehört: sie ist schon sehr bekannt und von mehreren Schriftstellern behandelt worden, auch haben Marcgrave und Jean de Lery bedeutende Beyträge zu ihrer Kenntniß gegeben; daher übergehe ich sie hier gänzlich und theile nur Wortproben der verschiedenen von mir berührten Stämme der Tapuyas mit, in denen man eine gänzliche Abweichung von den Worten ihrer unmittelbaren Nachbarn und Feinde finden wird. Der Stamm der Cariri oder Kiriri, welcher noch heut zu Tage, aber im civilisirten Zustande, in der Gegend von Bahia wohnt, zeichnet sich auch durch eine besondere Sprache aus, von welcher, wie schon gesagt, Pater Luis Vincencio Mamiani, ein Jesuit und Missionär in den Dörfern dieses Volks 1699 in Lisboa eine Grammatik herausgegeben hat, deren Wortproben als eine Wiederholung, dem Leser füglich zu ersparen sind, ob sie gleich auch zu den von mir besuchten Stämmen gehört. Ungeachtet die Sprachen der Tapuyas unter einander zum Theil sehr verschieden sind, so findet man dennoch einige Benennungen und Worte, welche viele von ihnen mit einander gemein haben, so zum Beyspiel den Ausdruck für ein höchstes überirdisches Wesen, Tupán (die letzte Sylbe lang ausgesprochen) oder Tupá. —

Um von allen den Stämmen, welche ich besucht habe, einige Wortproben zu geben, hätte ich dieselben für die Puris, Coroados und Coropos aus Herrn von Eschwege Journal von Brasilien Heft I. entlehnen können, da meine Wortverzeichnisse von diesen drey Stämmen

(*) Siehe S. Vater im 3ten Bande 2ter Abtheilung des Mithridates Seite 373 u f.

etwas mangelhaft waren; jedoch ich halte es für zweckmäßiger, meinen Lesern diese Wiederholung zu ersparen.

Die Aussprache der Brasilianer ist sehr verschieden: zuweilen sprechen sie die Endungen ihrer Worte auf deutsche, zuweilen auf französische Art, daher habe ich, um einen richtigen Begriff von dem Klange der Worte zu geben, immer hinzugefügt, wie sie etwa ausgesprochen werden müssen; aber selbst bey dieser Hülfe wird man oft den Ton der Tapuyas-Kehlen nicht vollkommen nachahmen können. Der eine Stamm hat Nasentöne, der andere Kehllaute, ein anderer beyde vereint, und dem vierten fehlen sie gänzlich. Die meisten Worte der verschiedenen Tapuyas-Sprachen sind reich an Vocalen; ihre Endungen werden zum Theil ausgesprochen wie im Französischen, zum Theil wie im Deutschen. Um dem Leser Töne der ersteren Aussprache zu versinnlichen, würde ich sehr unrecht haben, wenn ich versuchen wollte dieselben durch deutsche Schreibart wieder zu geben, wie zum Beyspiel der Uebersetzer von Jean de Lery Reise nach Brasilien; denn gewiß wird man doch das französische an am Ende eines Wortes nicht für gleichlautend mit dem deutschen ang halten können, wo man das g deutlich hören läßt.

Die Sprachproben, welche ich von den Botocuden geben werde, sind die zahlreichsten, weil mein Quäck ein solches vollständigeres Verzeichniß möglich machte, ohne daß man indessen über den Bau der Sprache selbst durch ihn bedeutenden Aufschluß erhielt. Vielleicht wird man durch ihn in der Zukunft, wenn er der deutschen Sprache mächtiger seyn wird, vollständigere Beytrage zur Kenntniß seiner Muttersprache erlangen. Sehr nöthig ist es, daß der Reisende, welcher die Sprachproben verschiedener Völker aufzeichnen will, sich diese Töne unmittelbar von Leuten jener Nationen vorsagen lasse; denn wenn man dergleichen Worte nach der Aussprache eines dritten von einer anderen Nation aufzeichnen wollte, so würde man unrichtig schreiben, wie ich an mir selbst die Erfahrung zu machen Gelegenheit fand. Die botocudischen Worte, welche ich nach der portugiesischen Aussprache nachschrieb, waren unrichtig, weil diese am Ende immer noch ein i klingen lassen; so wurde zum Beyspiel das Wort Kopf, botocudisch Kerengcat von den brasilianischen Portugiesen immer Kerengcati ausgesprochen, da wo ein deutsches Ohr durchaus kein i hören würde u. s. w. Deshalb wird man in den von den Reisebeschreibern über ein und dasselbe Volk gegebenen Wortverzeichnissen oft Abweichungen finden, welches bey Menschen verschiedener Nationen am auffallendsten seyn muß; in der Hauptsache werden sie jedoch immer überein kommen und in dieser Hinsicht sind selbst bloße Wortverzeichnisse dem

Sprachforscher von Nutzen. Oft hält es schwer rohe Wilde zur öfteren Wiederholung ihrer Benennungen der Gegenstände zu bringen, welches doch unumgänglich nöthig ist, wenn man barbarische Töne richtig nachschreiben will; oft glauben sie man wolle sich über sie aufhalten, und sind alsdann zu keiner Mittheilung, selbst bey den angenehmsten Versprechungen, mehr zu bewegen.

Ich würde von einigen dieser brasilianischen Sprachen ganze Phrasen und Sätze mittheilen können, doch würden dieselben weniger zuverläßig seyn, als einzelne Worte und Benennungen, da ein und derselbe Ausdruck oft mancherley Bedeutungen hat, und man ohnehin nur etwa den Sinn einer Phrase, aber nicht ihre einzelnen Theilen errathen kann, wenn man nur kurze Zeit unter diesen Menschen zugebracht hat.

---

1. Sprachproben der Botocuden.

Anmerkung. Die botocudische Sprache hat viele Nasentöne; aber keine Kehllaute, dabey viele Vocale, aber auch oft nur undeutlich vor einander klingende Consonanten, daher ist sie zuweilen etwas unverständlich, obgleich weniger als andere Sprachen der Tapuyas. Da manche Worte geschrieben unverständlich sind, wenn nicht einige nöthige Erklärungen hinzugefügt werden, so muß ich zuvor folgende Punkte festsetzen:

fr. bedeutet, daß das Wort, die Sylbe oder der Buchstabe nach französischer Art ausgesprochen werden muß.

r wird nie in der Kehle, sondern immer mit der Zungenspitze gesprochen; sehr häufig klingt es wie l, ich bezeichne dieses alsdann auf folgende Art $\overset{l}{r}$: $\overset{r}{l}$ —

g wird in der Mitte eines Wortes, oder am Anfange nie voll in der Kehle sondern mit der Zungenspitze, wie bey Georg im Deutschen ausgesprochen. Am Ende eines Wortes ist es zu nehmen wie im Deutschen.

Da wo am Anfange eines Wortes ein Consonant vor einem anderr steht, zum Beyspiel Nn — Mn — Mb — Np — Nd u. s. w. soll man von dem ersteren nur einen kurzen schwachen Laut hören lassen; dieses kommt in den amerikanischen Sprachen sehr häufig vor, zum Beyspiel Mbaya, Mborébi, Ndaiá, Mbaracayá u. s. w.

Wenn man über ein ö oder ü auch ᵃ einen anderen von diesen Buchstaben gesetzt findet, so bedeutet dies einen Ton, der zwischen beyden in der Mitte liegt, oft sehr undeutlich und schwer zu sprechen.

Viele Worte, Sylben und Buchstaben werden im Gaumen ausgesprochen, dies wird alsdann durch ein G bemerkbar gemacht.

d. d. N. bedeutet durch die Nase ausgesprochen.

Uebrigens werden alle Worte, bey welchen keine besondere Bemerkungen hinzugefügt sind, nach deutscher Art ausgesprochen.

Eine kurze Aussprache wird durch ein k angedeutet.

Findet ein Unterschied zwischen den botocudischen Worten des Textes der Reise und denen dieses Verzeichnisses statt, so wähle man die letzteren.

Abend, Sonnenuntergang, Tarú-te mung.

Achsel, Schulter, Corón [Fr. und d. d. N.]

Ader, Pónim-gnit [gn fr.]

Aderlaß [nachdem man mit der Pflanze Giacu-täck-täck gepeitscht hat] Kiakatóng.

Affe, Hi'eräng.
Aguti, Maniakenüng [e oft unhörbar]
Alt, Makniam [kn d. d. N.]
Allein, Mökenam [ken d. d. N.]
Ameise, Pélick-näck-näck.
Anacan [Papagey], Hátarat-cudgi'.
Ananas, Mánan.
Angelhaken, Mutung.
Aniuma [Vogel]. Ohi'. (p)
Anta [Tapir], Hóchmereng.
Anzünden, Numprúck.
Arara [Papagey], Hátarat.
Arm [der], Kgiporóck.
Asche, Tiáco [Tia beynahe wie Ch.]
Aas [riechendes todtes Thier], Uwám [w beynahe unhörbar.]
Aufwecken, Merat [r u. a undeutlich.]
Augapfel, Ketom-him [e kurz].
Auge, Ketom [e k.]
Augenbraun, Kán-kä [a undeutlich im Gaumen beynahe wie ö.]
Augenlied, Ketóm-kat.
Augenwimper, Ketom-kä.
Auslöschen, Nucú.
Ausreißen, Amäck [zweytes a beynahe wie ü im Gaumen.]
Ausspeyen, Kniákerit [sehr undeutlich d. d. Nase.]
Ausweiden [ein Thier], Cuang-awó [cua undeutlich beynahe wie w, ó kurz.]
Axt, Carapóck oder Carapó [ck kaum hörbar.]
Backen [der], Njimpong [d. d. N.]
Backenzahn, Kjun-äräck.
Balg oder Fell eines Thieres, Bacän-cat [zweytes a im Gaumen] beynahe wie ö]
Bart, Giákiiöt.
Batate, Gnúnana [Gn im G kaum gehört.]
Bauch, Cuáng.
Bauchweh, Cuáng-ingerung.
Bauen [eine Hütte], Kjiém-tárat [beyde a nur halb, beynahe wie ä gesprochen.]
Baum, Tchoon [ch beynahe wie sch].
Baumbast [worauf sie schlafen), Tchooncat.
Baumwolle, Angnowáng [ang wie ack, das Ganze d. d. Nase undeutlich.]
Begraben [einen Todten], Merám.
Begräbnißloch, Naák-mah.
Bein, Maak.
Beißen, Coróp.
Belecken, lecken, Númerang.
Bemahlen, anstreichen, Nówung.
Beule [eine] vom Schlage, Gnióng.
Beutelthier, Ntjúntju.
Beweinen, weinen, Puck.
Bisamente, Catapmúng.
Bitter, Niángcorock.
Blatt [ein] einer Pflanze, Jiam.
Blatter [die] Pocken, Nni'chmangkuck.
Blind, das Auge ist blind, Ketomentjágemeng, [tja wie chia, en kurz.]
Blinzen, Meräh [r beynahe wie l].
Blitz, Tarú-te-merän [än wie in im Fr.]
Blond [vom Haar], Kerän-kä-niom.
Blut, Comtjäck [tiä wie tchä].
Bogen [der], Neem.
Bohnen [schwarze], Erá-him.
Brennen [sich], Jiöt oder j-öt.
Branntwein, Magnan-coróck [erstes Wort franz.]

Braten, Op.
Bratspieß, [woran sie das Fleisch ans Feuer stecken] Tchoon-meräp [e k] wörtlich: ein spitziges Holz.
Braun, Npurúek oder Nprúck.
Breit [ist], Ae-räck.
Brennnessel, Giacu-täck-täck.
Bruder, Kgiparack.
Brüllt [die Unze], Cuparack-hä-hú.
Brüllen [von der Unze], Hú.
Brummt [der Mutung [Crax Linn.], Cónt-chang-hä-hing.
Brust, Mim.
Brustschmerz oder Beschwerde Mimíngerung.
Botocude [ein], Engeräck-mung [en sehr kurz.]
Cocosnuß [wilde], Pöntiäck.
Cocosnuß [wilde, anderer Art], Ororó.
Colibri, Moróckniung [kn d. d. N.]
Capuere [Art Rebhuhn], Hárarat.
Cuia, Schaale zum Essen, Pokndjiwin [dji fr.]
Capybara [Hydrochoerus], Njimpon.
Darm, Därme, Cuáng-orón [wörtlich: das Lange im Bauche.]
Dick [ist], Ae-räck.
Dickbein, Schenkel, Makn-dchopock [ein e zwischen k und n kaum hörbar.
Donner [der], Taru-te-coung.
Dorf [Rancharia der Wilden], Kjiem-urubú [viele Häuser oder Hütten.]
Dorn, Tacān [zweytes a im G.]
Dotter [im Ey], Nnáck oder Nniáck [wörtlich: das Gelbe.]
Dünn, Nnin.
Ey [eines Vogels], Bacān-ningcú.
Eins, einer, Mokenam [ken d. d. N.]
Einhufig, Pó-mokenam.
Ellenbogen, Ningcreniot-nom̄.
Er, sie, es, Hä oder ä.
Er weint, Hä-puck.
Er hat gestohlen und ist fort, ich habe es gesehen, Njingkäckkigick-piep.
Erde, Land, Naak.
Es ist gut, Ae-rehä.
Es ist nicht gut, Toñ-Toñ.
Es schmerzt, Hä-ingerung.
Es kocht, Hä-mot oder Aemot.
Essen, Nungcút.
Fächer von gelben Federn oder Japúschwanz, Nucangcañ oder Jakeräiuñ-ioká.
Fallen, Gnaráck [gn d. d. N.]
Faul, träge, Cañnúck [a ein wenig im G.]
Faulthier, Ihó.
Feder [eines Vogels], Gni-maak [oft das k unhörbar.]
Feuer, Chompäck [ch beynahe wie tsch, oder ch fr.]
Feuerzeug, Nom-nan, [d. d. Nase an fr.]
Finger, Pó.
Erster oder Daumen, Pó-ä-räck.
Zweiter oder Zeigefinger, Pó-iopú.
Mittelfinger, Pó-cupa-niem [vielleicht vom Gebrauch bey dem Bogen, doch fand man dafür keine Bestätigung].
Goldfinger, Pó-cupa-curúck.
Kleiner Finger, Pó-cudgi oder Pó-cruck.
Fisch, Impock [o etwas gedehnt].

Fischen, Impock-awuck.
Fische schießen [mit dem Pfeil], Impock-atä.
Fischroggen, Impock-giping.
Fledermaus, Niákenat [ken undeutlich d. d. N.]
Fleisch, Bacån-gnick [gn fr.]
Fliegen, Mung.
Flinte, Büchse, Pung.
Flinte [doppelte], Pung-uruhú.
Flöte, Pfeife, U-åh [sehr d. d. Nase, undeutlich.]
Flügel, Bacan-gnimaak [gn fr.]
Fluß [ein], Taiäck [etwas im G.]
Fluß [wenn er voll und im höchsten Wasserstande ist], Taiäck-ngimpung.
Fluß [der] ist sehr tief, Taiäck-motgikaram.
Fluß [der] ist sehr seicht, Taiäck-mah-gikarám.
Frau, Jókunang [zuweilen zwischen k und n kein u gehört].
Frosch, Kröte, Nuang [d. d. Nase undeutlich.]
Fuß, Pó.
Füße [die], wenn sie sehr krank sind oder schmerzen, Maak-gitia-gikarám.
Fußpfad, Weg, Emporong [em sehr kurz und wenig hörbar, auch das mittlere o].
Fußsohle, Pó-pmim [p wenig hörbar.]
Fußstapfen, Fährte, Pó-niep [niep d. d. Nase.]
Futteral über das membr. vir., Giúcan [g im G.]
Freygebig, Kån [im G. beynahe wie ö].
Gähnen, Mpähäck [m kaum hörbar.]
Gehirn [das], Manjáck [erstes a etwas länger.]
Geyer [Urubu], Ampö̈ [ö zwischen ö und ü im G.]
Gelb, Nniáck.
Gerade, Täh-tö̊h [ö zwischen ö u. ä].
Gewölke, Wolke, Tarú-niom̄.
Groß, Gipakjú.
Gut, Ae-rehä.
Geistlicher [ein], Paï-tupan [oft klingt das pan wie pat].
Gehen, Mung.
Gieb her, Up.
Gnariba [Affe], Cúpilick.
Geizig, King.
Geiziger, [sehr geizig], King-gikarám.
Haar [auf dem Kopfe], Kerän̄-kä [erstes e sehr kurz.]
Haar [rothes], Kerän̄-npuruck [erstes u sehr kurz.]
Haar [das] abschneiden, Kerän̄-mang.
Haar [blondes], Kerän̄-kä-niom̄.
Haar [schwarzes], Kerän̄-kä-him.
Hals, Kgipuck.
Halsschnur, Rosenkranz, Pó-it oder Pó-uït.
Hand, Pó.
Harn, Urin, Niim-kiiang.
Hart, Meróng [e kurz.]
Haus, Hütte, Kjiem̄.
Haut [die], Cat.
Haut [braune], Cat-nprúck.
Haut [weiße], Cat-niom̄.
Haut [schwarze], Cat-him.
Heiß, warm, Kigitiá.
Hell, Amtchiú.
Herz, Hätung.
Heirathen, Kjiem̄-ah.

Hirsch, Reh, Pó-cling.
Hirschgeweih, Krän-tiouem.
Hoch, Orón.
Holz, Baum, Tchoon.
Holz [glühendes], Tchoon-keróng.
Honig, Mah-rä [erste Sylbe lang, rä kurz, alles d. d. N.]
Horn, wie Hirschgeweih.
Hübsch, Ae-rehä.
Häßlich, Ton-ton.
Hüfte, Keprotám. [e kurz.]
Huhn [ein Haus-] Capucá.
Hund, Engcóng [beynahe wie im Portugiesischen: eng sehr kurz und kaum hörbar.]
Hunger, Tu.
Husten, Uhúm.
Ja, He-e [beyde e sehr kurz.]
Jagen [auf die Jagd gehen], Nio-kná [kn d. d. N.]
Jagen [in weiter Entfernung], Nió-kná-amorong.
Jucken, kratzen, Kiagantjép [tie wie tche].
Jacutinga [Penelope], Pó-coling.
Ich, Kgick oder Kigick.
Jacaré [Crocodil], Ae-hä.
Japú [Cassicus cristatus], Jake-räiun eigentlich Tiakeräiun.
Kahl [vom Kopfe], Krän-nióm.
Kahn, Canoe, Tiongcat [scheint darauf hinzudeuten, daß man die Canoe von Baumrinde machte.]
Kalt, Ampurú.
Kampf [Zweykampf mit Stangen], Giacacuá [Gi im G.]
Katze [Felis pardalis], Kúpa-rack-nig-mäck [g kaum hörbar.]
Katze [kleine Tiger-, Felis macroura] Kúparack-cuntiack.
Katze [Yaguarundi-] Poknien.
Kauen, Miáh.
Kaufen, Comprä [von den Portugiesen angenommen und abgeändert]
Kauz, kleine Eule, Nu-knúng [kn d. d. Nase.]
Kern [einer Frucht], Jiam [i kaum hörbar.]
Kerze [Wachslicht], Karantäm [erstes a sehr kurz.]
Kind, Curuck nin [ni d. d. N.]
Kinn, Kngip-mah [erstes Wort d. d. N.]
Klatschen [in die Hände], Pó-ampáng.
Klein, Cudgi' oder pmäck.
Klopfen, Hang.
Knie [das], Nakerinjam [undeutlich im G. und N.]
Knieband, Merúknignim [e kurz, rukni d. d. N., gn fr.]
Knöchel am Fuße, Hó-nimh-nong [d. d. N. vorzüglich hn].
Knochen, Kjiäck.
Knochenmark, Kjiäck-iotom.
Knurren [vom Hunde], Mporom-pong.
Knüttel [Knüppel], Tchoon [wie Holz.]
Kohl [der junge, oder die jungen Blätter und Blüthen der Palmen] Ponti'äck-atá.
Kopf, Keräng-cat.
Kopfschmerz, Kerän-íngerung [e kurz.]
Kraft, Stärke, stark, Meróng.
Krank, Maun-maun [n fr.]
Krieg, Streit, Kiakiiem oder Ja kiiam.

Krumm, Ntang [a nur halb ausgesprochen im G.]
Komm, komm her! Ning [g kaum hörbar.]
Kürbis, Amiaknon [kn d. d. N.]
Lachen, Hång [a im G. wie ö].
Lang, Oroñ.
Langsam gehen, Múng - negnóck [letztes Wort d. d. N.]
Laufen, Emporóck [m sehr kurz, kaum hörbar.]
Laufen [schnell oder sehr heftig], Emporóck - uruhú.
Laufen [weit fort], Emporóck-morong.
Leer, Mah.
Leiche [eine], Todter, Kuém.
Leicht, Mah.
Loch [ein], Mah.
Lügen, Japüïñ [ü zwischen w u. ü].
Mädchen, Weib, Jóknang oder Jókunang.
Magen, Cuang - mniáck.
Mager, Kniăñ.
Mann, Uahá.
Mays, Jadnirun.
Meer [das], Magnan-ä-răck [gnan französisch.]
Messer, Karacke.
Milch, Pó - cling - parack.
Mist [Excremente], Gniing-kú [gni ganz undeutlich d. d. N.]
Mond [der], Tarú.
Mond [der volle], Tarú-gipakiú.
Mond [wenn er im Viertheil ist], Tarú - carapóck - cudgi.
Mond [wenn er halb voll ist, Tarú-carapóck.
Mond [wenn er dunkel ist oder Neumond], Tarú-him.
Müde, Niimperáng.
Mund, Gnima oder Kigaak [Gni d. d. N.]
Mundpflock, Gnima-tó [Gni d. d. N.]
Mutter, Kiopú.
Maschacari [Volk], Mawóng.
Mammone [Carica], Páttaring - gipakiú.
Mutung, [Crax], Cóntchang.
Moskite, Pötang [ö wie ü im G.]
Männlicher Geschlechtstheil, Kjúck wie Schwanz eines Säugethieres.]
Macuca [Vogel], Angcowóck.
Miriki [Affe], Kupó [u wie ü oder ö].
Möve [Larus], Naak-naak [d. d. N.]
Nabel [der], Gnick - na - gnik [gni fr. ckna d. d. N.]
Nacht [die], Tarú - te - tú.
Nachtschwalbe [Caprimulgus], Niimpántiuñ [tiu wie tchu.]
Nagel [an Händen und Füßen], Pó - crăng - kenat [ken d. d. N.]
Nase, Kigiñ.
Nasenloch, Kigiñ - mah.
Nase [gebogene], Kigiñ - ntang.
Nase [gerade], Kigiñ - täh - töh [ö zwischen ä und ö].
Naß, Kniót [k kaum hörbar.]
Neger, Engora [en kaum hörbar.]
Nest [eines Vogels], Bacăn - tiem [zweytes a im G.]
Nein, ich will nicht, Amnüp oder amnuck.
Nicken [mit dem Kopfe], Cañ - ap-máh [erstes a im G.]
Niedersetzen, sich setzen, nieder kauern, Njëp.
Nießen, Nákgning [gni französisch.]

Nüchtern, Cueng-e-mah [der Bauch ist leer] e kaum hörbar.]
Nahe, Nahräng.
Ochse, Bocling-gipakiú.
Ochsenhorn, Krän-tiuem̃.
Oeffnen [das Auge], Ketom̃-amang.
Ohr, Kniaknon [kn d. d. N.]
Ohröffnung [die], Kniaknot-mah [d. d. N.]
Ohrpflock [der], Nu-mā́ [vor dem N wird ein G sehr wenig gehört.]
Ohrfeige, Núpmaun [n fr.]
Pfeffer [Capsicum], Tom-chäck [ch beynahe wie g] oder Tschomjäck, hier wird die erste Sylbe vielleicht von Tchoon [Holz] abzuleiten seyn].
Pfeifen, Uáh [a nur halb und in der Nase.]
Pfeil, Uagike.
Pfeil [der mit Widerhaken], Uagikenigmerang.
Pfeil [der für kleine Vögel] Uagikebacān̄-numóck.
Pfeil [der mit der Rohrspitze] Uagikecom̃.
Pfeil [mit dem] schießen, Uagikenung-gring [letztes g nicht hörbar.]
Pfeil [mit dem] tödten, Uagike-nutā́.
Pferd, Bácān-niángcorock, oder Pómokenám.
Pulver zum Schießen, Pung-gningcú [gn fr.]
Panelle [Kochtopf], Nát-neck
Panelle [die] kocht, Nat-neck-hämot, oder i-mot.
Paca [Coelogenys], Acorón [on fr.]
Pataschó oder Cutaschó [Volk], Nampuruck oder Naknpuruck [kn undeutlich kurz.]
Rauch, Dampf vom Holz, Tchoongikaka [a. G.]
Rauchtaback, Gnin-nang [gn fr.]
Reden, sprechen, Ong.
Regen, Magnan-ipö [erstes Wort fr., ö im G. undeutlich.]
Rein, sauber, Kuring.
Reis, Japkenin [ke undeutlich durch die Nase.]
Ribbe [eine], Tö [ö zwischen ö u. ä.]
Riechen, Cuí.
Rinde, Bast, Tchoon-cat.
Rohr, Com̃.
Roth, Tiongkrän [wie tchiong].
Rücken [der] Núkniah [Nú d. d. N.]
Roh, Tiip
Rosenkranz, Pó-it oder Pó-üit.
Sack [ein], Tang [a gemäßigt im G.]
Sand, Gnúmiang [gn d. d. N.]
Satt [sehr], Cuáng-gipakiú-gicarám, d. h. der Bauch ist sehr dick.
Saugen, Kiaká-äck [ka k.]
Schaaf, Pó-cling-cudgí.
Schädel [menschlicher], Kerān̄-hong [erstes e kaum hörbar.]
Schamroth, sich schämen, Hä-ráng oder e-ráng [e kurz. a im G. wie ä], er schämt sich.
Scharf, Meräp [e k.]
Scharf [das Messer ist sehr], Karack-e-meräp-gicarám.
Scharren [die Erde], Naak-awit [wie aüwit.]
Schaudern [vor Kälte], Ae-rā́ [ä beyde undeutlich im G.] wahrscheinlich: er schaudert.
Schaum, Köróp [ö beynahe ä im G.]

Scheere [eine], Keprotám [e k.]
Schielen, Ketóm-iojäck.
Schienbein, Kiiäck.
Schießen [mit der Flinte], Pung-apúng.
Schildkröte, Corotiock [tio wie tcho.]
Schlafen, Kuckjún.
Schlag, Núp-maun [letztes n fr.]
Schlange, Engcarang [eng wie n sehr kurz.]
Schlange [größte Wasser-, Boa] Ketomenióp [e k.]
Schlange [größte Land-, Boa] Cuong-Cuong-gipakiú [cuong d. d. N.]
Schlangenbiß [der], Engcarang-coróp.
Schlecht, Ton-ton.
Schleifen, wetzen, Ampe-öt [e k.]
Schmetterling, Kiacu-käck-käck.
Schmutzig, Ton-ton.
Schnabel, Jiun.
Schnabel [ein langer], Jiun-oron.
Schnäuzen, Kigin-gnoreng [gn d. d. Nase.]
Schnecke, Gnocuäck [gno d. d. N.]
Schneiden, Nut-näh.
Schnur [die] am Bogen, Neem-gitá.
Schön, Ae-rehä.
Schreyen, Ong-merong [d. h. stark reden; das ng wird etwas undeutlich gehört.]
Schwach, Engéniock [eng ein kurzer Gaumen-Laut.]
Schwanger, Cuáng-ã-räck [d. h. der Bauch ist dick.]
Schwanz [eines Vogels], Jokä.
Schwanz [eines Säugethiers], Jiúck.
Schwarz, Him.
Schwein [zahmes], Curäck-gipakiú.
Schwein [Dicotyles labiatus], Curäck-nipmantiocú-nióm.
Schwein [Kaitetu oder Taitetu], Hó-Kuäng.
Schweiß, schwitzen, Cucang-eiú [e k.]
Schwer, Mo̊karang.
Schwester, Kgi-cutä.
Schwimmen, Kiium [i kurz.]
Sehen, Piep.
Sehr, Gicarám.
Seufzen, Nohón [d. d. N.]
Sieden [es kocht], Hä-mot oder he-mot.
Singen, Ong-ong.
Sonne [die], Tarú-di-pó.
Sonnenaufgang, Tarú-te-ning.
Sonnenhöhe, Mittag, Tarú-njëp.
Sonnenuntergang, Tarú-te-mung.
Spannen [den Bogen], Neem-gitá-merong-ong.
Specht [Vogel], Aeng-äng [wie im fr. ain].
Speichel, Gni-ma-kniot [gni fr. d. d. N.]
Speyen, Nupiú.
Spinne [eine], Angcori.
Spitzig, Meräp [e k.], wie scharf.
Springen, Nahang [zweytes a nur halb im G.]
Stachelschwein, Acoró-ió [letztes o kurz.]
Stechen, Nungcoró.
Stehlen, Ningkäck.
Steigen, klettern, Mukiäp.
Stein, Felsen, Carátung, oft wie Caratú.
Sterben, Kuém.
Stern, Gestirn, Niore-ät [e k.]
Stinken, übel riechen, Uwám [w wenig hörbar.

Stirn, Can [a nur halb und im G.]
Stoßen, Nútick.
Stottern, Te-óng-ton-ton [te-óng wenig getrennt.
Stumm, Ong-nuck [nuck von amnup oder amnuck, der Verneinung.]
Süß, Cuï.
Tamandua [großer], Cuián [a nur halb und im G.]
Tamandua [kleiner], Cuián-cudgí.
Tanzen, Ntäck.
Tapfer, sehr tapfer, Jakjiám-gicarám.
Tatu [Thier], Kuntschung.
Tatu [großes, Das. Gigas, Cuv.] Kuntschung-cocan.
Taube [Vogel], Köüem [ö im G. undeutlich.]
Tauchen, Múkarack [kara d. d. N.]
Tauschen, Up.
Teufel, Jántchong [ch wie g].
Thon, Naak oder Nnaak [erstes n kaum hörbar.]
Thräne, Ketom-magnán [letztes Wort fr.] wörtlich: Augenwasser.
Tief, Mät [a nur halb, beynahe wie ö].
Treten, Tang.
Trinken, Joóp oder Jióp [erstes i kaum hörbar].
Trocken, Niímtchá.
Tröpfeln, Magnán-knin [erstes Wort fr. kn d. d. N.]
Unten, Pawin [beynahe wie aüi].
Unze [große gefleckte], Kuparack-gipakiú.
Unze schwarze [Tiger], Kuparack-him.
Unze [rothe, ungefleckte], Kuparack-nimpuruck [erstes u kaum hörbar.]
Vater, Kgikan.
Viel, Uruhú.
Vogel [großer, Bacån-ä-räck.]
Vogel [kleiner], Bacån-cudgí.]
Voll, Mat [a zwischen ä und ö].
Voran, vorwärts, Mung-merong [e kurz] wörtlich: stark gehen.
Wachs, Pökekat [ö zwischen ö und ü, e k.]
Wachsen, Mäknot-knot [kn undeutlich in d. N. und G.]
Wade, Maak-egnick [e kurz, gn d. d. N.]
Waten [durch den Fluß], Mung-magnan-mah, [d. h. wörtlich: durch das seichte Wasser gehen.]
Wahr, Wahrheit, Japaüin-amnúp [wörtlich: es ist keine Lüge.]
Wald, Tchoon-uruhú [viele Bäume].
Warze, Ki-áng [d. d. N.]
Waschen, Kiiúm [wie schwimmen].
Wasser, Magnán [fr.]
Wasser [warmes], Magnán-igitiá i sehr kurz und undeutlich.]
Wasser [kaltes], Magnán-niimtiack.
Wasser [geh und hole!] Magnán-ah.
Wassergefäß von Rohr, Kåkrock.
Weich, Gnenióck [gn d. d. N.]
Weinen, Puck.
Weiß, Nnióm oder Nióm.
Weißer [ein], Pa-í.
Weiße [eine], Pa-í-iokunáng.
Weit, Amorón.
Wenig, Amnúp.
Wespe [Marimbondo], Pångnonion [a zwischen a und ö, ng kaum hörbar.]

Wetzstein, Schleifstein, Carátung.
Wickeln, aufwickeln, Nurat.
Wind [der], Tarú-te-cuhú [te wenig hörbar].
Wind [wenn er sehr stark ist], Tarú-te-cuhú-pmeróng.
Windstille [wenn kein Wind geht], Tarú-te-cuhú-amnúp.
Winken, rufen, Kia-kelit.
Wischen, abwischen, abputzen, Numaun [letztes n fr.]
Wühlen [in der Erde], Naak-atä-häck [ä beyde undeutlich im G.]
Werfen [einen Stein], schleudern, Caratung-ang-gring [letztes g wenig hörbar, alles d. d. N.]
Wurzel, Kigitang.
Zahn [ein], Kiiuñ.
Zähne [mehrere oder viele], Kiiuñ-uruhú.
Zahnschmerz, Kiiúñ-ingerung.
Zehe [am Fuße], Pó.
Zerreißen, Núngniong.
Ziehen, Núñtchorot.
Zielen, Jagintchi.
Zucken, Ncurúh [N kaum vorklingend.]
Zunge, Kjgitiock [i wie ch].

Dieses Wortverzeichniß der botocudischen Sprache schrieb ich zum Theil am Rio Grande de Belmonte nieder, und vervollkommnete es nachher immer mehr in dem Maße, als mein Quäck der deutschen Sprache mächtiger wurde. Ich habe aber seitdem Gelegenheit gefunden, diesen jungen Botocuden dem eben so gelehrten als genialen Blicke eines ausgezeichneten Sprachforschers, des Herrn Direktor Göttling zu unterwerfen, der mir in dem nachfolgenden, von ihm verfaßten Aufsatze das Resultat seiner Forschungen über die Sprache der Botocuden mitzutheilen die Güte gehabt hat. Gewiß wird man mit der Zeit, wenn Quäck sich die deutsche Sprache noch mehr zu eigen gemacht haben wird, noch manchen Nachtrag zu diesen Beobachtungen liefern können; bis jetzt wird aber die interessante Abhandlung des Herrn Direktor Göttling, welche ich mit dessen eigenen Worten ganz unverändert gebe, eine hinlängliche Idee über die Sprachen dieser Wilden zu verbreiten geeignet seyn.

Ueber die Sprache der Botocuden.

Diese Sprache ist an sich sehr einfach, und so gebildet, daß der Verstand in seiner Kindheit darinn nicht zu verkennen ist. Dennoch ist es anziehend, einzelne Sprachformen, so gut es nach den sparsamen Hülfsmitteln geschehen kann, hinzustellen, weil sich aus der Art sprachlicher

Bildungen und Zusammensetzungen ein Schluß auf die Vorstellungsweise und das Denkvermögen jener wilden Stämme machen läßt. In manchen Beziehungen werden diese Sprachformen mit der Anschauung der gebildetsten Völker zusammentreffen, weil die menschliche Natur auch in ihrer rohesten Form sich nicht verläugnen kann.

Die Sprache dieser Wilden ist sehr reich an onomatopoëticis, das heißt, an solchen Wörtern, welche den Ton oder die Bewegung der zu bezeichnenden Sache durch eigenen Klang nachahmen. Dabey pflegt der Stamm gern verdoppelt zu werden, wie es auch bey anderen Nationen, wenn sie dergleichen Wörter bilden, der Fall ist. So heißt Nack-Nack eine Möve, äng-äng ein Specht, um das Geschrey des Thieres anzudeuten. Auf eine ähnliche Weise ist Kjacu-täck-täck eine Nesselart, Kjacu, käck-käck ein Schmetterling und Plick-näck-näck eine Ameise, Encarang-cuong-cuong-jipakiù die größte Landschlange. Aehnliche Verdoppelungen sind in maun-maun krank, [Nup-maun dagegen ein Schlag] toñ-toñ schlecht. So heißt ong reden, ong-ong singen, pung eine Flinte, pung-a-pùng schießen mit der Flinte [Nachahmung des Klanges]. Dergleichen Zusammensetzungen sind etwa gebildet wie πορφύρεος oder πορφύρα im Griechischen aus dem verdoppelten πῦρ, eigentlich πορπύρεος, oder die Kinderwörter Pa-pa, Ma-ma, Weh-weh, bey uns. Sie sind allen Völkern gemein, wenn auch nicht in solcher Ausdehnung wie bey den Botocuden. Jede Reduplication in den alten Sprachen gehört hieher.

Die Botocuden kennen in ihren Hauptwörtern und Beyworten durchaus nicht die Bestimmung eines Geschlechtes. Es sind also alle diese Wörter eigentlich Neutra, wie denn in jeder Sprache, selbst der reichsten, die Wörter des sogenannten sächlichen Geschlechts die ältesten und darum am wenigsten der Beugung fähig sind. Merkwürdig ist aber, daß diese Wilden zwey Casus kennen, wodurch sie das Verhältniß des Subjects zum Object darzustellen im Stande sind; nämlich einen subjectiven Casus [wenn hier das Wort gestattet ist für Nominatur oder casus rectus] und einen objectiven. Der erstere hat kein äußeres Kennzeichen und der zweyte wird nur gebraucht in der Zusammensetzung zweyer Substantiva, wovon das zweyte in den Zustand eines Objects tritt. Dieses Verhältniß, das ihnen statt Genitivs, Dativs und Accusativs gilt, wird herbeygeführt durch das Vorsetzen der Sylbe te [die bald te, ti bald de lautet] vor das zweyte Wort. Auch ist der Wilde nicht streng an dieses Gesetz gebunden und darf es in rascher Rede weglassen, während er bey der Zusammensetzung solcher Substan-

tiven, welche eine ihm verborgene Kraft, etwas Göttliches, bezeichnen sollen, aus einer Art scheuer Verehrung dieses te wegläßt. Dieses zeigt sich am deutlichsten an dem merkwürdigen Worte Tarú. Tarú bezeichnet freylich ursprünglich den Mond [wahrscheinlich auch die Sonne], dann aber durch eine sehr natürliche Ideenverbindung auch die Zeit. Daß den Botocuden für den Begriff der Zeit der Mond wichtiger war als die Sonne, insofern bey ihm bestimmte äußere Kennzeichen eine Zeitabtheilung leichter herbeyführen, mag Veranlassung geworden seyn, daß die Sonne nur den Nahmen Tarú-ti-pó erhielt. Pó heißt der Fuß; also als Bezeichnung der Sonne eigentlich: der Läufer am Himmel. Es entspricht dies ganz dem ὑπερίων [der oben am Himmel geht] und λυκάβας [der in glänzender Bahn eilt, erst die Sonne, dann das Jahr] der Griechen. Daß Tarú auch die Sonne heißt, geht aus den Wörtern Tarú-te-ning Sonnenaufgang und Tarú-te-mung Sonnenuntergang hervor. Ning [kommen] und mung [fortgehen] sind Zeitwörter, deren Infinitive hier als Substantiva gebraucht sind; doch darf in diesem Falle te auch wegbleiben, wie in Tarú-njép, Mittag; von njép sitzen, wo die Sonne scheinbar festsitzt. Durch die Ideenverbindung der Zeit mit dem Worte Tarú erklären sich nun die Wörter Tarú-te-tú die Nacht [eigentlich die Zeit, wo man nichts zu essen hat, eine Benennung, die aus der starken Eßlust der Botocuden sehr erklärbar wird. Tú heißt Hunger. Tarú-te-cuong der Donner [eigentlich: wenns brüllt; denn cuong soll den Klang des Donners nachahmen] Tarú-te-merän der Blitz [eigentlich: wenn man mit den Augenliedern zucken muß; denn meräh heißt blinzen; es ist das Wort also ganz nach unserem Blitz gebildet] Tarú-te-cuhú der Wind [das heißt wenn's braust; cuhú ahmt das Brausen des Windes nach.

Jenes te findet sich auch in anderen Zusammensetzungen zum Beyspiel pó-t'-ingerung Fußweh, doch kann es, wenn das vorhergehende Wort in dieser Zusammensetzung mit einem Consonanten endet, auch weggelassen werden; zum Beyspiel maak-íngerung Beinschmerz Kerän-íngerung Kopfweh. In der Verbindung mit Adjectiven findet sich dies te niemals. Daher Tarú-him Neumond [him heißt schwarz; Ketóm-him zum Beyspiel der Stern im Auge, weil alle Botocuden schwarze Augen haben] Tarú-niom̄ bewölkter Himmel, Wolken [nióm̄ heißt weiß.]

Den Pluralis bilden sie durch Anhängen des Wortes ruhú oder uruhú [mehr, viel] zum Beyspiel pung-uruhú zwey Flinten, eine Doppelflinte, dann überhaupt viel Flinten; Tschoon-uruhú, Bäume, Wald. Kjém-uruhú Häuser, Dorf.

Diminutive werden durch das angehängte njin klein, gebildet, welches ein abgekürztes Adjectiv ist. So Kruck-nin ein kleines Kind, Knäblein, Magnáng-nin, ein Tropfen, kleines Wasser, ähnlich unserem — lein, was mit klein zusammenhängt.

Strenges Gesetz ist, daß Adjectiva nie vor das Substantiv, auf welches sie sich beziehen, gesetzt werden, sondern stets nach demselben, zum Beyspiel uaháh oder wahá-oron ein großer, langer Mann, uaháh-pmäck ein kleiner Mann. Die Steigerung der Adjectiva wird hervorgebracht 1] der Comparativ durch Anhängen von urúh [oder uruhú, dasselbe Wort, welches den Pluralbegriff bildet] zum Beyspiel Amp-urúh schärfer [d. h. kalt]; denn ampe-öt heißt schärfen. 2] Superlativ durch Anhängen des Adverbiums jikarám oder gikaram [sehr], zum Beyspiel Cuang-mah-jikarám, sehr hungrig [eigentlich: der Bauch ist sehr leer].

Das Pronomen Substantivum Kjick [ich] wird stets vorgesetzt zum Beyspiel Kjick-píep ich habe es gesehen; Kjick-ioop ich trinke. Vom Possessiv-Pronomen scheinen die Botocuden nur Kjiack [mein] zu kennen; zum Beyspiel Kjick-Kjuck-magnán-ioop: ich trinke mein Wasser. Doch scheint das Possessiv-Pronomen nicht sehr unterschieden zu seyn von dem Substantiv-Pronomen der ersten Person; denn Quáck sagt Kjick-maak, mein Bein, so gut als Kjuck-maak. Der Umlaut als u in i in Kjick und Kjuck darf nicht auffallen, denn eben so heißt Kuém todt und Uámm Aas.

Die Zeitwörter sind alle Infinitive oder Participien und scheinen sich äußerlich nicht zu unterscheiden von der Bildung der Substantiva; auffallend ist aber, daß eine große Menge derselben entweder mit n beginnt, was beweglich zu seyn scheint, oder mit p endet. Was dadurch angedeutet werden soll, mag dahin gestellt bleiben; doch scheint n vorzugsweise dem Infinitivbegriff eigen zu seyn, wovon weiter unten Beyspiele angeführt werden. Die dritte Person des Zeitworts bilden sie auf eine Weise, die in dem Wesen der Sprache und der Entstehung des Zeitworts begründet ist. Das Verbum Substantivum [seyn] heißt nämlich vollständig het [er, sie, es ist], wird aber gewöhnlich in he, auch blos e verkürzt und dann vor das Verbum gesetzt; zum Beyspiel Hé-mót: es kocht, he-múng er ist fortgegangen, het-nohónn er seufzt, he-ning er kommt, e-rehä oder ä-rehä es ist gut. Dies hé wird, nach botocudischer Weise, wiederholt in hé-e-e oder hé-e und heißt dann: ja, d. h. es ist so; he-kjúm-m'rong: er schwimmt gut. In Ampe-öt [schärfen, wetzen] scheint sich in öt eine eigene Verbalendung erhalten zu haben, denn amp heißt schon scharf; daher amp-urúh kalt; vielleicht

ist ebenfalls dies öt aus dem Verbum Substantivum het entstanden, gerade so scheint j-öt sich brennen. Diese Art durch Zusammensetzung mit dem Verbum Substantivum Zeitwörter zu bilden ist sehr natürlich, zum Beyspiel ist: er trinkt leicht aufzulösen in: er ist trinkend; nur ist, was bey uns an intransitiven Zeitwörtern erklärlich scheint, bey den Botocuden auf alle Zeitwörter ausgedehnt.

Von der einfachen Art der Botocuden allerley Begriffe auszudrücken mag folgendes als Beyspiel dienen.

1) Honig finden sie, von wilden Bienen erzeugt, in Löchern hoher Bäume; daher nennen sie ihn Mah-rä oder Mah-rehä, d. h. ein süßes oder gutes Loch.

2) Die Hauptbeschäftigung der Männer ist das Jagen Njokná [das nennen sie, deren Rücken sich in ihrer Freiheit noch nicht in der Uebung eines Handwerks gekrümmt hat, Arbeiten, iopéck]: die Weiber müssen daheim bleiben; daher heißt ein Weib joknang, vermuthlich verwandt mit Njokná; denn n scheint Infinitiv-Zeichen [so nungering verwandt mit angering, jenes schießen, dieses werfen, ioóp und njoop trinken] und ng oder nck Zusammenziehung aus amnup oder amnuck [in der Zusammensetzung gewöhnlich nuck, wie Cam-nuck ein Thunichts] d. h. nicht. Das entspricht ohngefähr dem deutschen Weib, das heißt, deren Beschäftigung das Weben ist. Auf ähnliche Weise ist dem Weibe der Degen [der den Degen führt] entgegengesetzt oder im alten Sachsenrecht die Schwertmagen [Verwandte von väterlicher Seite], den Spillmagen oder Spindelmagen [Verwandte von mütterlicher Seite,]

3) Der Zeigefinger heißt bey ihnen Pó-iopú. Jopú von ióp trinken, erst aber lecken, also Pó-iopú der Finger, womit man leckt. Dazu kann man keinen andern brauchen als den Zeigefinger. Gerade so heißt der Zeigefinger im Griechischen λιχανὸς, das heißt Leckfinger.

4) Feuer heißt bey ihnen Tschom-päck. Bedenkt man die Art, wie sie durch rasches Reiben zweyer Hölzer das Feuer hervorbringen, so wird die Etymologie deutlich aus Tschon [Holz] und iopéck [rasch sich bewegen.]

5) Die Begriffe wahr und moralisch gut sind auf eine, bey diesen Wilden sehr erklärliche Weise ausgedrückt, nämlich negativ. So heißt Njinkäck ein Spitzbube, Dieb, Njinkäck-amnúp ein braver Mann, das heißt: kein Spitzbube, japa win lügenhaft, eine Lüge; japawin amnup wahr.

---

2) Sprachproben der Maschacaris.

Anmerkung. Sie haben Nasentöne, aber keine, welche in der Kehle ausgesprochen werden. Viele Sylben und Worte werden wie bey den Botocuden auf eine sonderbare Art im Gaumen gesprochen.

Affe, Keschniong [e kurz.]
Arm [der] Nipnoi [d. d. N.]
Auge, Idcay.
Axt, Piim.
Anta [Tapir], Tschaá.
Brust, Itkematan.
Blut, Idkäng [ä im Gaumen].
Baum, Abaay.
Bogen, Tsayhấ.
Brüder, Idnooy [d. d. N.]
Bauch, Inion [d. d. N.]
Berg, Agniná.
Blitz, Tänjanam [erstes n französisch.]
Botocude, Idcussän [än wie in im französischen.]
Canoe, Kahn, Abascoï [oi getrennt.]
Donner, Tätiná.
Dorn, Minniám.
Essen, Tigman [ig durch die Nase, an fr.]
Ey [ein], Niptim.
Fisch, Maam.
Feuer, Kescham [e im Gaumen.]
Fleisch, Tiungin.
Finger, Egnipketakam [gn fr., kam undeutlich im Gaumen] auch Nibcutung.
Fuß, Idpatá.
Flinte, Bibcoy.
Fluß, Itacoy.
Gott, Tupá.
Gesicht, Nicagnin.
Gras, Schiüi [undeutlich.]
Gehen [laßt uns gehen], Niamamú.
Gold, Tagnibá.
Hund, Tschuckschauam.
Huhn, Tsucacacan.
Holz, Ke [e kurz im Gaumen.]
Haar, Inden [e kurz und wie ü].
Herz, Idkegná.
Hand, Agnibktän [gn und än fr.]
Haus, Beär.
Jacaré [Crocodil], Maai [ai d. d. N.]
Mann, Idpin.
Neger, Tapagnon [fr.]
Schön, Epai.
Tatú [Gürtelthier], Coim.
Weib, Atitiom [Etiatün, ü zwischen ö und ü].
Weißer [ein], Creban.
Wasser, Cunaan.

3) Sprachproben der Patachós oder Pataschós.

Anmerkung. Diese Sprache hat besonders viele undeutliche Worte, welche zum Theil im Gaumen gesprochen werden; viele Buchstaben zwischen ä, ü und ö.

Arm [der], Agnipcaton.
Alt, Hitap.
Auge, Anguá.
Axt, Cachü [ch im G., ü wie ö].
Anta [Tapir], Amachy [ch deutsch.]
Angel, Kutiam.
Baum, Mniomipticajo.
Bauch, Etä [undeutlich.]
Bein, Patá.
Beißen, Kaangtschaha.
Berg, Egnetopne [undeutlich, e am Ende kurz.]
Bette, Miptschap.
Blasen, Ekepohó [erstes e kurz.]
Blut, Enghäm [undeutlich.]
Brechen, Tschahá.
Bogen, Poitang.
Bruder, Eketannoy [an fr.]
Brust, Ekäp [undeutlich.]
Calebasse [Cuja], Totsá.
Canoe [Kahn], Mibcoy.
Colibri, Petéketon.
Daumen, Niip-ketó.
Dorf [viele Leute], Canan-pataslii.
Dorn, Mihiam.
Essen, Oknikenang.
Eins, allein, Apetiäenam.
Erde, Land, Aham.
Ey [ein], Petetiäng.
Es ist gut, Nomaisom.
Es ist nicht gut, Mayogená [ge deutsch.]
Feder, Potoitan.
Fisch, Maham.
Fleisch, Uniin.
Finger, Gnipketó.
Flinte, Kehekui [e Gaumen.]
Feind, sich streiten, Nionaikikepá.
Fluß, Kekatá.
Faul, träge, Noktiokpetam.
Frosch, Mauá.
Faulthier, Gneüy [undeutlich].
Fett, Tomaisom.
Freund, Camerad, Itioy.
Gott, Niamissum.
Groß, Nioketoiná.
Gut, Nomaisom.
Geduld, Niaistó.
Glänzen, Niongnitschingá.
Hund, Kokä.
Huhn, Tschuctacaco.
Haar, Epotoy.
Hals, May.
Horn, Niotschokaptschoi.
Ja, Han [fr.]
Kind, Tschauaum.
Kälte, kalt, Nuptschaaptangmang.
Klein, Kenetketó.
Kopf, Atpatoy.
Komm! Nanä.
Kurz, Nionham-ketom.
Krank, Aktschopetam.
Lang, Miptoy.
Lende, Schenkel, Tschakepketon [on fr.]
Leber, Akiopkanay.

Laufen, Topakautschi.
Mann, Nionnactim.
Mutter, Atön [ö zwischen ö u. e].
Mays, Pastschon.
Mandioca, Cohom̄.
Messer, Amanay.
Mädchen, Nactamanian.
Mahlen [mit Farben], Noytanatschä.
Nacht, Temenieypetan.
Neger, Tomeningná.
Nein, Tapetapocpay.
Nase, Insicap.
Nagel [an Händen u. Füßen] Nionmenan [an fr.]
Ochse, Juctan.
Pfeil, Pohoy.
Pferd, Amaschep.
Paca [Thier] Tschapá.
Roth, Eoató [eo getrennt.]
Sonne, Mayon.
Stein, Micay.
Sohn, Nioaactschum.
Sterben, Nokschoon.
Schwein, Schaem [e wie ü im Gaumen.]
Singen, Sumniatá.
Schlafen, Somnaymohòn.
Stinken, Niunghaschinguá.
Schwester, Ehä.

---

4) Sprachproben der Malalís.

Anmerkung. Sie haben Kehl- und Nasentöne, auch sind ihre Worte meistens undeutliche, nur halb ausgesprochene Töne, daher diese Sprache mit am schwierigsten durch die Schrift auszudrücken ist. Wo über dem a ein o angebracht ist, und umgekehrt, da liegt die Aussprache zwischen beyden.

Affe, Küschnió.
Arm [der], Niem.
Auge, Ketó [e kurz].
Axt, Pe.
Anta [Tapir], Amajö [ö kurz.]
Brust, Anjoche.
Blut, Akemje.
Baum, Me.
Bogen, Soihé [é kurz].
Bruder, Hagno [undeutlich.]
Bauch, Aigno.
Beißen, Niamanomá.
Bart, Esekö [undeutlich].
Botocude, Epcoseck [Großohr.]
Donner, Scape.
Dorn, Mimiam.
Essen, Pomamenmeng.
Eins, Aposé [e kurz.]
Erde, Am.
Ey [ein Hühner-], Suckakakier.
Es ist gut, Epoi. [kurz.]
Es ist nicht gut, Jangmingbos.
Feder, Pöe [undeutlich.]
Fisch, Maåp [a etwas wie o].
Feuer, Cuiá.
Fleisch, Junié [e kurz.]

Fleisch, Junié [e kurz.]
Finger, Aniemkó.
Fuß, Apå.
Flinte, Poó.
Fallen, Omá.
Gott, Amietó.
Gesicht, Tietó.
Gras, Achená [e kurz.]
Gehen, Akehege [e kurz.]
Geschwind, Aioihamoi.
Gestern, Hahem [a kurz.]
Gieb her! Naposnom.
Gold, Toioá.
Häßlich, Evuurn [undeutlich.]
Hund, Wocó.
Huhn, Sucaca.
Hitze, Ejé [Ende kurz.]
Holz, Me [e kurz.]
Horn, Manaitke [Ende kurz.]
Haar, Aö [undeutlich.]
Herz, Akescho [kurz.]
Hemde, Agüschicke [kurz.]
Hals, Ajemio.
Himmel, Jamepäoime [Ende kurz.]
Hoch, Amsettoi.
Haus, Jeó [undeutlich.]
Hand, Ajimké [e kurz.]
Jacaré [Crocodil] Ae.
Ich, Pö [kurz.]
Ja, Hoó.
Jacutinga [Vogel] Pigná [kr.]
Kind, Akó.
Kälte, Kapägnomingming.
Klein, Agnä.
Knochen, Akem.
Kopf, Akő.
Komm! Jó [undeutlich.]
Katze, Jongaët.
Lang, Escheem [undeutlich.]
Mann, Atenpiep [e kurz.]
Mund, Ajatocó [Ende kurz.]
Mutter, Ate [e kurz.]
Mond, Ajé [e kurz.]
Milch, Pojó [o undeutlich.]
Mays, Manajá [Ende kurz].
Mandioca, Cuniä [ä kurz.]
Messer, Haak [k beynahe unhörbar.]
Mutum [Vogel] Jahais [undeutlich.]
Moskite, Kepná.
Nacht, Aptom [Ende undeutlich.]
Neger, Tapagnon [kr.]
Nein, Atepomnock [undeutlich.]
Nase, Asejé [Ende kurz.]
Ochse, Tapiet [e undeutlich.]
Ohr, Ajepcó.
Oben, Jamemauem.
Pfeil, Poï [alle Buchstaben hörbar.]
Pferd, Cawandó.
Roth, Pocatá.
Regen, Chaab.
Schenkel, Ekemnó [e kurz.]
Schön, Epoi.
Sonne, Hapem [d. d. N.]
Schlange, Checheem [ch in der Kehle.]
Stein, Haak.
Sohn, Hakó.
Sterben, Hepohó.
Sand, Nathó [Nasenlaut.]
Schwein, Jauem [a u. u getrennt.]
Schwarz, Echeemtom [d. d. Nase.]
Singen, Niamekae [Ende kurz.]
Schlafen, Niemähonó [o am Ende kurz.]
Stirn, Haké [e kurz.]
Tatu [Thier], Couib.
Tochter, Ekokahá.
Tamandua [Thier], Bakee [beyde e getrennt und kurz.]
Unze, [Yaguareté] Jó.

Viel, Akgnonachã.
Vater, Tanatämon [on undeutlich.]
Vogel, Poignan [undeutlich.]
Weib, Ajente [e kurz.]
Wind, Aoché [e kurz.]
Wasser, Keché [beyde e kurz.]
Weg, Paa.
Wurzel, Mimimiaë.
Zähne [die], Aió.

5) Sprachproben der Maconís.

Affe, Kegno [e undeutlich.]
Arm, Agnim.
Auge, Idcaai.
Axt, Biim.
Anta [Tapir], Tia.
Alt, Idkatoen [a und oe undeutlich.]
Angel, Cagnagnam.
Bratspieß, Muschí.
Banane, Atemtá.
Bein, Idcasché.
Brust, Inkematan [an fr.]
Blut, Inkö [ö zwischen ö und ü].
Baum, Abooi.
Bogen, Paniam.
Bruder, Tschinan [an fr.]
Bauch, Agniohn [d. d. N.]
Beißen, Cuptumang.
Bart, Agnedhürn [undeutlich.]
Blitz, Agnamam.
Calebasse, Cunatá.
Donner, Uptatiná.
Dorn, Bimniam.
Essen, Uptumang.
Eins, Epochenan [ch deutsch.]
Erde, Aam.
Ey [vom Huhne], Amnientin.
Es ist gut, Epoy,
Feder, Potegnemang oder Angemang [e unhörbar.]
Fisch, Maam.
Feuer, Coen [d. d. N.]
Fleisch, Tiungin.
Finger, Agnipcutó [gn fr.]
Fuß, Ingpatá.
Flinte, Bibcoi.
Fallen, Omnan [an fr.]
Flüßchen, Ecoinan [an fr.]
Gott, Tupá.
Gesicht, Incaay.
Gras, Scheüy [e kurz.]
Gehen, Jamón.
Geschwinde, Moachichman [ch deutsch.]
Gieb her! Aponenom [Ende fr.]
Gold, Taiuá.
Gebürg, Aptien.
Häßlich, Niaam.
Hund, Pocó.
Huhn, Tiucacan.
Heute, Ohnan [n am Ende undeutlich.]
Hitze, Abcoican [a zwischen a u. e].
Holz, Cố [o Kehllaut zwischen o u. u].
Horn, Ecüm [ü zwischen ü und ö].
Haar, Endaen [kurz.]
Herz, Inkicha [ch deutsch.]
Hemde, Tupickchay.
Hals, Incatakay.

Himmel, Becoy.
Hoch, Ecuptan.
Haus, Baan.
Hand, Inhimancoi.
Heilig, Tupá.
Jacaré [Crocodil] Maai [d. d. N.]
Ja, blos der Athem eingezogen.
Ich, Ai.
Jacutinga, Macatá.
Kind, Idcutó.
Kälte, Chaam [ch deutsch.]
Klein, Capignan [an fr.]
Knochen, Ecobjoi [e kurz.]
Kopf, Epotoi.
Komm! Abui.
Katze, Kumangnang.
Lang, Etoitam.
Mann, Icübtan.
Mund, Inicoi.
Mutter, Ahain [fr.]
Mond, Puaan [undeutlich.]
Milch, Atiedacün [e kurz; ü zwischen ö und ü].
Mays, Punadkiam.
Mandioca, Coon.
Messer, Patitai.
Mutum [Vogel], Tschaschipsché sch weich wie j im Fr.]
Moskite, Kemniam [e kurz und undeutlich.]
Nacht, Aptamnan.
Netz, Mapkepä.
Neger, Tapagnon [fr., ungefähr wie im Deutschen Tapaniong.]
Nein, Poé.
Nase, Inschicoi.
Ochse, Manaiti [kurz.]
Ohr, Inipcoi.
Oben, Pawipam.
Pfeil, Paan.
Pferd, Camató.
Roth, Upkängehäng.
Regen, Taeng.
Schenkel, Incajhé [j fr.]
Schön, hübsch, Epoinan [an fr.]
Sonne, Abcaay.
Schlange, Cagná [gn fr.]
Stein, Comtai.
Sohn, Incutó.
Sterben, Umniangming.
Sand, Awoon.
Schwein, Tiatketen [en d. d. N.]
Schwarz, Imnictam.
Singen, Niamungkätä.
Schlafen, Niamonnon [letzte Sylbe d. d. N.]
Stirn, Incüy [ü d. d. N.]
Tatu [Thier], Coim.
Tochter, Atinang.
Tamandua, Potoignan [oi wie ö].
Unze [Yaguarété], Cuman [an fr.]
Viel, Agnunaitam.
Vater, Tatá.
Vogel, Petoignang [e kurz.]
Wind, Thiam [lang.]
Wasser, Cunaan.
Weg, Pataan.
Wurzel, Agnibtschaten [en lang.]
Weib, Ati.
Zähne, Etiöy.

6) Sprachproben der civilisirten Camacan-Indianer zu Belmonte, welche von den Portugiesen Meniens (deutsch etwa Meniengs) genannt werden.

Anmerkung. Diese Sprache hat mehrere Gaumen- und besonders Nasentöne, auch werden die Worte im Allgemeinen für den Fremden sehr undeutlich ausgesprochen.

Affe, Caun [n fr., das ganze Wort wie die Portugiesen Hund aussprechen.]
Arm, Ighia [undeutlich.]
Auge, Imgutó.
Anta [Tapir], Eré [E undeutlich.]
Alt, Schoeo [alle Buchstaben ausgesprochen].
Aguty, Onschó.
Blut, Isó [I undeutlich.]
Baum, Hi.
Bogen, Huán.
Bruder, Ató.
Bauch, Jundú.
Beißen, Imbró.
Bart, Jógé [g deutsch.]
Banane, Incrú.
Beutelthier, Cansché [n fr.]
Dorn, Inschá.
Essen, Jucuá.
Eins, Wetó.
Erde, É.
Ey [Hühner-], Sacré.
Es ist nicht gut, Saú.
Feder, Ingé [g deutsch.]
Fisch, Há [d. d. N.]
Feuer, Jarú [i].
Fleisch, Kioná.
Fluß, Sin.
Gras, Assó.
Gehen [geschwinde], Ni.
Häßlich, Saú [a und u getrennt gehört.]
Hund, Jaké [i].
Huhn, Saschá.
Heute, Ínu [i der Accent.]
Hitze, Aniunggú.
Holz, Hintá [Hin d. d. N.]
Haar, Iningé,
Herz, Niroschi.
Hals, Inkió [mit geschlossenen Zähnen auszusprechen.]
Hoch, Insché.
Haus, Tuwuá.
Hand, Incrú.
Ja, Inu.
Jacaré [Crocodil], Ué.
Kind, Canaiu.
Klein, Intán [n halb.]
Kopf, Inro [n nur halb].
Komm! Ní [wie bey den Botocuden.]
Katze, Intan [n halb.]
Lang, Insché.
Leute, Menschen, Tují.
Laßt uns gehen, Niamú.
Mund, Iniatagó.
Mond, Jé.
Milch, Anjú.
Mays, Kscho [undeutlich.]
Mandioca, Kaiú.
Messer, Keaio.
Mann, Cahé.

Nacht, Utá.
Neger, Coatá.
Nase, Inschiwó.
Ohr, Incogá.
Pfeil, Hain [n halb deutsch.]
Regen, Si.
Schenkel, Aschí.
Sonne, Schiojí.
Schlange, Tí.
Sohn, Camajó.
Sterben, Juní.
Sand, Ae.
Schwein, Cuiá.
Schwarz, Cuatá.
Schlafen, Jundun [un halb.]
Schön, Ingóte [i undeutlich.]
Tatu [Thier], Pá [im Gaumen.]
Tamandua [der große], Tamanduá.
Unze, [Yaguaréte], Kukiamú.
Vogel, Satá.
Wind, Juá.
Wasser, Sin [n nur halb.]
Weib, Aschun.
Weg, Schá.
Wurzel, Kiají.
Zähne [die] Jo [beyde Buchstaben gehört.]
Tigelle [Art von Teller] Enan [e kurz.[
Salz, Schukí.
Weißer [ein] Paï [alle Buchstaben ausgesprochen].
Todt, Scha-úia.
Wald, Antó [o kurz.]
Stern, Pinia.

---

7) Sprachproben der Camacans oder Mongoyóz in der Capitania da Bahía.

Anmerkung. Eine sonderbare Sprache mit vielen langen barbarischen Wörtern und vielen Kehltönen, wodurch sie sich von allen vorher erwähnten sehr unterscheidet. Die Worte werden am Ende auf eine sonderbare Art abgekürzt ausgesprochen. Zuweilen hört man Nasen-, Gaumen- und Kehltöne zugleich. Sehr häufig kommen vor das deutsche ch, ferner k. ä; e wird gewöhnlich sehr kurz ausgesprochen; a und o sind die gewöhnlichen Endungen der Worte, werden aber äußerst kurz abgebrochen, als wenn der Sprecher hier plötzlich den Ton aufhielte. — Ist bey den Worten keine weitere Erklärung gesetzt, so spricht man sie nach deutscher Art aus; — d. d. N. bedeutet durch die Nase; — k. bedeutet kurz; — fr. französisch auszusprechen.

Auge, Kedó [e und o kurz.]
Arm, Nichuá [ch deutsch d. d. N.]
Art, Jakedochkó [ch deutsch.]
Asche, Aéchkeia [e kurz.]
Alt, Stahie [i und e getrennt, e kurz,]
Angel, Kediahaie [e k., hai der Accent.]
Arara [Papagey], Tschokä.
Anta [Tapir], Herä [kurz.]
Affe, Caun [wie die Portugiesen den Hund.]
Aguty, Hohion [d. d. N. ohne besonderen Accent.]

Bruder, Kiachkoadan [die drey letzten Sylben kurz, an fr.]
Backen [der], Diahaiä [ä [kurz.]
Brust, Kniochhere [here kurz.]
Bauch, Kniooptech [ech sehr kurz.]
Bein, Tächketse [ketse ganz kurz.]
Bogen, Cuan [an fr.]
Berg, Kere [beyde e sehr kurz.]
Baum, Hauué [ué k., das Ganze d. d. N.]
Blatt, Ere [e sehr kurz.]
Blut, Kedió [e und o k.]
Bach, Sanhoá [hoá k.]
Blume, Huänhindó [dó k.]
Bohnen, Kegná [gn k.]
Brücke, Hondiá [dia äußerst kurz.]
Brennen, Undsedó [dsedó k.]
Bodock, Diapä [dia k., pä ebenfalls.]
Bratspieß, Ohindió [dió kurz, im Gaumen undeutlich.]
Blitz, Tsahochkó [kó k.]
Blasen, Sckkí [i k.]
Botocude, Kuanikochiä.
Canoe, Hoinaká [á k.]
Calebasse [Cuie] Keräckká [äch k. und im Gaumen.]
Corallenschlange, Diderä.
Daumen [der], Nede [erstes e undeutlich, zweites kurz.]
Donner, Sankoray [k., san kaum hörbar.]
Dorn, Hohiä [iä k.]
Essen, Niukuá [niu kaum hörbar, kuá laut mit Accent.]
Erde, Boden, E [kurz.]
Finger [erster], Inhindió [inhin k. und undeutlich.]
Finger [zweyter], Ndiachhiä [kurz und undeutlich, ä sehr kurz.]
Finger [dritter], Ndiaënó [enó k.]
Finger [vierter], Ndioëgrá [grá k.]
Fuß, Uadä [ä k.]
Ferse, Hoak [k.]
Fliegen, Hohindochkó [o k.]
Fallen, Kogerachká [undeutlich.]
Flinte, Kiakó [o k.]
Feuer, Diachke [e k.]
Fisch, Huá [d. d. N.]
Frucht, Keränä [e u. ä am Ende k.]
Fluß, Kedochhiä [alles k.]
Gut, Koikí [ki Accent.]
Gehen, Man [an fr., etwas d. d. N.]
Geben, Adchó [ch im Gaumen.]
Gieb her! Nechó [ch im G.]
Groß, Iró-oró [ro Zungenspitze alles kurz auf einander folgend.]
Gras, Kaï [a u. ï ein wenig getrennt.]
Haar, Kä [sehr k. u. wie abgebrochen.]
Hals, Ninkhedió [khe sonderbar, h d. d. N., dió sehr k.]
Hand, Ninkre [kre sehr k.]
Hütte, Haus, Dea [kurz d. d. N. u. im Gaumen.]
Hitze, Schahadió [dió kurz und wie abgebrochen.]
Holz, Hoindá [oin zusammen, da k.]
Hoch, Hoiniá [á k. alles d. d. N.]
Holen, [gehe hin und hole!] Ihanä [d. d. N., nä k.]
Husten, Cogerä [rä k. d. d. N.]
Ich, Eehchá [E und ch im G. und Kehle, letztes ch beynahe wie k].
Ja, Koki [o undeutlich.]
Jung, Crenän [d. d. N.]
Insel, Kahoï [h undeutlich, oï getrennt.]
Jacutinga [Penelope], Schanensü ü zwischen ü, e und ö].
Jacupemba [Penelope], Schaheiä [ä kurz und abgebrochen.]

Jiboya, [Schlange, Boa] Kta-hiä.
Jararacca [Schlange], Dká-hiä.
Lüge, Nechionän.
Liegen, Koinuï [uï getrennt, alles undeutlich.]
Laufen, Niani.
Luft, Anchoro [ch in der Kehle, ro mit der Zungenspitze.]
Loch, Aekó [ae etwas länger, ko k.]
Lende, Kedse [sehr k. besonders e, beyde gleich lang.]
Licht, Ichke [ich in der Kehle, ke k.]
Kind, Koinin [nin der Accent.]
Kopf, Hero [sehr kurz mit der Zungenspitze, o sehr k.]
Klein, Krahado [kra mit der Zungenspitze, hado sehr k.]
Kinn, Nichkaran [nich in der Kehle, alles sehr k.]
Kälte, Schahhadioin [schaha kurz, alle übrigen Buchstaben getrennt, das ganze schnell, undeutlich und kurz ausgesprochen.]
Katze [gefleckte], Kuichhua-dan [alles getrennt, dan fr.]
Mann, Hiiemá [hiie alles getrennt, sehr kurz und undeutlich.]
Mund, Häräko [ko k.]
Meer, Sonhiä [on fr., hiä k.]
Mahlen, Indärä [därä kurz.]
Messer, Kediah adó [undeutlich u. k.]
Mond [der], Hädiä [k., Accent auf diä].
Mulatte, Kediachká [ach in der Kehle und Gaumen.]
Mutung, [Vogel] Schachedá da k.]
Nacht, Huerachká oder Húerá [ka k. alles undeutlich.]
Neger, Khohadá [kho so kurz, daß man es kaum hört, dá k.]

Nein, Moschi. [kurz.]
Nase, Nihiekó [e sehr kurz, auch o, alles undeutlich.]
Nichts, Hatschhoho [hatsch etwas lang, hoho kurz, alles d. d. N.]
Netz, Huerachkachká [d. d. N. und alles kurz.]
Ohr, Nichkó [nich d. d. N., ch wenig hörbar, kó k.]
Ochse, Hereró [he undeutlich alles kurz.]
Oben, Hoéchoá [alles kurz und undeutlich besonders a].
Pferd, Cavaró [k., o etwas wie ü].
Pfeil, Hoay [kurz und d. d. N.]
Pfeil mit der Rohrspitze, [Taboca], Kneniäuä [die zwey ersten Sylben kurz.]
Pfeil mit Widerhaken, [Periaque], Hoahiä [hiä d. d. N.]
Pfeil für kleine Vögel, [Virota], Huagrä [hua kurz.]
Paca, [Thier], Cávy [v beynahe wie ü, Accent auf a].
Regen, Tsorachka [ka k., a bald wie e].
Roth, Cohirá [co fast unhörbar, hirá d. d. N., rá abgebrochen und kurz.]
Reh, Hénä [é etwas länger, ä k. und abgebrochen, d. d. N.]
Sonne [die], Hiosö [ö zwischen ö und ü].
Schön, Scho-hó [scho angehalten, hó k. und abgebrochen.]
Stein, Keá [d. d. N.]
Sohn, Kediägrá.
Sterben, Endiänä [diänä kurz.]
Sand, Aedäengaranä [ädä k. en kaum hörbar.]

Schwarz, Koachedá [e kaum hörbar, da k.]
Singen, Hekegnahekuechkä [d. d. N. alles undeutlich und kurz.]
Schlafen, Hakegnehodochkó [durch die Nase k. gne fr.]
Stirn, Aké [e k. und mit Accent, a undeutlich.]
Stern, Péo [o voll, Accent auf e].
Schmetterling, Schakréré.
Salz, Eschké [esch gezogen, ké Accent.]
Schwimmen, Sandedá [e u. dá k.]
Schwein, [wildes mit weißem Unterkiefer Dicot. labiatus] Küähiä.
Schwein [zahmes], Küä-hirochdá.
Sprechen, Schakréré.
Schwester, Ichodorá [ch im G.]
Tatu [großer], Panká-hiä [ä abgebrochen.]
Tamandua [großer], Perá.
Tamandua [kleiner], Fedará.
Tochter, Kiachkrará.
Todt, Endiene [die k., ne bald wie ü sehr kurz.]
Tödten, Hendechedau [undeutlich, e immer k., ch im G.]
Tag, Ari [a gezogen, i k. und undeutlich, wie auch a].
Tanzen, Ecoin [in fr., d. d. N.]
Unze [gefleckte] Jake-deré [e deutl.]
Unze [rothe] Jaké-koará [ra k.]
Unze [schwarze] Jaké-hyä [ä kurz und abgebrochen.]
Unze [kleine], Felis pardalis] Kuichhuá ch deutsch.]
Vater, Keandá [e etwas voll.]
Vogel, Schaná.
Viel, Eühiähiä [Eü kaum hörbar.]
Wasser, Sa [a sehr kurz.]
Wind, Hedjechke [je fr., ech im Gaumen, ke deutlich.]
Wald, Dochodiä.
Weg, Hyá.
Wurzel, Káse [deutsch u. gezogen].
Weißer [ein], Hoá-i [i mit Nachdruck.]
Weib, Krochediorá [ch im G.]
Wachs, Hioí [alle Buchstaben getrennt.]
Wunde, Andöhüi [dö undeutlich, üi getrennt.]
Weiß, Inkohéro [he k.]
Wachsen, Imaischthané [deutsch, h etwas hörbar.]
Wachsen, Hakegnäháröachká [gnä k. und fr., das ganze kurz und etwas undeutlich.]
Zähne [die] Dió [d. d. N. k.]
Zunge, Diacherä [e k.]

Notiz zu der Karte des zweyten Bandes der Reise nach Brasilien.

Die Karte, welche diesen Band begleitet, zeigt meine Reise durch die großen Urwälder nach dem Sertam und durch diesen nach Bahia. Sie fängt südlich mit dem Rio de Sta Cruz an und zeigt die Gegend der Küste bis zum Rio Itahype ziemlich genau, das heißt, ich habe alle die verschiedenen auf den bis jetzt bekannten besten Karten von Faden und Arrowsmith angegebenen Gegenstände nach meiner Erfahrung zu berichtigen gesucht, da ich ziemlich genau, nach der Anzahl der Legoas der Entfernung aller Punkte von einander, diese Berichtigung machen konnte. Schwieriger war es, die inneren Gegenden richtig zu bestimmen, da ich zu astronomischen Festsetzungen der Orte weder Zeit noch Instrumente besaß; ein Mangel, über welchen mich das Versprechen des Ministers Grafen da Barca und später des Grafen Dos Arcos, mir eine Karte dieser Gegend mitzutheilen, tröstete, welche Hoffnung jedoch durch den Tod des ersteren vereitelt wurde. Ich habe daher die Karte von Arrowsmith in der Hauptsache auch für diesen Theil zum Grunde gelegt, viele Gegenstände aber abgeändert; man darf indessen nur meinen, durch eine fein ausgezogene Linie auf der Karte angedeuteten Weg in Betrachtung ziehen, denn über die Richtigkeit aller übrigen zu den Seiten sich befindenden Gegenstände kann ich nicht urtheilen und halte sie übrigens ohnehin größtentheils für unrichtig.

Man hat auf dieser Karte des zweiten Bandes dem Rio Pardo einen von der Karte des ersten Bandes etwas abweichenden Lauf angewiesen, da ich in der letzteren mit seinem inneren Laufe nicht in Berührung kam; hier aber war es nöthig ihn abzuändern, da ich ihn an der Straße des Tenente-Coronel Filisberto Gomes da Sylva erreichte und bis Barra da Vareda zur Seite behielt, daselbst ihn aber wieder verließ. An dem innersten von mir erreichten Punkte, zu Valo, an der Gränze von Minas Geraës, war ich noch 18 Legoas von dem Arrayal do Rio Pardo entfernt, welches am Ufer dieses Flusses erbaut,

auf der Karte des Faden unter seinem richtigen Nahmen angegeben und von Arrowsmith mit der Benennung Extrema bezeichnet ist. Dieser Punkt ist auch in meiner Karte angenommen, hat daher Arrowsmith in seiner Lage gefehlt, so ist dieselbe auch in meiner Karte abzuändern.

Die Waldstraße des Tenente-Coronel Filisberto ist in ziemlich gerader Richtung am nördlichen Ufer des Ilhéos oder Rio da Cachoeira durch die Urwälder fortgeführt, sie verläßt aber bald diesen Fluß und erreicht den Rio Pardo, wodurch eine Abänderung des Laufs dieses letzteren sich von selbst ergab. Man hatte mir in Bahia eine genaue, specielle Karte dieser Waldstraße versprochen, ich erhielt sie indessen bis jetzt noch nicht, habe aber nach den von mir gemachten Erfahrungen die vorzüglichsten aller Corregos, Riachos, Flüsse, Gebürge, die Stellen unserer Nachtquartiere, so wie andere anmerkenswerthe Punkte darin angegeben, man wird also dem Tagebuche der Waldreise vollkommen genau folgen können. Meine Reise von Vareda nach Bahia läuft der früheren, durch die Urwälder von Ilhéos ziemlich nahe zur Seite und bildet einen sehr spitzigen Winkel mit derselben, da die Entfernung von Barra da Vareda nach Arrayal da Conquista, also der Durchschnitt von einer dieser beyden Linien zu der anderen, kaum zwey Tagereisen beträgt.

Auf dem Wege von Bom Jesus nach Corta Mão sind mir einige kleine Flüsse entgangen, welche etwa von der Stärke des Jiquiriçá an der letztgenannten Stelle waren, doch kann ich nicht bestimmen, ob sie nicht vielleicht durch die Biegungen und Widergänge des Jiquiriçá selbst gebildet werden; eben so zwischen Lage und Aldéa, wo ich wegen meiner Gefangennehmung verhindert wurde, die gehörige Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu wenden. Der Bach Bom Jesus, unmittelbar neben der Fazenda dieses Nahmens, ist seiner geringen Stärke wegen gänzlich ausgelassen. Die Küstenaufnahme von der Mündung des Flusses Itahype bis zur Mündung des Reconcavs oder der Bahia de Todos os Santos ist auf Arrowsmiths also auch auf meiner Karte höchst unrichtig, da ich diese Reise nicht gemacht habe; man lese nur hierüber die Corografia brasilica T. II. p. 103 und ferner nach.

Die Gränze der Capitania da Bahia ist durch eine punktirte Linie angegeben und nicht colorirt, damit man sie nicht mit den farbigen Gränzen der Wildenstämme verwechseln möge.

Berichtigungen und Zusätze

zu den beyden Bänden dieser Reisebeschreibung.

I.

Zu dem ersten Bande.

Seite 45. »Eine hochroth blühende Salvia, welche Herr Sellow splendens nannte.«

Herr Professor Nees v. Esenbeck giebt folgende Charaktere dieser schönen Pflanze: S. calycibus campanulatis trilobis coloratis, verticillis trifloris subnudis, foliis deltoidibus acuminatis serratis.

» 46. Der Kragen-Colibri (Trochilus ornatus) des östlichen von mir bereisten Brasilien, scheint von demjenigen etwas abzuweichen, welcher von Audebert und Vieillot abgebildet ist; ob er als specifisch verschieden anzusehen sey, bezweifle ich, eher vielleicht als Alters-Verschiedenheit, doch habe ich die alten männlichen Vögel immer von einerley Zeichnung gefunden. Ihr Halskragen ist nicht rothbraun, sondern die Federchen sind weiß, mit einer schön grünen Spitze, wodurch derselbe eine solche Einfassung erhält.

» 50. Der rothstirnige Papagey (Psittacus Dufresnianus, Vaill.) ward hier durch ein Mißverständniß »coronatus des Berliner Museums« genannt. Die Brasilianer nennen diesen angenehmen, gelehrigen Vogel nach seiner Stimme, welche vollkommen so klingt, Schaüá, auch belegen sie ihn mit dem Nahmen Camutanga, welcher aus der Lingoa geral oder Tupinamba-Sprache herstammt, in welcher dieser Vogel Aiurú-Acamutanga hieß.

» 51. Der hier von mir für Psittacus Makavuanna, Linn., gehaltene Vogel, scheint eine wirklich verschiedene Species zu bilden, welche die Herren Temminck und Kuhl Psitt. Illigeri benannt haben. Azara beschrieb diesen Vogel zuerst (Vol. IV. pag. 55.) und nannte ihn Maracana fardè (siehe Kuhl Conspectus Psitt. in den Verhandl. der Kaiserl. Leopold. Carol. Acad. B. 10. S. 19.) — Man lese daher

in dem ersten Theile meiner Reisebeschreibung immer Psitt. Illigeri für Makavuanna.

Seite 62. Hier ist die Rede von dem Idomeneus des Fabricius, dessen Beschreibung vollkommen auf meinen Schmetterling paßt, allein auch zugleich auf die Abbildung des Seba Tom. IV. Tab. 31. Fig. 3 und 4.

» 66. 201. 271 u. a. a. O. »Die Zwerg- oder Küstenpalme (Cocos de Guriri.)«

Von Herrn Prof. Nees v. Esenbeck Allagoptera pumila benannt, und auf folgende Art charakterisirt: Classis Linneana Monœcia Monadelphia. Fam. nat. Cicadeæ. Spadix simplex. Flores ♂ et ♀ quincunciatim positi. — ♂ Calyx triphyllus, corolla tripetala, filamenta 14, basi connata. Antheræ liberæ. ♀ Calyx et corolla maris, ampliores. Stigma cuneiforme, trifidum. Drupa monosperma. Herr Professor Martius wird die Beschreibung dieser Palme, welche Herr Professor Nees v. Esenbeck nach den von mir mitgebrachten Exemplaren verfertigte, in seinem bald zu erwartenden Werke über die Palmen mittheilen.

» 71. Die hier genannte Cobra Coral ist ein Elaps, und nicht, wie ich früher vermuthete, Linné's Coluber fulvius (siehe Merrem Versuch eines Systems der Amphibien pag. 144. und den 10ten B. S. 105 der Verhandl. der Kaiserl. Leopold. Carol. Acad., wo ich eine Abbildung dieses vorzüglich schönen Reptils gegeben habe.)

» 74. Nach Herrn Temmincks ornithologischem Systeme in der neuesten Ausgabe seines Manuel d'Ornithologie (prem. part. pag. XXXIX.) ist Hirundo collaris ein Cypselus. Ich hatte sie nicht von den Schwalben getrennt, da sie nur drey Zehen vorwärts und eine rückwärts gestellt zeigt. Hirundo pelasgia hat vollkommen dieselbe Bildung. H. collaris lebt in den Felsen um Rio de Janeiro und in anderen, selbst völlig ebenen Gegenden, wo jedoch Felsen in der Nähe sind, zum Beyspiel an den Seen von Marica, Sagoarema u. s. w., wo sie an den Ufern umher streicht. Als Gegensatz zu dieser großen Schwalbe fand ich zu Rio de Janeiro eine andere sehr kleine Art, welche ich für unbeschrieben halte und daher hier in der Kürze angeben will. Hirundo minuta: 4 Zoll 3 Linien lang, 8 Zoll 4 Linien breit; Schnabel schwarz; Füße dunkelbraun; Mittelzehe beynahe 2 Linien länger als die übrigen; Ferse unbefiedert; Fußrücken getäfelt; alle oberen Theile schwarz, stahlblau glänzend; der wenig gabelförmige Schwanz und die Schwungfedern,

ohne Glanz; Bauch, Kehle und Brust rein weiß; untere Schwanzdeckfedern vom After an bräunlich schwarz, oft mit etwas grünlichem Glanze; vorderer Flügelrand ein wenig weiß geschuppt; junge Vögel sind an Stirn und Unterrücken bräunlich gemischt. Sie nistet häufig in den Gebäuden der Stadt.

Seite 81. » Herva Moëira do Sertam«

Canella axillaris, Nees ab Esenb.: C. floribus axillaribus nutantibus decandris. Die nähere Beschreibung dieses aromatischen Baumes wird Herr Professor Nees v. Esenbeck in den Schriften der Kaiserl. Leopold. Carol. Acad. geben.

» 82. »Zwey neue Arten von Andromeda.«

Hierüber siehe Herrn Professor Schraders vorläufige Nachricht in den Göttingschen gelehrten Anzeigen 72stes Stück p. 709.

» 84. »Der graubraune Tölpel.«

Diesen Vogel muß ich, der kleinen von der Büffon'schen Beschreibung abweichenden Züge ungeachtet, für den petit fou de Cayenne halten, welcher in den pl. enl. No. 973 abgebildet ist. Die Hauptverschiedenheiten der Büffon'schen Beschreibung von den von mir beobachteten brasilianischen Vögeln, besteht in der Größe und Farbe. Büffon giebt seinem Vogel nur 1½ Fuß also 18 Zoll in der Länge, da der von mir beobachtete 28 Zoll in der Länge mißt, dabey ist mein Vogel nicht schwärzlich, sondern graubraun gefärbt. Die Abweichungen in der Größe können leicht entstanden seyn, wenn Büffon nach einem ausgestopften Vogel oder einer Haut die Maaße nahm, und auch der Unterschied der Farbe ist nicht bedeutend genug, um beyde Thiere zu trennen. Diese Vögel leben übrigens selbst südlich im Hafen von Rio de Janeiro, wo man sie am Abend aus der See in regelmäßig geordneten Zügen zurückkehren sieht, welche in winkelförmiger Gestalt, wie bey den Kranichen und wilden Gänsen, pfeilschnell nahe über die Oberfläche des Wassers einherziehen.

» 84. 155. u. a. a. O. »und ein anderer unserem Cormoran sehr ähnlicher Vogel.«

Dieser Scharbe, welcher unbezweifelt der von Büffon pl. enl. No. 974 abgebildete Vogel ist, hat sehr viel Aehnlichkeit mit unserem europäischen Carbo Graculus im Jugendkleide, auch wird er von Herrn Temminck in der neuesten Ausgabe des Manuel d'Ornithologie für denselben angenommen. Es finden sich hier noch einige kleine Verschiedenheiten in den Beschreibungen aus dem Wege zu räumen. Der europäische Vogel soll eine graubraune Iris haben,

bey dem brasilianischen ist sie in jedem Alter schön blau; man giebt die Länge des europäischen Vogels auf 23 bis 24 Zoll an, der größte brasilianische von mir gemessene hielt 26 Zoll 8 Linien in der Länge. Das Gefieder habe ich bey diesem letzteren nie abändernd gefunden. Diese aufgezählten Verschiedenheiten geben mir die Muthmaßung, daß die süd-amerikanische Art wohl von der unseren getrennt werden dürfe.

Seite 86. »DAUDIN's Lacerta Ameiva.«

Sie ist Lacerta litterata der neueren Naturforscher. Herr Dr. Kuhl hat in seinen Beyträgen zur Zoologie (p. 116) eine Beschreibung dieser Eidechse gegeben. Das brasilianische Thier, von welchem ich Seite 88 u. a. a. O. redete, habe ich in seiner Färbung sehr selten variirend gefunden. Jüngere Individuen hatten den vorderen Theil des Rückens zuweilen dunkler punktirt, bey älteren war er gewöhnlich gänzlich ungefleckt schön rein grasgrün; die Seiten des Halses sind mit zwey bis drey parallelen schwarzbraunen Längsstreifen bezeichnet; die Seiten des Körpers sind grün, am Rande des Bauches blau mit perpendiculären Reihen, runder, gelber, schwarz eingefaßter Augenflecken geziert. Dies ist die beständige mir häufig vorgekommene Zeichnung dieser schnellen Eidechse. Die von Herrn Kuhl citirten Figuren des Seba Tab. 90 und 88 sind, wenn sie hierher gehören, sehr schlecht gerathen. Sloane scheint unsere Eidechse Tab. 273. Fig. 3. abgebildet zu haben.

» 89. da doch bekanntlich diese Thierarten in der neuen Welt nicht angetroffen werden.«

Die Bemerkung, daß man in der neuen Welt keine Antilopen finde, hat in neueren Zeiten durch die Herrn Leach und Blainville einen Einspruch gefunden, doch können wir diese bisher allgemein angenommene Meinung nicht eher verlassen, bis uns die wirkliche Existenz einer wahren Antilope in Amerika hinlänglich erwiesen wird.

» 90. schritten der Jabirú (Ciconia americana oder Tantalus Loculator, LINN.)«

Diese Stelle bezeichnet, daß man in Brasilien beyde Vogelarten unter der Benennung Jabirú zu verwechseln pflege.

» 90. »die schneeweißen Egretten.«

Zwei völlig schneeweiße Reiherarten leben in Brasilien, der große und der kleine. Azara nennt den ersteren petit heron blanc à manteau (Vol. IV. p. 200.) und den anderen grand heron blanc (p. 201.) Der erstere ist dem europäischen Garzetta sehr ähn-

lich, aber verschieden, der letztere ist Ardea Leuce des Berliner Museums.

Seite 91. »an den wildwachsenden Orangen (Laranja da terra.« Sie sind nur zufällig in jenem Walde aufgewachsen, da ehemals an jener Stelle eine Fazenda gestanden hatte, deren Ruinen noch zum Theil sichtbar waren.

» 92. »unter dem Nahmen Helix ampullacea abgebildet hat.« Diese von Mawe abgebildete Schnecke wird für eine Varietät der Helix ampullacea gehalten.

» 103. »8 bis 10 Fuß hohen Baum, scheinbar der Bonnetia pallustris verwandt.«

Wikstrœmia fruticosa. SCHRADERI a. a. O. pag. 710. Mit diesem Gewächse vereint findet man ein anderes ähnliches, die Kiseria stricta des Herrn Professor Nees v. Esenbeck: Classis Linneana Polyandria Polygynia; Fam. nat. Guttiferarum. Corolla penta petala, petalis integris. Calyx quinque-partitus, bracteatus. Antheræ erectæ liberæ. Germen triloculare, septis simplicibus, loculis monospermis.

» 103. »eine schöne Art Evolvulus.«

Evolvulus phylicoides, Schrader a. a. O. pag. 707.

» 103. »eine gelbblühende Cassia.

Ist Cassia uniflora. Spr.

» 103. »eine neue Asclepiadea (Echites).«

Echites variegata. Schrader a. a. O. pag. 707.

» 103. »eine rothblühende Andromeda.

Andromeda coccinea. Schrader a. a. O. pag. 709.

» 103. »Schaaren des brasilianischen Austerfressers (Hæmatopus).«

Diesen Vogel, welcher früher den Naturforschern unbekannt war, habe ich an den brasilianischen Küsten häufig beobachtet und unter der Benennung des Hæmatopus brasiliensis unterschieden. Er ist kleiner als die europäische Art, aber sein Schnabel ist länger. Herr Temminck, dem ich diesen Vogel mittheilte, hat ihn in der neuesten Ausgabe seines Manuel d'Ornithologie Hæmatopus palliatus (Sec. part. p. 532) benannt.

» 104. »eine schöne neue Stachytarpheta.«

Stachytarpheta crassifolia, Schrader a. a. O. pag. 709.

» 123. »eine baumartige Cleome.«

Cleome arborea. Schrader a. a. O. pag. 707.

Seite 124. »Ardea Nycticorax.«

Der brasilianische Nachtreiher hat alle Kennzeichen unseres deutschen Vogels, selbst Füße, Schnabel und Iris eben so gefärbt; blos in der Größe findet sich scheinbar ein kleiner Unterschied, indem der europäische Vogel auf 20 Zoll Länge angegeben wird, wo ich den brasilianischen 24 Zoll 10 Linien lang fand. Diese Verschiedenheit des Maaßes giebt keinen hinlänglichen Grund, um beyde Vögel zu verschiedenen Arten zu machen, besonders da dieser Nachtreiher auch in Nord-Amerika vorkommt.

» 151. »wahrscheinlich ein Croton, der Tridesmys (Monæcia) sehr nahe verwandt.«

Croton gnaphaloides. Schrader a. a. O. pag. 708.

» 155. »die Aninga, eine merkwürdige hochstämmige Art Arum (Arum liniferum, Arruda.)«

Caladium liniferum, Nees ab Esenb.: C. caulescens, erectum, foliis sagittatis, lobis acutis, spadice spatham cucullatam ovato-lanceolatam aequante, caule attenuato. Aninga Piso Bras. p. 103. Scheint von Caladium arborescens, Ventenat verschieden zu seyn.

» 156 und 276. »eine neue Sophora mit gelben Blüthen.«

Sophora littoralis. Schrader a. a. O. pag. 709.

» 162. »eine vorzüglich schöne neue Art der Spechte, welche ich Picus melanopterus nenne.«

Azara hat diesen Vogel Vol. IV. p. 11. unter dem Nahmen des Charpentier blanc et noir beschrieben, aber seine Beschreibung ist so oberflächlich und kurz, daß man noch manches hinzusetzen muß, wenn sie hinlänglich deutlich werden soll.

» 237. »aber alle waren von der Art der Curica.«

Die Curica (auszusprechen Kurike) ist nach der Uebereinkunft der Naturforscher nicht Psittacus ochrocephalus Linn., sondern Psitt. æstivus (s. Kuhl Consp. Psitt. im 10. B. der Verhandl. der K. L. C. Acad.), dennoch ist zu bemerken, daß Linné's Beschreibungen zu unbestimmt sind und leicht auf beyde Vögel gedeutet werden können. Ps. æstivus (Le Vaillant pl. 110.) variirt in seinem Vaterlande nie, auch habe ich nie rothe Federn an seinem vorderen Flügelgelenke gefunden, wie an Ps. ochrocephalus. Man lese also in dem ersten Bande dieser Reisebeschreibung statt ochrocephalus immer æstivus.

» 246. »die grüne Viper.«

Cophias bilineatus: eine neue schöne bis jetzt noch unbeschriebene

Art. Das Exemplar, welches ich erhielt, ist 22 Zoll 8 Linien lang, wovon der Schwanz 3 Zoll 3 Linien wegnimmt, also etwa ¼ der ganzen Länge des Thiers. Bauchschilde 210, Schwanzschuppen-Paare 66. Gestalt schlank, Kopf herzförmig mit zwey großen Augenbraunschildern, übrigens wie der Körper mit kleinen, schmalen, länglich zugespitzten, gekielten Schuppen bedeckt. Zunächst an der Seite der Bauchschilde läuft eine Reihe von größeren rhomboidalen Schuppen; diese sind beynahe glatt und zeigen nur an ihrem oberen Rande eine kleine Vertiefung; After einfach, mit einer halbmondförmigen ungetheilten Schuppe bedeckt; Schwanz am Ende mit einer 1 Linie langen rothbraunen Hornspitze. Alle oberen Theile sanft bläulich hellgrün, in jeder Seite mit einer blaß strohgelben Linie bezeichnet, welche von der Reihe der größeren Randschuppen des Bauches gebildet wird; auf der Höhe des Rückens stehen in zwey Reihen abwechselnd kleine rostgelbe oft gepaarte Fleckchen, welche stets fein schwarz eingefaßt sind. Vom Auge, dessen Stern eine senkrechte Längsspalte ist, zieht längs der Seite des Kopfs ein rostgelber schwarz eingefaßter und gefleckter Streif; zwey ähnliche Striche stehen auf dem Hinterkopfe; Kieferränder mit lebhaft grüngelben Tafeln belegt, deren Ränder schwarz sind; Untertheile des Kopfs und Kehle lebhaft hellgelb; Unterhals hell grüngelb; Bauch und Unterseite des Schwanzes weißgelblich, an der Wurzel der Bauchschilde etwas blaugrünlich; Kopf und Vorderkörper auf der Oberseite auf dem grünen Grunde sehr fein schwarz punktirt und marmorirt; über den Schwanz läuft ein bläulich blasser Streif. In Brasilien Cobra verde oder Çurucucù de Pattioba.

Seite 255. »Cobra Caraës« hier lese man Coraës.

» 259. »Micos, eine unbeschriebene Affenart.«

Ich habe diesen Affen Cebus robustus benannt; Herr Dr. Kuhl hat davon in seinen Beyträgen zur Zoologie p. 35 eine vorläufige Nachricht gegeben.

» 259. »Gatos pintados, Felis tigrina?«

Diese Katze bildet eine noch unbeschriebene Species, welche ich Felis macroura nenne; ich habe eine vorläufige Nachricht davon in Herrn Dr. Schinz Uebersetzung von Cuvier Regne Animal mitgetheilt.

» 262. »sie fällten Stämme von Oiticica.«

Diesen Baum hat Arruda unter dem Nahmen Pleragina umbrosissima beschrieben (s. den Appendix zu Kosters travels.)

Seite 273. »und eine Haut der Jiboya (Boa constrictor.)«

Man findet in Seba's Werk folgende Figuren der Boa constrictor, welche durch ihre länglichen am Ende abgerundeten und ausgerandeten Flecken sehr kenntlich ist: Tom. I. Tab. 36. Fig. 5. (Varietäten scheinen Tab. 53. Fig. 1. und Tab. 62. Fig. 1.); Tom. II. Tab. 101. (Varietäten davon scheinen Tab. 100. Fig. 1.; Tab. 104 und Tab. 108. Fig. 3.)

» 279. »eine kleine Art von Penelope, die mit dem Parraqua.«

Ich vermuthe jetzt, daß der Aracuang auch von Humboldt's Phasianus garrulus verschieden seyn könne, doch nehme ich ihn für identisch mit demselben an, glaube aber, daß er von dem Parraqua oder Parakua getrennt werden müsse. Wir haben diese Vögel häufig geschossen und nie Farbenabwechslungen, aber immer einen weißen Bauch bey ihnen gefunden; daher glaube ich, daß Herr Temminck irrt, wenn er diese Penelope mit weißem Bauche für den jungen Vogel des Parraqua hält.

» 301. »der Garupa und des Mero, zweyer Arten von Seefischen.«

Ich habe diese Fischarten nicht beschreiben und bestimmen können, da ich sie nur eingesalzen, getrocknet und sehr verstümmelt zu sehen bekommen habe. Die Garupa von Porto Seguro ist ein großer Raubfisch, 5 bis 6 Spannen lang, vorne breit mit großem Kopf und Auge, mit Lippenknochen versehen, sein Körper wird nach hinten schmal und endet in eine verlängerte gabelförmige Schwanzflosse. Alle Schuppen des Körpers sind von einem schönen sanften Roth, aber an ihrer Wurzel weiß; von den Kiemen bis zu dem Schwanze läuft eine breite gelbe Binde, unter welcher sich noch drey feine gelbe Längsstreifen befinden; über der gelben Mittellinie stehen unregelmäßige gelbe Längsflecken; der Bauch ist weiß. Den Mero habe ich nicht gesehen, doch ist es wahrscheinlich der Fisch, welchen Marcgrav unter diesem Nahmen p. 169 beschreibt.

» 317. »und der große Carâo (Numenius Guarauna« und nicht Caraüna, wie durch Druckfehler hier gesetzt ist.)

Dies ist der Caru des Azara (Vol. IV. p. 223.); ich würde ihn für Ardea scolopacea, Linn. oder den Courliri ou Courlan des Büffon halten, wenn diesem nicht ein kammförmiger Nagel an der Mittelzehe gegeben würde, welcher meinem brasilianischen Vogel fehlt. Herr Professor Lichtenstein hat ihn sehr richtig für den Guarauna des Marcgrav (Numenius Gigas des Berl. Mus.) erkannt.

Seite 319. 320. u. a. a. O. »die Meerschwalbe mit gelbem Schnabel (Sterna flavirostris) auf.«

Dies scheint Sterna cayennensis zu seyn, die also nicht blos in Guiana, sondern auch an den brasilianischen Seeküsten gefunden wird. Ich habe sie südlich bis zum Espirito Santo beobachtet, sie geht aber vielleicht noch weiter hinab. Sie lebt an den Seeküsten, Landseen, und mehr nördlich selbst im Inneren der großen Wälder auf den Sandbänken der Flüsse, wo sie der erste Vogel ist, der mit seiner lauten Stimme den anbrechenden Tag begrüßt. Der alte Vogel hat citrongelben Schnabel und Füße, bey jungen Vögeln sind die letzteren schwärzlich gefärbt.

» 323. »ein Beutelthier (Gambá).»

Hier ist die Rede von Didelphys cancrivorus oder marsupialis.

» 324. »mit einem Schweine (Dicotylus labiatus, Cuv.) zurück.«

Man hat in Zweifel gezogen, ob die beyden von Azara beschriebenen Arten der süd-amerikanischen wilden Schweine wirklich richtig unterschieden seyen, eine Frage, welche auch Herr Professor Lichtenstein in seiner Erläuterung der Marcgrav'schen Beschreibungen aufgeworfen hat. Die beyden Thiere des Azara, der Tagnicati und der Taytetu sind vollkommen in der Natur begründet, und ich finde in allen Schriften, welche über Amerika handeln, Nachricht von ihnen. In Paraguay tragen sie die eben genannten Nahmen, bey den Portugiesen in dem von mir bereisten Theile des östlichen Brasilien Porco de queixada branca oder Porco do mato verdadeiro und Caytetu, bey den Botocuden Kuräck und Hokuäng u. s. w. Marcgrav erwähnt nur einer Art, des Taytetu oder Caytetu, und zwar unter dem Nahmen Taiaçu-Caaigoara. Nichts-desto weniger ist es aber gewiß, daß diese beyden Arten wilder Schweine über den größten Theil von Süd-Amerika verbreitet sind; so leben sie zum Beyspiel nach dem Zeugnisse des Missionärs Eckart am Maranhão, wo man eine kleinere Art Cahucúma nennt u. s. w. Die meisten Nachrichten über Süd-Amerika reden von zwey Arten wilder Schweine, nur die Corografia brasilica nennt deren drey, jedoch dieses Buch kommt in Hinsicht seiner naturhistorischen Nachrichten nicht in Betrachtung, und man kann bey den genannten Thieren Alters-Verschiedenheiten sehr leicht für Species halten.

» 334. »unsere Jagdzüge auf dem Quartel Dos Arcos.«

Zusatz. Auf der Insel Cachoeirinha selbst fanden wir, ob

sie gleich nur klein ist, mancherley Vögel. Die Gesträuche unmittelbar in der Nähe der Gebäude waren von einer großen Menge von Spiegeltauben (Pomba de Spelho, Columba, Geoffroi. Temm.) besucht, welche auf der Erde Sämereyen auflesen; eben so die Juruti (Columba iamaicensis), die Caçaróba oder Pucaçú (Columba rufina), die Rolla (Col. minuta) und andere Arten dieser angenehmen Vögel, welche den Wohnungen weniger nahe kommen. In den Gebüschen sang der Péga (Oriolus cayennensis), die Fruchtbäume besuchte in Menge der Japú (Cassicus cristatus), der Guasch (Cassicus hæmorrhous), auf hohen dürren Zweigen der Waldbäume sonnte sich am frühen Morgen, um sich vom nächtlichen Thaue zu trocknen, der Japúi (Cassicus persicus). Unzählige Fliegenvögel umschwirrten die Blüthen der Orangen- und Melonenbäume (Carica), besonders Trochilus Mango, auritus, ferrugineus, ater, viridissimus und am häufigsten saphirinus, so wie viele andere. Im hohen Walde schrieen und flogen in Menge die Papageyen, Psittacus severus, guianensis, erythrogaster, squamosus, menstruus, Dufresnianus, und der kleinste grün und blaue Parkit (Psitt. passerinus, Linn.) kam in zahlreichen Gesellschaften unmittelbar an die Wohnungen. Die dichten Rohrgehäge und Gesträuche, welche das Ufer der Insel einfassen, bewohnt der große Batara des Azara (Vol. III. p. 419.), ein Vogel, welchen ich an keinem anderen Orte noch gefunden hatte. Er lebt verborgen in den dichtesten schattenreichsten Gesträuchen, und kommt zuweilen hervor, um sich auf einen Zweig zu setzen und seine sonderbare Stimme hören zu lassen.

Seite 338. »weidenartiger Strauch, von den Einwohnern Çiriba genannt.«

Sebastiana riparia, Schrader a. a. O. p. 713.

» 338. »ein Strauch mit weißen Blumenbüscheln, welche einen sehr angenehmen Nelkengeruch aushauchen.«

Ocotea angustifolia, Schrader a. a. O. p. 711.

» 338. »eine andere sehr niedliche Pflanze, welche mit dem Genus Scabiosa verwandt zu seyn scheint.«

Schultesia capitata, Schrader a. a. O. p. 708.

» 350. »Wasserfall, der sich von Ferne durch sein Geräusch ankündigt.«

Die Corografia brasilica giebt (T. II. p. 79.) mit folgenden Worten eine Nachricht von diesem Wasserfalle: »Indem er (der Fluß Belmonte) die Gebürgskette der Aymores durchschneidet, drängt

er sich zwischen zwey ungleich hohen Bergen hindurch (von welchen der auf der nördlichen Seite, Monte de S. Bruno genannt, der höchste ist), und stürzt sich nun sogleich in einen Schlund, welcher eine Röhre von mehr als zwanzig Klaftern Höhe bildet; hier verursacht der aufspritzende Dampf eine ewige Wolke, und sein Getöse wird zuweilen 4 Legoas weit gehört.« Der letztere Theil der Erzählung scheint ein wenig zu stark ausgedrückt.

Seite 354. »und die Petrea volubilis mit ihren langen himmelblauen Blumenrispen aus.«

Petrea denticulata, Schrader a. a. O. p. 712.

» 375. »und der Fischaar (Falco Haliaëtus, Linn.)«

Der brasilianische Fischaar scheint vollkommen mit dem europäischen Vogel dieser Art übereinzustimmen; ein solcher weiblicher Vogel, welchen meine Jäger am Flusse Belmonte erlegten, hielt 22 Zoll 2 Linien in der Länge.

Zu dem zweyten Bande.

II.

Seite 78. lese man nicht Psittacus ochrocephalus sondern Psitt. aestivus.

» 81. »bey Mogiquiçaba erwähnte Palme, die man Cocos de Piaçaba nennt.«

Da ich aus eigener Ansicht über das Vorkommen der langen Fasern des Piaçaba-Baums nicht den gehörigen Aufschluß geben kann, so will ich wenigstens die mir über diesen Gegenstand von Herrn Freyreiß mitgetheilte Aussage der Indier hier folgen lassen. Nach der Versicherung dieser Leute wachsen jene langen Fasern in der Gegend der Blattstiele und der Blüthenkolbe, mit welchem sie bey jedem neuen Anwuchse hinaufrücken, an Länge zunehmen und zuweilen aus der Basis der Krone bis zur Erde hinabreichen. Die Indier sollen öfters an denselben den Baum, seiner Früchte wegen, ersteigen. Die Taue, welche man aus diesen Fäden bereitet, sind sehr dauerhaft und werden von allen in diesen Regionen der Küste schiffenden Fahrzeugen benutzt. Die Verfertigung dieser Taue ist ein

einträgliches Geschäft: ein Sclave der sich mit der Einsammlung dieser Fasern beschäftiget, verdient täglich 12 bis 14 Vintems (ein Vintem ist etwa $\frac{1}{20}$tel eines Guldens).

Seite 85. »eine Posoqueria 6 bis 8 Fuß hoch.«

Posoqueria revoluta Schrader in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 72stes Stück, den 5. May 1821. S. 714.

» 86. »zwey niedrige Pflanzen, eine Calceolaria.«

Physidium procumbens, Schrader a. a. O. pag. 714.

» 86. »und eine Cuphea.«

Cuphea fruticulosa, Schrader a. a. O. pag. 715.

» 108. »eine merkwürdige Pflanze, die ich weder vorher noch nachher wieder gesehen habe.«

Nematanthus corticola, Schrader a. a. O. pag. 718.

» 126. »dem Piau, der Piabanha und Traïra.«

Der Piau ist Salmo Friderici, der auch in Surinam vorkommt; die Piabanha ist durch einen zinnoberrothen Fleck hinter den Brustflossen ausgezeichnet, und die Traïra ist wahrscheinlich Marcgrave's Tareira do Rio (pag. 157). Ein unangenehmer Zufall, wo ein Theil meiner Papiere benetzt wurde, hat mir den Verlust der Beschreibungen verschiedener Flußfische zugezogen; ich bin daher nicht im Stande alle von mir genannten Fische zu bestimmen oder zu beschreiben, doch hoffe ich diese Lücke in der Zukunft ausfüllen zu können.

» 129 und 130. »die hochrothe, der Bignonia verwandte Blume.«

Neowedia speciosa, Schrader a. a. O. pag. 706.

» 141. »eine große Anzahl interessanter Farrenkräuter.«

Ich habe von meiner Reise über hundert Arten von Farrenkräutern zurückgebracht, wovon etwa die Hälfte von Herrn Schrader für neu erkannt wurde.

» 145. »eine noch unbekannte Pteris.«

Pteris paradoxa, Schraderi. Dieses Farrenkraut zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die sterile frons bald ungleich fünflappig, bald sponton-pfeilförmig (hastatosagittata) ist; die fruchttragende frons hingegen pinnatifida, laciniis linearibus: infimis 2 — 3 fidis, reliquis indivisis.

» 153. »ein schönes niedriges Gewächs mit hoch brennend orangenfarbigen Blumen.«

Synandra amoena, Schrader a. a. O. pag. 715.

Seite 455. Lese man statt Tanagra cayennensis — Tanagra flava.

» 166. »und über und über mit hochorangenfarbenen Blumenkegeln, der Blüthe der Roßkastanie (Aesculus) ähnlich, geschmückt war.«

Cassia excelsa, Schrader a. a. O. p. 717.

» 167. »ein Baum mit hochscharlachrothen Blumen aus der Familie der Malven.«

Schouwia semiserrata, Schrader a. a. O. pag. 717.

» 167. »eine schön hell zinnoberroth blühende rankende Pflanze aus der Diadelphia u. s. w.«

Clitoria coccinea, Schrader a. a. O. pag. 717.

» 168. »welchen ich Psittacus cactorum genannt habe.«

Herr Dr. Kuhl in seinem Conspectus Psittacorum hat diesen Vogel aus Versehen (p. 82.) unter die kurzgeschwänzten Papageyen gesetzt, da er doch einen langen keilförmigen Schwanz hat.

» 174. »eine neue Art Nachtschwalbe, hier Cariangú genannt.«

Dieser Vogel ist Azara's Nacunda (Vol. IV. p. 119.)

» 176. »herrliche Cassia-Stämme, deren große orangenfarbene Blumenbüschel den köstlichsten Geruch duften.«

Bactyrilobium ferrugineum, Schrader a. a. O. pag. 713.

» 176. »und ein rankendes Gewächs mit hochdunkelrothen Blumen, welches über unseren Häuptern das Gebüsche zu einem Laubengange verflocht.«

Ipomœa sidæfolia, Schrader a. a. O. pag. 719.

» 190. »den gehörnten Fliegenvogel.«

Herr Temminck hat während des Druckes dieses zweyten Bandes meiner Reisebeschreibung, in seinem Nouveau recueil de planches coloriées d'oiseaux, den hier erwähnten Fliegenvogel unter dem Nahmen Trochilus bilophus abbilden lassen. Ich hatte ihm diese von uns in den Campos Geraës zuerst aufgefundene schöne Species mitgetheilt.

» 191. »und die Eule des Campo.«

Molina sagt in seiner Beschreibung nichts von den dunkeln Flekken des Unterleibes, welche ich an den brasilianischen Vögeln dieser Art gefunden habe; doch hat er vielleicht in seiner oberflächlichen Beschreibung dieses Charakters zu erwähnen vergessen. Es ist gewiß, daß die von mir gefundene Eule die Urucurea des Azara ist.

Seite 192. »und eine andere mit scharlachrothen Büscheln von Staubfäden.«

Acacia asplenioides. Nees ab Esenb.: A. inermis, foliis bipinnatis, partialibus bitrijugis, propriis 12 — 15 jugis sessilibus, petiolo communi hirsuto, spicis globosis pedunculatis terminalibus corymbosis.

» 230. »einer neuen Art Tagetes, die einen starken angenehmen Geruch verbreitet.«

Tagetes glandulifera, Schrank. Plant. rar. H. Monac. n. 51.; vielleicht mit minuta einerley, wenigstens paßt so ziemlich Dillenius Abbildung dieser Pflanze, welche Linné anführt. Siehe Schrader a. a. O. pag. 714.

» 231. »Schön hochgelb blühende Cassia-Stämme.«

Cassia speciosa, Schrader a. a. O. p. 718.

» 235. »einer neuen Art von Ipomœa mit hoch brennend feuerfarbigen großen Blumen.«

Convolvulus igneus, Schrader a. a. O. pag. 716.

» 238. »ein 4 bis 5 Fuß hoher Strauch, mit großen gelben, inwendig violet punktirten Röhrenblumen.«

Holoregmia viscida, Nees ab Esenb.: Class. Linn. Didynamia Angiospermia; Familia naturalis Bignoniacearum. Locus prope Spathodeam et Crescentiam. Charakter essent.: Calyx tubulosus, trilobus, latere infero fissus. Corolla infundibuliformis, limbo, quinquefido, subæquali. Nectarium-gynobasicum, magnum, disciforme. Rudimentum filamenti quinti. Capsula bilocalaris.

» 240. »wovon die eine eine Azolla.«

Azolla magellanica. W., Schrader a. a. O. pag. 715.

» 240. »die andere, Potamogeton tenuifolius Humb. et Bompl.«

Najas tenera, Schrader a. a. O. pag. 715.

» 240. »mit einer neuen Art von Caulinia vermischt war.«

Caulinia W. (Fluvialis, Pers.) tenella, Nees ab Esenb.: C. foliis oppositis, linearibus argute serratis flexilicus, caule trichotomo.

» 242. Als Zusatz zu der Notiz von Cophias holosericeus (in der Note) bemerke ich, daß er 140 bis 141 Bauchschilde hat.

» 242. »der Acahé des Azara (Corvus cyanopogon.)«

Herr Temminck hat in seinem schönen, allen Liebhabern der Ornithologie willkommenen Werke Nouveau recueil de planches

coloriées d'oiseaux Tab. 58. eine Abbildung des Acahé gegeben, nach welcher man sich keine richtige Vorstellung des Vogels machen würde; denn seine oberen Theile sind durchaus nicht blau, wie die Tafel mit einer schönen Farbe angiebt, sondern schwärzlich, der Schwanz besonders schwarz, und der Oberhals und das Genick blaß weißbläulich, oft etwas ins Violette fallend. Die schöne blaue Farbe, welche die hier angeführte 58ste Tafel ziert, gehört hingegen vollkommen dem blauen weißschwänzigen Heher an, welchen ich Seite 191 des zweyten Bandes dieser Reisebeschreibung in der Note kurz erwähnt habe. Es ist möglich, daß man sich bey der Illimunation jenes Kupferstiches durch die Beschreibung des Azara hat irre führen lassen: denn ich muß bemerken, daß dieser übrigens so gewissenhafte Naturforscher, in der Angabe der Farben sehr unrichtig oder oberflächlich ist, indem er zum Beyspiel bleyfarben oder aschgrau häufig himmelblau, schwarz mit einem kaum merklich bläulichen Schein — himmelblau oder blau nennt u. s. w.

Seite 243. »eine Aristolochia mit höchst sonderbar gebauter colossaler Blume.«

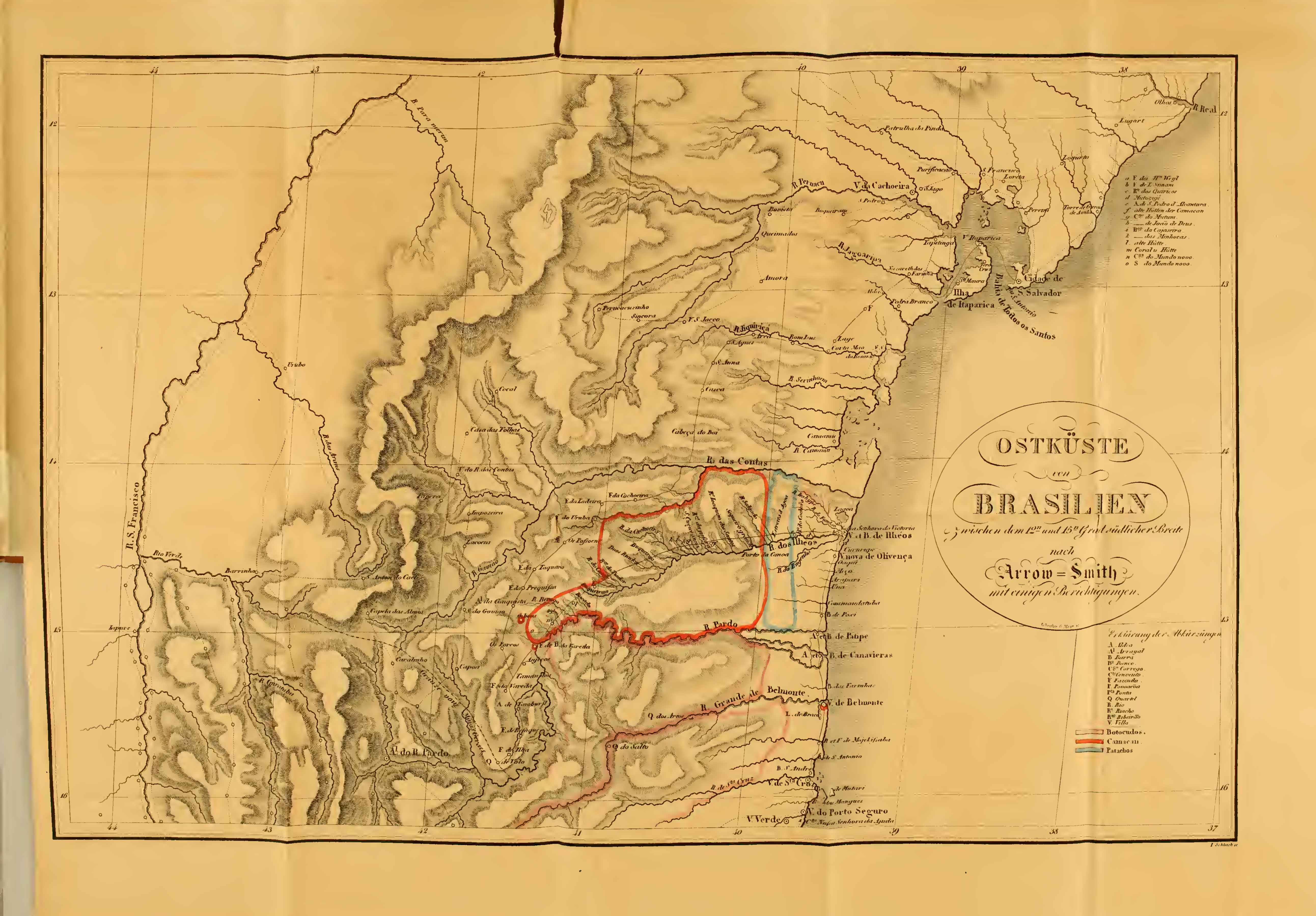
Aristolochia marsupiiflora, Schrader a. a. O. pag. 719.

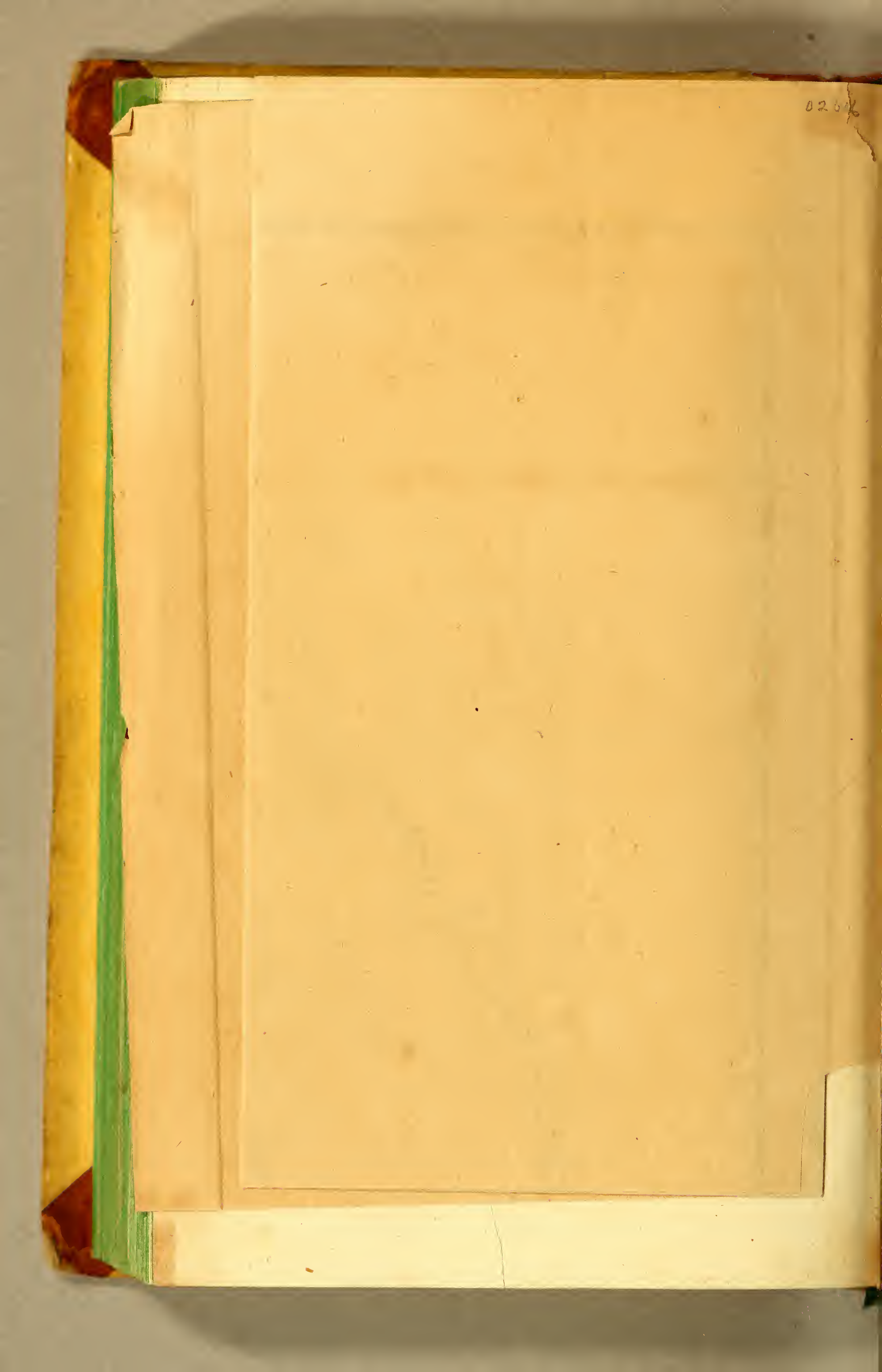
» 243. »drey verschiedene Arten von Ilex.«

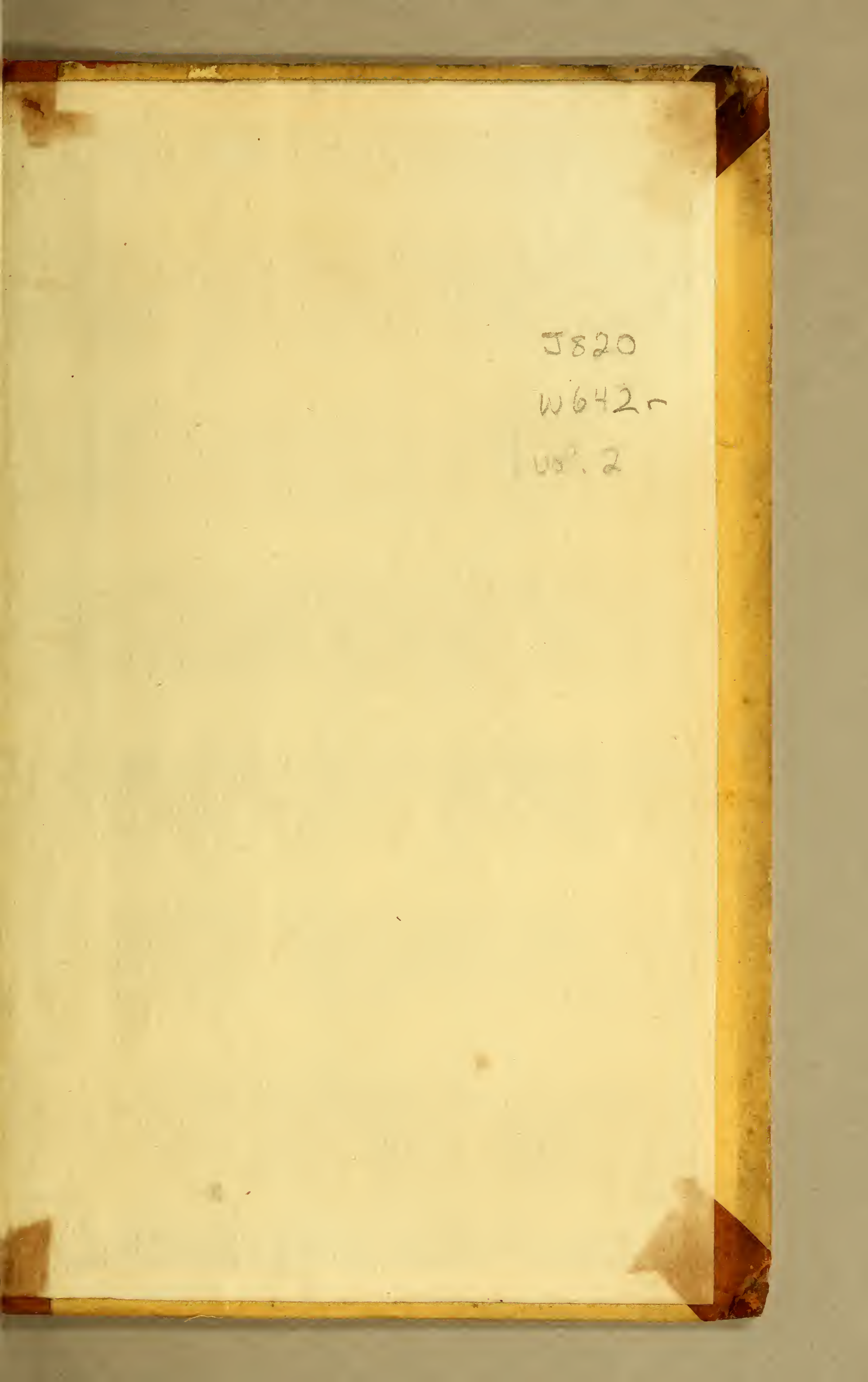
Celastrus ilicifolia, Schrader a. a. O. pag. 719 und 716. — Celastrus quadrangulata a. a. O. pag. 716.

Druckfehler.

Seite 91. Zeile 4. der Note, setze statt: um das Kinn — unter dem Kinne.
„ 145. „ 6. von unten, stetze statt: Canella — Canela.
„ 146. in der Note, setze statt: Amer. l'Amer.
„ 154. Zeile 3. von unten, setze statt: Joâo Gonsalves — Joâo Gonçalves.
„ 170. Zeile 2. setze statt: Ajaia — Ajaja.
„ 255. „ 14. von unten, setze statt: Faria — Farýa.
„ 282. „ 16. und 282. Zeile 6 und 7. von unten, setze Pallast für Palast.


OSTKÜSTE
von
BRASILIEN
zwischen dem 12^n und 15^n Grad südlicher Breite
nach
Arrow = Smith
mit einigen Berichtigungen.
Erklärung der Abkürzungen
A. Aldea
Al. Arrayal
B. Barra
Bº Banco.
Cgº Corrego.
Cto Convento.
F. Fazenda.
P. Povoacõa
Pta Ponta
Q. Quartel
R. Rio
Rº Riacho
Rão Ribeirão
V. Villa
Botocudos.
Camacan.
Patachos
R. das Contas
R. dos Ilheos
R. Pardo
R. Grande de Belmonte
R. S. Francisco
V. de Belmonte
V. do Porto Seguro
V. Verde
Cidade de S. Salvador
Bahia de Todos os Santos
Ilha de Itaparica
V. da Cachoeira
V. nova de Olivença
B. de Canavieras
R. Real




J820
W642r
vol. 2